Die entwicklungs... der menschheit

Franz Carl Müller-Lyer

Phasen der Kultur

und

Richtungslinien des Fortschritts.

Soziologische Überblicke

von

Dr. F. Müller-Lyer.

München 1908.
J. F. Lehmanns Verlag.

Published November 20, 1908

Vorwort.

(Ziel und Plan.)

Bekanntlich ist die menschliche Gesellschaft aus unscheinbaren Anfängen im Verlauf unermesslicher Zeiträume zu immer verwickeltern und höheren Formen des Daseins aufgestiegen. Erst waren es vereinzelte kleine Horden, die in ganz tierähnlicher Weise in den Wäldern umherschweiften; dann vereinigten sich die Horden zu Stämmen, die Stämme später zu Völkern, die Völker zu Staaten, die Staaten wiederum zu Großstaaten, und jetzt sind fast alle Völker der Erde durch den Welthandel zu einer einzigen großen Arbeitsgemeinschaft verbunden. Und während so Schritt für Schritt die Menschheit zu höher organisierten Gruppenbildungen überging, wurde jede Generation die Lehrmeisterin der folgenden und die Errungenschaften der Kultur häuften sich zu einem immer mächtigern Reichtum an. Die Menschen bildeten die Sprache, den eigentlichen Kulturträger, und das Werkzeug aus, sie zähmten das Feuer, dann schritten sie fort zur Erfindung des Ackerbaus und der Tierzucht, zur Gewinnung und Verarbeitung der Metalle, sie ersannen Religionen, Künste und Wissenschaften, schufen allerlei sinnreiche Maschinen und lernten mehr und mehr die äussere Natur zu beherrschen.

Aber dieser gewaltige Vorgang der Umwandlung aller menschlichen Dinge, den wir Kultur nennen, durchlief den allergrößten Teil seines Weges, ohne daß der Mensch auch nur die entfernteste Ahnung davon gehabt hätte. Seinem kleinen Blick war alles Große noch zu groß; seiner Wahrnehmung blieb das langsame Fortschreiten der Kultur ebenso verborgen wie die rasende Fahrt, die er in seinem Wohnsitz auf der Erde um die Sonne zurücklegt.

Da ereignete sich mit dem Erwachen der abstrakten Kulturwissenschaft, der Soziologie, jener große Augenblick in dem

Drama der Menschheitsgeschichte — ein Wendepunkt von unabsehbaren Folgen: Die Kulturentwicklung überschritt die Schwelle des menschlichen Bewußtseins. Der Mensch erkannte, daß er sich inmitten einer ungeheuren fortschreitenden Bewegung befindet. Wie ein Kind, das zum ersten Mal das Wörtchen „Ich“ ausspricht, war die Menschheitsvernunft zum Selbstbewußtsein gekommen.

An diesem Wendepunkt muß sich nun auch notwendig der Charakter der Kulturbewegung ändern: Unbewußtes Treiben wird in bewußtes Handeln übergehen. Stand früher der Mensch der Kulturbewegung wie einer unbekannten Gewalt gegenüber, die an unsichtbaren Fäden das Schicksal des menschlichen Geschlechts lenkte, so darf jetzt sein nie rastender Geist hoffen, die erkannte Bewegung auch immer mehr seinem bewußten Willen unterwerfen zu können und schließlich Herr und Meister zu werden über die Kultur, die er bis dahin, in triebartigem Dasein befangen, wie ein blindes Verhängnis über sich ergehen lassen mußte.

* * *

Doch der Weg zu diesem Ziel ist lang. Soll die Kulturbewegung beherrscht werden, so muß sie zuerst verstanden sein. — Als ein Mittel zu diesem Zweck betrachte ich eine Forschungsmethode, die zwar durchaus nicht neu, die aber in der Kulturwissenschaft niemals konsequent durchgeführt worden ist; nämlich die vergleichende Methode der Naturwissenschaften, die ich in ihrer Anwendung auf die Kulturentwicklung die „phaseologische Methode“ nennen möchte. Nach dieser Methode wird das Gesamtgebiet der Kultur zunächst in seine einzelnen Hauptteile zerspalten, von denen die wichtigsten sind: Wirtschaft, Familie, Soziale Organisation, Sprache, Wissen, Glauben, Moral, Recht und Kunst. Auf jedem dieser Untergebiete wird der Verlauf, den die einzelnen Kulturerscheinungen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage genommen haben, in eine Folge von (Stadien oder) Phasen zerlegt. — Vergleicht man alsdann die einzelnen Phasen miteinander, so entdeckt man gewisse Linien, die sich durch den ganzen Phasenverlauf hindurchziehen: „die Richtungslinien des Fortschritts.“

Diese Linien lassen deutlich erkennen, daß die Kulturentwicklung eine fortschreitende Bewegung ist, und zugleich, daß diese Bewegung nicht aufs Geratewohl fortschreitet, sondern gesetzmässig in bestimmter Richtung. Sie legen uns den Gedanken nahe, die Richtung, in der sich die Kultur bewegt, zu erforschen. Nachdem uns eine Entwicklungsstrecke erschlossen ist, die sich nicht bloß über Jahrhunderte, sondern über ungezählte Jahrtausende hinzieht, ist die Zeit gekommen, wo ein solcher Versuch wohl nicht mehr als allzu kühn bezeichnet werden muß.

Die Richtungslinien geben uns aber auch für die Gegenwart neue Aufschlüsse. Die Zustände, unter denen wir leben, lernen wir verstehen als die augenblicklich letzten, aber immer weiterdrängenden Glieder unendlich langer Entwicklungsreihen. So erkennen wir, um ein Beispiel vorauszunehmen, daß die auch jetzt noch viel umstrittene Frauenbewegung nur ein notwendiges Glied ist in der Entwicklungsreihe: 1. Geschlechtliche Arbeitsteilung, 2. Arbeitsteilung der Männer, 3. Arbeitsteilung der Frauen, und daß auch diese Reihe wieder nur eine Teilerscheinung ist des allgemeinen Gesetzes der Differentiation, das die gesamte organische und Kultur-Entwicklung beherrscht.

Die Richtungslinien sind, schließlich, Wegweiser. Wenn wir ihr Studium vertiefen durch die Untersuchung der wirkenden Ursachen, der soziologischen Mächte, die den Wunderbau der Kultur aufgerichtet haben, so gelingt es schon jetzt, auf einzelnen Gebieten die Gesetzmäßigkeit, der die Kulturbewegung folgt, aufzudecken, und so aus den vergangenen Phasen die künftigen zu erraten oder vorauszuahnen. Freilich, die Zukunft vorauszusagen ist unmöglich. Aber es ist auch schon von Bedeutung, in jedem Augenblick der Geschichte das Ziel zu erkennen, dem die Kulturbewegung zustrebt und damit Klarheit zu gewinnen über die Linie des geringsten Widerstandes, auf der sich der Fortschritt weiterbewegt.

* * *

Dies ist also unser Weg: Von den soziologischen Tatsachen (die, ideell gesprochen, alle Völker, alle Erdräume und alle Zeiten umfassen müßten) zu den Phasen der Kultur, von den Kulturphasen zu den Richtungslinien des Fortschritts, von den

Fortschrittslinien zu den Gesetzmäßigkeiten der Kulturentwicklung. — Auf diesem Weg nähern wir uns — von weitem, langsam, Schritt um Schritt — dem Ziele der Soziologie: Denn wie die Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Natur zur Naturbeherrschung geführt hat, so wird die Erkenntnis der Kulturgesetze den Menschen befähigen, in den (für menschliches Erfassen) zweck- und sinnlosen Vorgang der Entwicklung allmählich immer mehr ziel- und zwecksetzend einzugreifen und so ein neues und besonders wichtiges Gebiet des unbewußten Geschehens dem Bewußtsein — dem bewußten Willen — zu erobern.

* * *

Die „phaseologische Methode" soll für alle wichtigern Gebiete der Kultur in Anwendung gebracht werden. Der gesamte Stoff wird sich in folgender Weise verteilen:

Ein erster Teil (der vorliegende) enthält zunächst die Phasen der wirtschaftlichen Entwicklung (die „Phaseologie" der Wirtschaft). Diesem Teil könnte man den Titel: „Die Kulturstufen" zuerteilen, weil es üblich ist, mit dem Maßstabe gerade der wirtschaftlichen Entwicklung die Höhe der Gesamtkultur zu messen und die Phasen der Wirtschaft als Kulturstufen schlechtweg zu bezeichnen.

Der zweite Teil behandelt die Entwicklungsgeschichte der Fortpflanzung (der Liebe, Ehe, Familie, Verwandtschaft usw.),

der dritte Teil die Entwicklung der sozialen Organisation (von der Horde bis zum Großstaat),

der vierte Teil — ursprünglich, vor langen Jahren, der Ausgangspunkt dieser Arbeit — die Geschichte des menschlichen Verstandes, d. h. die Entwicklung der Sprache, des Wissens, des philosophischen und religiösen Glaubens,

der fünfte Teil die Entwicklung der Moral, des Rechtes und der Kunst.

Ein Schlußband wird die gesamten Richtungslinien und allgemeinen Gesetzmäßigkeiten zusammenfassen, die in der Kulturentwicklung bis jetzt zu erkennen sind.

* * *

Das ganze Werk umfaßt also in den ersten fünf Teilen die spezielle, im Schlußteil die allgemeine, somit die ganze Kulturwissenschaft, oder was im Sinne Aug. Comtes dasselbe ist, die gesamte Gesellschaftslehre oder Soziologie und soll den Leser zugleich mit den Ergebnissen dieser neuen und herrlichen, leider aber noch so unfertigen Wissenschaft bekannt machen. Da aber die Soziologie, trotz ihres kurzen Bestehens, schon jetzt zu so riesenhaftem Umfang gediehen ist, daß eine ausführliche Darstellung vielleicht ebensoviele Bände erfordern würde, als diese Arbeit Blätter zählt, so sollen überall nur die wichtigsten Grundlinien der Entwicklung gezogen und alle Einzelheiten, die für die Charakterisierung der Phasen und für das Verständnis des Entwicklungsganges nicht durchaus notwendig sind, geflissentlich übergangen werden.

Jeder Teil setzt sich aus einer Reihe von Einzeldarstellungen zusammen, die, obgleich Glieder eines Ganzen, doch als selbständige Werke verfaßt sind, und von denen jedes für sich allein, wenn auch natürlich nicht mit demselben Gewinn wie im Zusammenhang, gelesen und verstanden werden kann. — Da Fach- oder besondere Vorkenntnisse nicht vorausgesetzt werden, beginnt der erste Teil mit einer Einleitung, die den Leser in die Soziologie einführen soll.

Inhaltsübersicht:

Inhaltsverzeichnis.

I.

Einführung in die Gesellschaftslehre (Soziologie).

II.

Entwicklungsgeschichte der Nahrung, des Werkzeugs, der Kleidung und der Wohnung.

III.

Die Entwicklungsgeschichte der Arbeit.

IV.

Die Ursachen des Kulturfortschritts.

V.

Überblick über die Kulturstufen.

VI.

Über den „Sinn" der Kultur und über die Bedeutung des Begriffes Fortschritt.

Verzeichnis der in den Text eingefügten tabellarischen Überblicke.

I.

Einführung

in die

Gesellschaftslehre (Soziologie).

I. Kapitel.

Über Kultur und Kulturwissenschaft.

Begriff der Kultur.

Unter Kultur versteht man bekanntlich die Summe aller jener Fortschritte und Errungenschaften, die die menschliche Gesellschaft in materiellen und geistigen Dingen, im Wissen und Können, in Sitten und Gebräuchen, in ihren gesamten Leistungen und Lebensäußerungen seit ihren ersten Anfängen sich zugeeignet hat.

Indem der Mensch in geselligen Verbänden lebt und durch die Sprache die Gabe der Mitteilung besitzt, kann das einzelne Individuum seine Erfahrungen zum gesellschaftlichen Gemeingut erheben. Die geistigen Güter sammeln sich im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende zu einem immer gewaltiger werdenden Reichtum an; es findet in den Köpfen der Einzelnen eine solche Anhäufung und Konzentration von Kenntnissen und Fähigkeiten statt, daß die Menschheit fähig wird, allmählich immer höher aus dem Tierischen heraus emporzusteigen, die Natur immer mehr ihren Zwecken dienstbar zu machen und die Herrschaft auf Erden für sich in Anspruch zu nehmen. — Während beim Tier die Sprache, das Werkzeug des Fortschritts, fehlt oder doch nur mangelhaft ausgebildet ist, und jede Generation wieder da anfängt, wo die frühere angefangen hat, kann in der menschlichen Gesellschaft jede neue Generation an dem Punkt weiter fortschreiten, wo die vorhergehende aufgehört hat; jedes Geschlecht wird zum Lehrer des nachfolgenden, und es findet eine fortschreitende Veränderung statt — der Kulturprozeß — der langsam und allmählich alle Gebiete menschlicher Daseinsbetätigung ergreift und in immer höhere Formen hinaufführt.

Wenn wir uns eine Horde Wilder vorstellen, die, Tieren ähnlich, unstät durch die Wälder schweifen, sich vom Fleisch erlegten Wildes und von wild wachsenden Pflanzen nähren, die des Nachts im Freien oder in einer Felsenhöhle kampieren und von der Hand in den Mund leben, — und auf der andern Seite einen modernen Großstaat mit seinen Dörfern und Städten, Viehtriften und Ackerfluren, mit seinen Eisenbahnen, Maschinenanlagen, Schulen, Kirchen, Theatern, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Börsen, Parlamenten, Gefängnissen, Irrenanstalten, mit seiner ungeheuren, dem Wink eines Einzelnen gehorchenden Armee, mit seiner alle Meere der Erde befahrenden Kriegs- und Handelsflotte, mit seiner nach Millionen zählenden Bevölkerung, die in tausendfältiger Arbeitsteilung Waren erzeugt und umtauscht — so haben wir in diesem gewaltigen Gegensatz nichts anderes vor uns als den Anfangs- und Endpunkt der Entwicklungsstrecke, den der Kulturprozeß bis jetzt durchlaufen hat.

Dieser weite Weg wurde in Zeiträumen, die verglichen mit der flüchtigen Daseinsdauer des Einzelmenschen unermeßlich erscheinen, unter langen Stillständen und Ruhepausen, ja Rückfällen, Schritt für Schritt, von Etappe zu Etappe, oder wie wir sagen: von Phase zu Phase ganz allmählich zurückgelegt. Anfangs folgten sich die einzelnen Phasen (oder Formen der Metamorphose) gar langsam und unmerklich; dann, je mehr die einzelnen Völker miteinander in Berührung tretend ihre geistigen Güter austauschen konnten, je mehr der Fortschritt fortschrittsfähig machte, in immer schneller werdendem Zeitmaß, so daß in unsern Tagen die Tatsache einer fortschreitenden Entwicklung auch dem oberflächlichen Blick nicht mehr verborgen bleiben kann.

Geschichtliche und vorgeschichtliche Kulturphasen.

Der weitaus größte Teil der Kulturentwicklung lief ab, ohne daß diese Bewegung dem Menschen auch nur im entferntesten zum Bewußtsein gekommen wäre. Die Frage nach der Geschichte und Herkunft seines Geschlechtes vermochte er nur durch kindlich-naive Sagen und Fabeln oder durch die Behauptung zu beantworten, daß es „immer so“ gewesen sei. Unter den alten Kulturvölkern war sogar die Meinung weit verbreitet, daß sie mensch-

liche Entwicklung ihren Anfang mit einem goldenen, paradiesischen Zeitalter genommen habe, um von dort von Generation zu Generation immer mehr herabzusinken und zurückzuschreiten. Immerhin blitzten auf einigen Höhepunkten des griechischen und römischen Denkens bereits Ahnungen auf (z. B. bei Empedokles, bei den Epikuräern), die von der Wirklichkeit nicht allzuweit entfernt waren. Aber nach dem Verfall der antiken Staaten fand eine Unterbrechung des Kulturfortschrittes statt, ein Rückfall: an die Stelle der hochgestiegenen Alten traten neue barbarische Völker auf die Weltbühne, die, wie es ihrer geistigen Verfassung entsprach, jene ersten wissenschaftlichen Ahnungen wieder durch die Mythe ersetzten, die nun Jahrhunderte lang herrschte.

Unterdessen reihte sich an das „Altertum" das „Mittelalter" und an dieses die „Neuere Zeit", und so übersah man von der Entwicklung wenigstens einen kleinen Teil, die geschichtlichen Phasen, die man unter der Bezeichnung „Weltgeschichte" zusammenfaßte, in dem Glauben, daß gleich hinter das Altertum der Anfang der Welt gesetzt werden müsse, deren Alter bis vor noch gar nicht langer Zeit auf etwa 6000 Jahre geschätzt wurde.

Diese Auffassung ist, wie wir jetzt erkennen, schon an sich unhaltbar. Denn die Kultur der ältesten Völker war, als sie in das Licht der Geschichte traten, schon eine so hohe und von allen urzeitlichen Anfangsgründen schon so weit entfernt, daß es fast ebenso ungereimt ist, darin Anfänge der Kultur sehen zu wollen, als wenn ein künftiger Forscher in einigen Jahrtausenden etwa das Klavier für ein urzeitliches Musikinstrument oder die Lokomotive für eines der ältesten Transportmittel erklären würde. Außerdem waren aber auch alle diese ältesten geschichtlichen Völker im Besitze der Schrift, ohne die es eine Geschichte (Geschichtschreibung) ja überhaupt nicht geben kann. Da nun aber die Schrift eine sehr späte Errungenschaft der Kultur ist, so folgt schon aus dieser Erwägung, daß den geschichtlichen Phasen andere vorausgegangen sein müssen: vorgeschichtliche oder prähistorische Kulturphasen, die im Dunkel einer längst verschollenen Vorzeit begraben liegen, und über die die Geschichte keinerlei Auskunft zu geben vermag.

Erschließung der vorgeschichtlichen Phasen.

1. Durch die Prähistorie.

Aber die Forschung gelangte zu andern Mitteln, um diese vorgeschichtlichen Phasen zu erschliessen. In den Schichtungen der Erdrinde fand man die Spuren, die die Menschen dort in den Urzeiten hinterlassen hatten: Waffen, Werkzeuge, Geräte, Schmuck- und allerhand Gebrauchsgegenstände, Nahrungsmittel, Gräber, Denkmäler usw., die es den Prähistorikern ermöglichen, sich über den damaligen Kulturzustand eine deutliche Vorstellung zu machen. Im Jahre 1836 stieß Boucher de Perthes im Sommetal, im nördlichen Frankreich, auf die Überreste des Menschen des Diluviums, der Eiszeit; 1853 entdeckte man die Pfahlbauten. Bald mehrten sich die Funde, zunächst in Europa, dann in allen andern Erdteilen, so daß man zahlreiche Museen damit füllen konnte. Aus ihrer Bearbeitung ging eine neue Wissenschaft hervor, die Prähistorie, „die Wissenschaft des Spatens", die eine solche Ausdehnung erlangt hat, daß der bisherige bescheidene Namen der Vorgeschichte schon zu eng dafür geworden ist, und die man deshalb nach neuerem Vorschlag besser als Paläontologie des Menschen bezeichnen würde.

2. Durch die vergleichende Völkerkunde.

Einen ganz andern Weg zur Aufhellung der vorgeschichtlichen Phasen beschreitet eine zweite, ebenfalls neue Wissenschaft, die komparative Ethnologie oder die vergleichende Völkerkunde.

Schon Schiller hat diese Wissenschaft vorausgeahnt; er sagt in seinem Vortrage über Universalgeschichte: „Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herumstehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese

rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wiederherzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! Und doch ist es nicht einmal die erste Stufe, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an . . .“

Diese Idee, daß die Völkerkunde in der Gegenwart nebeneinander zeigt, was in der Geschichte nacheinander folgt, hat sich — besonders nachdem wir durch eine beinahe unübersehbare Fülle von Reisebeschreibungen mit fast allen Völkern der Erde genauer bekannt geworden sind — als ungemein fruchtbar erwiesen. Und wenn sich auch anfänglich manche Irrtümer bei der Arbeit einschlichen, indem auf zu schwachem Tatsachengrund allzu hohe Gedankentürme aufgebaut wurden, so kann es doch keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die vergleichende Methode, wenn sie mit Vorsicht gehandhabt wird und sich streng an die Wirklichkeit hält, sehr wohl imstande ist, zwar nicht alle Einzelheiten, aber doch die großen Linien der vorgeschichtlichen Entwicklung ans Licht zu ziehen.

3. Durch andere Wissenschaften.

Durch die Vorgeschichte und die vergleichende Völkerkunde haben wir nun schon zwei — und zwar vollkommen voneinander getrennte Wege, um zu unserm Ziele zu gelangen. Zu ihnen gesellt sich nun noch die moderne Sprachwissenschaft, die den Forscher befähigt, auf einem ganz andern Weg, als der Prähistoriker und der Ethnologe in den Geist einer längst untergegangenen Welt einzudringen. Denn obgleich die Sprachen, wie alles in der Welt sich fortwährend umwandeln und umformen, so stammen doch die Wurzeln, die in den Worten stecken, zum Teil aus uralter Zeit. Durch Vergleichung vermag man vielfach den Sinn zu entdecken, den diese Wurzeln ursprünglich gehabt haben und dadurch oft in überraschender Weise das geistige Leben von Völkern zu erhellen, die längst verschollen sind.

Das gleiche, wie von der Sprache, gilt von den Sagen, Märchen und religiösen Mythen, die fast alle Völker in großer Anzahl besitzen, und deren Entstehung ebenfalls zum Teil in uralte Zeiten fällt; auch sie sind — obgleich sie auf den ersten Blick oft albern und sinnlos erscheinen — von hoher soziologischer Bedeutung und haben in der vergleichenden Mythologie und Religionswissenschaft wertvolle Bearbeitungen erfahren.

Auch die sog. Überlebsel (survivals), wie sie Tylor genannt hat, sollen an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Es sind das Gebräuche, die — wie z. B. der bei vielen Völkern noch, aber nur als friedliche Hochzeitszeremonie vorkommende Frauenraub — im Laufe der Zeiten ihren Sinn verloren haben, aber durch die konservativsten gesellschaftlichen Mächte: Sitte und Religion als hohlgewordene Formen erhalten worden sind.

Soziologie. Ihre Aufgaben und Ziele.

Durch diese und andere ineinandergreifenden, einander ergänzenden und kontrollierenden Disziplinen gelang es in immer höherm Maße, die vorgeschichtlichen Zeiten aufzuhellen. Aber auch die Erfassung der geschichtlichen Phasen wurde bedeutend vertieft, einmal durch die Bereicherung unseres geschichtlichen Wissens selbst (z. B. durch die Entzifferung der Hieroglyphen, der Keilschrift), dann aber besonders durch den Ausbau einer ganzen Reihe mehr oder weniger junger Wissenschaften, wie der Statistik, der Nationalökonomie, der Kultur-, Sitten-, Literatur-, Kunstgeschichte, der Staatswissenschaft, der ethnologischen Jurisprudenz, Völkerpsychologie, Anthropologie usw., die sämtlich von den verschiedensten Standpunkten aus die menschliche Gesellschaft, oder was auf dasselbe hinauskommt, die Kultur, das Produkt dieser Gesellschaft, zum Gegenstand ihres Studiums machten und so alle auf ein einziges großes Ziel: die Erkenntnis des Menschen als eines sozialen Wesens zustrebten.

Und doch wäre der ungeheure Körper dieser modernen Wissenschaft vom Menschen, von der menschlichen Gesellschaft und ihrer Kultur nur ein seelenloser Leib geblieben, wenn nicht unterdessen auf andern Gebieten der Naturwissenschaften, insbesondere in der Geologie und Biologie Fortschritte gemacht

worden wären, die uns lehrten, daß alles Werden und Entstehen nur auf Umformung des Bestehenden, auf Entwicklung beruht, und die es ermöglichten, den Menschen in den weiten Rahmen der Natur, der Welt hineinzustellen, seine Geschichte in dem großen Zusammenhang des Naturgeschehens zu begreifen, in welches diese aufs innigste hineinverkettet ist, und so erst für alle menschlichen Dinge ein tieferes Verständnis zu gewinnen. Erst dieser Geist, der ausging von Männern wie Lamarck, Goethe, Geoffroy de St. Hilaire, Erasmus und Charles Darwin, Spencer, Haeckel u. a., konnte der Lehre vom Menschen den Lebensatem einblasen, — und nun erhob sich jener riesenhafte Körper und stand auf als die jüngste der strahlenstirnigen Töchter des großen XIX. Jahrhunderts, als Gesellschaftslehre oder wie sie von Aug. Comte getauft wurde: Soziologie, die alle Kenntnis vom Menschen als sozialem Wesen in eine Einheit zusammenfassend sich als Ziel die Erforschung der Gesetze gestellt hat, die die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft beherrschen.

Aufgaben der Soziologie.

Aber bevor sich die neue Wissenschaft an die Ermittlung der Entwicklungsgesetze heranwagt, muß offenbar diese Entwicklung zuerst selbst festgestellt werden.

Zu diesem Zweck muß die Soziologie zunächst danach trachten, ein möglichst vollkommenes Tatsachenmaterial zusammenzubringen. Wie der Botaniker Pflanzen sammelt, so muß sie die Formen der Kultur, unter denen Menschen je gelebt haben, aus allen Räumen der Erde, aus allen Zeiten sammeln, beschreiben und in ein System ordnen. Das sind dann die Bausteine, die herbeigeschafft werden von den oben erwähnten Wissenschaften, besonders von der Ethnographie (Völkerkunde), Prähistorie, Geschichte, Kulturgeschichte, Sprachforschung, Statistik usw. Auf diesem Wege entsteht die soziologische Morphologie, die Lehre von den Formen der Kultur, die das gesamte Material zu sichten und zu ordnen hat.

Dann erhebt sich eine zweite Aufgabe: es soll ermittelt werden, wie diese Formen sich auseinander herausentwickelt haben. — Soweit die Geschichte reicht und das Nacheinander der

Formen sich vor unsern Augen abspielen läßt, ist dieses Geschäft verhältnismäßig einfach. Wo die Geschichte nicht hinleuchtet, wie dies gerade bei den so wichtigen vorgeschichtlichen Phasen der Fall ist, da müssen die Entwicklungsstrecken durch die vergleichende Methode konstruiert werden. Einer der Grundsätze, die uns dabei leiten, ist, daß im allgemeinen die Entwicklung stets vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Natürlichen zum Künstlichen, vom Gleichartigen zum Ungleichartigen usw. fortgeschritten ist und noch fortschreitet. Auf diese Weise gelangen wir nun zur Feststellung des Entwicklungsverlaufs, oder da es nicht bloß ein einziges Schema der Entwicklung in den verschiedenen Erdstrichen gibt, zur Kenntnis einer Anzahl von Entwicklungsstrecken, aus denen sich die Gesamtkultur zusammensetzt.

Um nun in das verworrene Bild aller dieser Entwicklungen Übersichtlichkeit zu bringen, müssen die langen Entwicklungslinien, die wir auf jedem einzelnen Gebiet der Kultur finden, in kleinere und größere Abschnitte eingeteilt werden, in Phasen, Perioden, Epochen. — Allerdings gibt es eigentlich gar keine scharf abgeschnittenen Phasen oder Epochen der Kultur, denn alles ist in stetem Fluß, die Natur macht keine Sprünge, verbindet überall durch sachte Übergänge. Trotzdem ist die Einteilung in künstliche Abschnitte von unschätzbarem Wert und ein unentbehrliches Hilfsmittel der Wissenschaft, schon deshalb, weil die Sprache nicht Millionen von Bezeichnungen erfinden kann, sondern sich damit begnügen muß, einzelne besonders wichtige Entwicklungspunkte herauszuheben. (Ganz ähnlich wie wir für die unendlich vielen Mondphasen auch nur die Bezeichnungen Vollmond, Neumond usw. für die unendlich vielen Richtungen der Windrose auch nur die Ausdrücke Nord, Süd usw. geschaffen haben).

Diese Einteilung, sowie die Feststellung und Beschreibung des Entwicklungsverlaufs ist nun die Aufgabe der soziologischen Phasenlehre oder Phaseologie. In ihr werden die Formen, die uns die Morphologie geliefert, zu Phasen d. h. zu Formen in ihrem entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang. Die Phaseologie soll uns also einen klaren Überblick über die Entwicklungen auf den verschiedenen Kulturgebieten verschaffen; einen Stammbaum aller soziologischen Erscheinungen, der aber

erst nach der phaseologischen Bearbeitung in Form eines übersichtlichen Gesamtbildes aufgestellt werden kann.

Wie dann die Soziologie weiter vorgeht, um aus dem so gesammelten und geordneten Material die allgemeinen Gesetze der Kulturentwicklung sozusagen herauszudestillieren, auf welchen zum Teil verschlungenen Wegen sie durch Vergleichung und Induktion zu höherer Einsicht in das soziale Getriebe zu gelangen trachtet, dies und alles andere, was die Methodik betrifft, wird sich zweckmässiger erst dann auseinandersetzen lassen, wenn der Leser mit dem phaseologischen Material bereits vertraut geworden ist. Hier wollen wir uns nur noch kurz mit der Frage beschäftigen, welcher Nutzen denn von allen diesen mühsamen und umständlichen Untersuchungen und Arbeiten erwartet werden kann.

Nutzen der Soziologie.

Zunächst ist es wohl ein allgemeines geistiges Bedürfnis eines jeden, der zu einer gewissen Stufe der Bildung aufgestiegen ist, zu wissen, „wie das ward“, wie die Zustände, in denen wir leben, entstanden und geworden sind, in faustischem Drang sich über die engen Schranken der Gegenwart, die unserm Eintagsfliegenleben gezogen sind, zu erheben, das kleine Ich zum großen Ich der ganzen Menschheit zu erweitern und in die unendliche Welt ewigen Entstehens und Vergehens einen wenn auch flüchtigen Blick zu werfen. Ohne die Wissenschaften gleicht ja das Dasein des Menschen allzu sehr dem des Tieres, dessen Geist, während es sich ernährt, fortpflanzt und stirbt, immer in dem Dämmer des bloßen Trieblebens befangen bleibt.

Aber im Werden liegt zugleich der Schlüssel zum Sein. Wenn wir das, was um uns herum vorgeht, begreifen wollen, müssen wir wissen, wie es geworden ist; wenn uns die verwickelten gesellschaftlichen Zustände, in denen wir unser Leben zubringen, nicht ein unentwirrbares Chaos bleiben sollen, müssen wir ihre Entwicklungsgeschichte kennen. — Der Gegensatz, in den die deutsche Sprache die Worte: Verwicklung und Entwicklung, Verstehen und Entstehen stellt, hat einen tiefen Sinn. Zum Verständnis eines verwickelten Gegenstandes gibt es keinen bessern Weg als die Kenntnis seiner Entstehung, seiner Entwicklung. Die Konstruktion des

kompliziertesten Uhrwerks wird mir klar, wenn ich es vor meinen Augen zusammensetzen und aufbauen lasse. Die Soziologie lehrt uns die Kultur verstehen, indem sie deren Entstehung uns vor Augen führt; und einen Beitrag zum Verständnis unserer Zeit zu liefern, wird auch gerade einer der Hauptzwecke der vorliegenden Arbeit sein.

Eines der höchsten Ziele aller Wissenschaft ist die Voraussicht dessen, was keiner unserer Sinne in der Gegenwart wahrnimmt, der Blick in die Zukunft, das savoir pour prévoir, wie Comte schön gesagt hat. In dem Heute wandelt auch das Morgen. — Die Kultur ist eine fortschreitende Bewegung, und diese Bewegung vollzieht sich nicht aufs Geratewohl, sondern nach festen Gesetzen und in bestimmter Richtung. Wenn es gelingt, die großen Linien der Entwicklung festzustellen, so können wir (wie der Astronom, der die Bewegungen der Himmelskörper beobachtet hat) erraten, auf welches Ziel sie hinsteuern und was wir für die Zukunft zu erwarten haben. Je größer die uns bekannte Entwicklungsstrecke ist, um so sicherer werden wir die nächsten Phasen, die durchlaufen werden, voraussehen können; daher auch die große Bedeutung der vorgeschichtlichen Phasen! — Allerdings ist die Soziologie noch viel zu sehr im Werden, und ihr Gegenstand zu verwickelt, als daß sie der Aufgabe der Voraussage schon gewachsen wäre. Immerhin vermag sie auch jetzt schon in das Dunkel der Zukunft hinauszuleuchten, und sicherlich wird sie nicht dazu verurteilt sein, den kommenden Ereignissen für immer nachzuhinken. — Aber nicht nur ideelle, sondern auch praktische Ziele verfolgt die Soziologie. Sie bereitet dem Fortschritt die Bahn. Indem sie den ewigen Wechsel der Phasen vor Augen führt, gewöhnt sie den Menschen an die ihm verhaßte Idee, daß alles, auch die Gegenwart, nur ein Übergang zu höhern Formen ist, und bekämpft aufs Wirksamste den schädlichen Irrtum, als stünden wir schon am Ende der Entwicklung und müßten uns dem Neuen verschließen und entgegenstemmen. — Ferner ist klar, daß die höhere Einsicht in das soziale Getriebe, der weitere Blick, den sie gewährt, auch dem Politiker nützlich sein muß. Ein Staatsmann, dem die Lehren der Soziologie fremd sind, kann leicht in den Fall kommen, daß er anstatt den Strom der Zeit zu leiten, von diesem getrieben wird. Er wird vielleicht am Ende seiner Tätigkeit, und

wäre er auch der genialste Kopf, gerade am entgegengesetzten Punkte, als auf den er zusteuerte, landen und auf diesem Weg die Entwicklung durch seine verkehrten Eingriffe noch viel schmerzlicher gestaltet haben, als sie an sich schon ist. — Nur wer die Entwicklung versteht, kann sie meistern. Wer sie nicht kennt, wird von ihr gemeistert; mit unwiderstehlicher Gewalt rollt über ihn das eiserne Riesenrad der Geschichte hinweg. — Wie der Mensch erst dann Herr über die Natur wurde und sie zu seinem Vorteil lenken lernte, nachdem ihm die Naturwissenschaft die Mittel dazu in die Hand gegeben hatte, so wird er auch erst dann fähig sein, die Kultur zu seinem Nutzen zu beherrschen, wenn die Kulturwissenschaft ihn mit der erforderlichen Einsicht ausgestattet haben wird.

Aber der Nutzen der Soziologie erstreckt sich auch auf andere Wissenschaften; so vor allem auf die Psychologie:

Der Mensch ist ein soziales Wesen, ein Zoon politikon, wie Aristoteles sagte, und nur als solches kann er psychologisch verstanden werden. Die Ideen, die unsern Geist bewegen — mögen sie nun die gewöhnlichen Dinge des Alltags oder die letzten Fragen der Religion, der Philosophie betreffen — sind nicht von uns selbst, nicht vom Individuum erzeugt worden, sondern sie sind in anderen Köpfen entstanden (die längst nicht mehr sind), und uns als soziales Gemeingut übertragen worden. Alles, was wir denken, fühlen, wollen, tun, ist durch diese Übertragung, die uns durch die Erziehung von Kindsbeinen auf in Fleisch und Blut übergeht, weit mehr beeinflußt, als von dem Wenigen, das der Mensch als Individuum an geistigen Werten selbständig erschafft. — Mit dieser einfachen Betrachtung war für die Psychologie eine neue Ära angebrochen. Die Individualpsychologie, die nur das einzelne aus dem sozialen Zusammenhang herausgerissene Individuum ins Auge faßt, mußte einsehen, daß sie bis dahin nur ein leeres Gefäß in der Hand gehalten hatte; den Strom des geistigen Geschehens, der durch dieses Gefäß hindurchfließt, kann nur die Sozial-Psychologie erfassen, indem sie uns darüber aufklärt, in welcher Weise die Ideen, die den Inhalt unsres Geistes ausmachen und uns durch das ganze Leben bestimmend begleiten, sozial entstanden sind.

Literatur.

Die Soziologie ist also jedenfalls dazu berufen, eine große Lücke in unserm Geistesleben auszufüllen. Von allen Wissenschaften steht sie dem Menschen am nächsten, und die neuen zum Teil überraschenden und revolutionierenden Wahrheiten, die sie jedem zu sagen hat, der unbefangen und nicht beirrt durch Partei- und Klasseninteressen ihren Lehren lauscht, werden wahrscheinlich in noch viel höherm Maß wohltuend und einschneidend auf das menschliche Leben einwirken, als es bei irgendeiner der andern Wissenschaften der Fall war. Es ist deshalb nicht erstaunlich, daß sich so viele Forscher von der neuen Wissenschaft angezogen fühlten und ihr ihre Kräfte gewidmet haben, und daß überdies die Zahl dieser Arbeiter auf soziologischem Gebiet in immer schnellerm Wachsen begriffen ist. Wenn in dem Zeitmaß der letzten Jahrzehnte fortgefahren wird, Fortschritt an Fortschritt zu reihen, Entdeckung auf Entdeckung zu häufen, so wird aller Vermutung nach — wie das XIX. Jahrhundert das Jahrhundert der Naturwissenschaften war — der Ausbau der Kulturwissenschaft die große Tat des XX. Jahrhunderts werden.

Die soziologische Literatur ist denn auch schon zu einem solchen Umfang gediehen, daß sie kaum mehr zu übersehen ist und daß man mit einem vollständigen Literaturverzeichnis allein einen Band füllen müßte. Den geehrten Leser, der eingehende Studien zu machen beabsichtigt, möchte ich deshalb auf die „Soziologie" von Eisler verweisen, wo er (§ 6) über die wichtigsten Werke eine Zusammenstellung finden wird. Eine Pflicht der Dankbarkeit ist es jedoch, hier wenigstens (soweit die Erinnerung reicht) die Namen der Männer zu nennen, die mir auf der langen Fahrt in besonders hervorragendem Maße hilfreich waren. Es sind das, außer den im Text zitierten:

Condorcet, Comte, Herder, Spencer, Mill, Taine, Lyell, Darwin, Rousseau, Montesquieu u. a. — Bastian, Spencer, Waitz, Peschel, Ratzel, Fritz Müller, Schurtz; — Lubbock, Tylor, Lippert, Morgan, Große, Letourneau, Espinas, de Greef, Mc Lennan, Laveleye, Cunow, Kohler, Post, Westermarck, Starcke, Zenker, Gumplowicz, Vierkandt, L. M. Hartmann, Simmel, Stammler, Maine, Achelis, v. Dargun u. a. — Wachsmuth, Hellwald, Henne am Rhyn, Klemm, Kolb, Honegger, Büchsenschütz, Buckle, Hahn, Hehn;

— Mill, Sombart, Marx, Engels, Schäffle, F. A. Lange, Bücher, Roscher, Schmoller, A. Wagner, Carey, Dühring, George; — Schrader, Noiré, Steinthal, M. Lazarus, Laz. Geiger; — Ed. Meyer, Friedländer, Lamprecht, Dahn, Prutz, Breysig; — Hörnes, Ranke, de Mortillet u. v. a.

II. Kapitel.

Über den Ursprung der Kultur.

Die Geschichte des Menschen ist nur ein Abschnitt und zwar ein später und verhältnismäßig kurzer Abschnitt der Erdgeschichte. Als die Mutter Erde den Menschen hervorbrachte, hatte sie schon ein hohes Alter erreicht und eine Geschichte hinter sich, die nach Millionen von Jahren zählte. Wenn wir also nach dem Ursprung des Menschen, nach der Entstehung der Kultur fragen, so müssen wir die Erdgeschichte, die Geologie und Paläontologie zu Rate ziehen. Ein kurzer Überblick über die Epochen der Erdgeschichte, über die geologischen Phasen, wird den Leser am schnellsten darüber orientieren, in welchem Zusammenhang Erd- und Menschengeschichte stehen und welche Stellung in dem weiten Rahmen der Natur der Mensch einnimmt.

A. Geologische Phasen.

Die Erdrinde besteht bekanntlich hauptsächlich aus zwei Arten von Gesteinen:

1. aus solchen, die als feuerflüssige Massen aus dem Erdinnern gekommen und dann erstarrt sind: sog. Eruptivgesteinen und

2. aus Gesteinen, die sich aus dem Wasser abgelagert haben und Schichten bilden: sog. Sedimentärgesteinen.

Die letzteren bilden eine große Anzahl übereinander gelagerter Schichtungen (geologische Formationen), die für gewöhnlich um so tiefer liegen, je älter sie sind, und die wie die Blätter einer ungeheuren alten Chronik (in der die darin aufbewahrten Fossile die Buchstaben oder Worte darstellen), die Geschichte der Erde und ihrer Bewohner erzählen. — Die Anordnung dieser Schichten und der darin gefundenen Fossile ergibt folgende Tabelle:

Überblick über die geologischen Formationen und die darin gefundenen Fossile.

IV. Neuzeit der Erde Känozoische Epoche	3. Alluvium Gegenwart	Herrschaft des Menschen	
	2. Diluvium Jüngere Eiszeit Zwischeneiszeit Ältere Eiszeit	Zeit des Renntiers, Mammuts, Höhlenbären.	Erste sichere Spuren des Menschen.
	1. Tertiär Pliocän Miocän Eocän	Reiche Entwicklung von Laubhölzern und der Säugetierfauna. (Beuteltiere, Nager, Fleischfresser, Fledermäuse, Urwale, Pferde, Tapire, Rüsseltiere, Halbaffen [Eocän], Menschenaffen [Pliocän]).	
III. Mittelalter der Erde Mesozoische Epoche	3. Kreide	Erlöschen der großen Saurier. Flugvögel mit bezahnten Kiefern.	Erste Laubhölzer.
	2. Jura	Höchste Entwicklg. der Reptilien (Ichthyosaurus, Plesiosaurus), Schildkröten, Urvögel.	Erste Knochenfische (Teleostier)
	1. Trias	Zeit der Riesenschachtelhalme, Ammonites, Labyrinthodonten und Krokodile.	Erste Säugetiere (zwerghaft, mausgroß, den Beuteltieren nahestehend).
II. Altertum der Erde Paläozoische Epoche	5. Dyas	Zeit der riesigen Schuppen- und Panzerlurche(noch fischähnlich).	Erste Reptilien.
	4. Carbon	Reiche Entwicklung der Kryptogamen.	Erste Insekten. Erste Amphibien. (Lurchfische, Dipnoi, Übergangsformen vom Fisch z. Amphibium). Labyrinthodonten.
	3. Devon	Zeit d. Panzerfische und paläozoischen Korallen.	Erste Landpflanzen Erste Selachier (Knorpelfische).
	2. Silur	Zeit der Trilobiten und Tange.	Erste Panzerfische. (Ganoide).
	1. Cambrium	Algen, Würmer, Trilobiten (Krustentiere), Gliedertiere.	
I. Urzeit der Erde Archäische Epoche	3. Urtonschiefer 2. Glimmerschiefer 1. Gneiß	Mächtigste Schicht, 30 Kilometer stark, aber keine Fossile führend.	

Lesen wir diese Tabelle von unten nach oben, wie es ja auch der natürlichen Anordnung der Schichten entspricht, so finden wir zu unterst als die ältesten Formationen: Gneiß, Glimmerschiefer und Urtonschiefer, die in einer Stärke von 30 Kilometern das mächtige Fundament der Erdrinde bilden. In diesen Schichten, deren Bildung ungeheure Zeiträume in Anspruch nahm, hat man Versteinerungen bis jetzt nicht gefunden. Selbstverständlich darf man aber daraus nicht den Schluß ziehen, daß zur Zeit ihrer Entstehung keine Lebewesen die Erde bewohnt hätten, im Gegenteil muß man annehmen, daß die ersten Pflanzen und Tiere in dieser archäischen Epoche entstanden sind, aber keine Spuren hinterlassen haben. Denn in den untersten Schichten der folgenden Epoche findet man bereits zahlreiche Pflanzen- und Tiergattungen, die wie z. B. die Trilobiten eine schon verhältnismäßig hohe Entwicklungsstufe erreicht haben. Es ist daher auch falsch, die archäische Epoche azoisch zu nennen, sie war gewiß nicht ohne Leben, wenn sie auch ohne Fossile ist.

In der folgenden Schicht, im Kambrium, finden sich die ersten Spuren pflanzlichen und tierischen Lebens, das sich nun in den späteren Ablagerungen zu immer mannigfaltigern und höhern Formen entwickelt. In jeder neuen Formation treten neue Pflanzen- und Tierarten auf (in der Tabelle rechts geschrieben), die in der Folge sich zur vollen Blüte entfalten, so daß sie für die betr. Formation charakteristisch werden (in der Tabelle links geschrieben), um dann zum großen Teil wieder auszusterben und andern Formen Platz zu machen. So finden wir z. B. im Silur die ersten Panzerfische, im Dyas die ersten Reptile, im Trias die ersten Säugetierspuren; im Tertiär ist die Entwicklung der Säugetiere zu voller Blüte gelangt und bis zum Halbaffen und Menschenaffen fortgeschritten, im Diluvium erscheint der Mensch, der dann im Alluvium, unserer jetzigen Formation, die Vorherrschaft erringt und für diese Zeit „charakteristisch" wird, wie dies z. B. im Jura mit den großen Sauriern der Fall war.

Fassen wir das Gesagte noch kürzer zusammen, so kommen wir zu folgendem Überblick.

I. Urzeit der Erde	Wahrscheinlich nur Wasserbewohner: Tange und schädellose Tiere
II. Altertum der Erde (Primär)	Farne und Fische
III. Mittelalter der Erde (Secundär)	Nadelwälder und Reptilien
IV. Neuzeit der Erde (Tertiär)	Laubwälder und Säugetiere
(Quartär)	Mensch

Über die Entstehung dieser Formationen und der in ihnen enthaltenen Organismen hatte noch der große Cuvier die Ansicht, daß jede Schicht mit einer gewaltsamen Revolution begonnen habe, wobei die bis dahin vorhandenen Pflanzen- und Tiergattungen vernichtet und wonach dann neue Gattungen durch einen ebenso rätselhaften Akt gleichsam wieder neu erschaffen worden wären.

Diese Ansicht, die sog. Katastrophentheorie, hat unterdessen besserer Einsicht weichen müssen. Besonders Lyell wies nach, daß kein Grund vorliegt, solche Katastrophen anzunehmen, daß vielmehr die Formationen ganz langsam und sozusagen lautlos in vielen Millionen von Jahren ineinander übergingen, und zwar durch das Spiel von Kräften, die wir auch jetzt noch an der Bildung der Erdrinde vor unsern Augen in Tätigkeit sehen: Durch die allmähliche Abkühlung der Erde wird die Rinde in stetige unmerkliche Bewegung versetzt, einzelne Stellen werden erhoben, andere unter den Meeresspiegel versenkt, wieder andere falten sich zusammen und bilden Gebirge. Denn obgleich die Erdrinde uns als starres unverrückbares Fundament imponiert, so ist sie doch im Verhältnis zur Größe des Planeten dünn — nicht dicker als verhältnismäßig etwa der Lacküberzug an einem Globus — und nachgiebig. An einzelnen Stellen erhebt sich das Festland ganz langsam aus dem Meere, wie z. B. jetzt die Küsten von Schweden, von Spitzbergen, während andere Länder, wie z. B. Grönland

immer mehr sinken. In langen Zeiträumen tauchen ganze Kontinente aus dem Meere auf, erheben sich oft zu den höchsten Höhen (am Himalaya sind Meer-Schnecken und Muscheln in einer Höhe von 17000′, in den Anden von Peru von 14000′ gefunden worden), um später wieder zu versinken, sich wieder zu erheben, so daß dieselbe Stelle oft viele Male hintereinander bald Land bald Meeresboden wird. Daß dabei neue Formationen entstehen, dafür sorgt das Wasser. Indem es aus dem Meere sich als Dampf in die Luft erhebt, als Regen sich über das feste Land ergießt, hier in ewiger Arbeit auch den härtesten Felsen verwittert, zernagt, als Eis sogar zersprengt und als Bach und Strom seinen Raub wieder dem Meere zuträgt, bilden sich immer neue Ablagerungen, die sich langsam und allmählich und ohne alle „Katastrophen“ in unmerklichen Übergängen aus den andern Formationen entwickeln.

Mit dieser Einsicht mußte nun auch die andere, uns jetzt abenteuerlich erscheinende Theorie von der ruckweisen Entstehung der Pflanzen- und Tierwelt zu Fall kommen. Wie die geologischen Formationen durch allmählichen Übergang aus den älteren Gesteinen hervorgingen, so wurden auch die Tiere und Pflanzen nicht plötzlich und ruckweise ins Leben gerufen; es entwickelten sich vielmehr die höheren Arten aus den bereits vorhandenen niederen im Laufe ungeheurer Zeiträume ganz langsam und allmählich, und diese Umwandlungen kamen ebenfalls durch Kräfte zustande, die wir heute noch zum großen Teil bei der Arbeit beobachten können: durch Variation, durch Auslese im Kampf ums Dasein, durch Anpassung an neue Mileuverhältnisse, durch Vererbung. Diese Theorie von der Deszendenz der Lebewesen ist seitdem durch eine solche Unsumme von Tatsachen auf den Gebieten der Geologie, der vergleichenden Anatomie, der Physiologie, der Pathologie, der biologischen Entwicklungsgeschichte (man denke z. B. an die Umwandlungen, die der menschliche Embryo im Mutterleibe durchläuft), erhärtet worden, daß wohl ein Übermaß von Skepsis oder von Unwissenheit dazu gehört, sie zurückzuweisen.

B. Urgeschichtliche Phasen.

Wenn diese Theorie richtig ist, muß sich auch der Mensch aus niederen Formen entwickelt haben. Vor diesem Schluß darf uns ein hochmütiges Vorurteil nicht zurückschrecken lassen. Aber welches sind diese niedern Formen?

Im Tertiär war die Entwicklung der Säugetierreihe, zu der der Mensch bekanntlich zählt, bis zum Menschenaffen aufgestiegen. Ganz sichere Spuren des Menschen sind hier noch nicht gefunden worden.

Im Diluvium tritt uns der Mensch entgegen, aber nicht etwa in einem primitiven, kulturlosen Zustand, sondern auf einer Kulturstufe, die, wie wir später sehen werden, sehr genau der Stufe der „Niedern Jäger", wie sie die Völkerkunde beschreibt, entspricht. — Als man zuerst auf diese Jägervölker stieß, glaubte man vielfach, in den Buschmännern, Australiern, Feuerländern u. a. Repräsentanten des Naturzustandes des Menschen gefunden zu haben. — Von dieser Meinung ist man gänzlich abgekommen: je genauer man diese Völker kennen lernte, um so näher sind sie uns gerückt und um so mehr haben sie sich als von dem Urzustand entfernt erwiesen. Denn sie besitzen alle ohne Ausnahme mannigfaltige Waffen und Werkzeuge, eine verhältnismäßig hochentwickelte Sprache, die Kenntnis von der Entflammung und dem Gebrauch des Feuers, gewisse religiöse Vorstellungen und einen nicht geringen Schatz überlieferten und angesammelten Wissens — also Kulturgüter, die hoch über den Naturzustand hinaufführen und nur in Zeiträumen errungen werden konnten, die sich über ungezählte Jahrtausende erstreckten.

Es klafft hier also eine gewaltige Lücke in der Entwicklungslinie, über die weder die Geologie noch die Völkerkunde Auskunft zu geben vermögen, und diese Lücke umfaßt das gesuchte Urstadium der Kultur, sozusagen die Fötalzeit der Menschheit, in der alle die Fortschritte gemacht wurden, die den Menschen so unendlich hoch über alle seine Mitgeschöpfe hinaushoben, und die von allen menschlichen Leistungen gerade die bedeutungsvollsten und wichtigsten sind. Denn die Herstellung des ersten Werkzeugs, die Ausbildung der Sprache, die Beherrschung des Feuers sind gewiß Fortschritte, denen keine der spätern glänzenden

Entdeckungen und Erfindungen an fundamentaler Bedeutung auch nur im entferntesten gleichkommt.

Bezüglich dieser ersten und wichtigsten aller Kulturepochen ist unser Wissen also bis jetzt nicht über den Grad der Hypothese hinausgelangt. Allerdings kann ein sich streng an das wissenschaftliche Tatsachenmaterial haltendes Schlußverfahren einiges Licht in das Dunkel werfen und jedenfalls mehr Aufklärung bringen, als mythische Erzählungen, die auf niederer Kulturstufe ersonnen wurden und auch jetzt noch weite Kreise beherrschen. Da aber Sicherheit nicht zu erreichen ist, so würde ich die folgenden Betrachtungen unterdrücken, wenn nicht noch eine andere Absicht damit verbunden wäre:

Die moderne Soziologie ist nämlich über das Wesen des Menschen, über den Wert des Individuums und dessen Verhältnis zur Gesellschaft zu Auffassungen gekommen, die gegenüber der allgemein herrschenden vulgären Meinung und auch gegenüber den Anschauungen bedeutender philosophischer Denker, die mit diesen Lehren nicht vertraut sind, einen außerordentlichen Fortschritt, eine der gewaltigsten „Umwertungen" der modernen Wissenschaft zu bedeuten haben. In diese neuen Lehren, die zugleich die beste Einleitung für jede Soziologie sind, können wir den Leser am besten einführen durch eine Besprechung des Problems von der Entstehung der Kultur, weil wir hier das Menschliche, indem wir es mit dem Tierischen vergleichen, an seiner tiefsten Wurzel bloßzulegen vermögen.

Die kulturlosen Vorfahren des Menschen.

Die Errungenschaften des Urstadiums der Kultur waren, wie ein Vergleich der höchst entwickelten Tiere mit dem auf der tiefsten uns bekannten Kulturstufe befindlichen Menschen soeben ergab: Sprache, Werkzeug und Waffen, allerhand übertragene Kenntnisse, religiöse Ideen, und schließlich das Vertrautsein mit der Entzündung und dem Gebrauch des Feuers.

Gehen wir nun von diesen ersten und grundlegenden Erwerbungen der Kultur aus, und suchen wir zunächst eine Idee zu gewinnen, welcher Art unsere kulturlosen Vorfahren gewesen

sein müssen, um zu Sprache und Werkzeug gelangen zu können, so ist es wohl nicht gewagt zu behaupten,

1. daß diese Vorfahren Hände gehabt haben müssen, weil sie ohne diese kein Werkzeug erfinden konnten und

2. daß sie „Herdentiere“ waren, weil nur in Gesellschaft lebende Geschöpfe eine Sprache zu höherer Ausbildung bringen können.

Unterhalten wir uns zunächst über diese beiden Punkte.

Die Herkunft der Hand.

Der ungeheure Nutzen der Hand konnte erst dann in Erscheinung treten, nachdem Werkzeuge, wenn auch noch so primitiver Art erfunden waren.

Was tat nun aber der Mensch mit der Hand vor der Erfindung des Werkzeugs? Worin bestand ihre Funktion, ihr Nutzen?

Bekanntlich gehören alle Säugetiere ursprünglich dem vierfüßigen Typus zu. Auch die Urvorfahren des Menschen waren Vierfüßler; wir müssen das schließen aus seiner Entwicklungsgeschichte und auch aus verschiedenen Merkmalen, die er heute noch mit sich herumträgt, wie z. B. den rudimentären interkostalen Venenklappen, die nur einen Sinn, d. h. eine Verrichtung haben konnten, solange der Rumpf nicht senkrecht, sondern wagerecht gehalten wurde. Die Oberextremitäten des Menschen waren also wie die untern ursprünglich ebenfalls Fortbewegungsorgane; wie sind nun an ihnen die Hände entstanden?

Als die einfachste Lösung des Rätsels ergibt sich, daß die Vorderfüße durch die Anpassung an das Leben auf Bäumen in Hände umgewandelt wurden. — Dafür spricht die frappante Verwandtschaft des Menschen mit dem baumkletternden Affen, der wie der Mensch vor andern Tieren durch den Besitz der Hand ausgezeichnet ist und ihm von allen Arten der Säugerreihe am nächsten steht. Allerdings sind die Unterschiede zwischen den höchsten Affenarten und den niedersten Menschenrassen — auch rein anatomisch und physiologisch — noch immer recht beträchtlich. Stellen wir aber eine Reihe her vom niedersten Affen mit allen Übergängen bis zum Menschen, so findet sich zwar in dieser Entwicklungsreihe eine Lücke, doch fällt diese Lücke sehr merk-

würdigerweise nicht etwa, wie man erwarten würde, zwischen die menschenähnlichen Affen und den Menschen, sondern sie liegt zwischen den niedrigern und den niedersten Affen, nämlich zwischen den Affen der Neuen und Alten Welt und den Lemuren. Der Unterschied zwischen Mensch und Schimpanse ist fast bedeutungslos im Vergleich zu dem Unterschied zwischen einem Schimpansen und einem Lemuren (Huxley).

Ferner, wie die Entstehung der Hand erklärt die Anpassung an das Baumleben am ungezwungensten auch den spätern aufrechten Gang des Menschen. Durch diese Anpassung wurde der Rumpf aus der wagerechten Haltung in die Höhe gerichtet und die spätere Differenzierung der obern Extremität in ein Greif-, der untern in ein ausschließliches Bewegungsorgan vorbereitet. — Aus diesen und vielen andern Gründen, die hier auseinanderzusetzen zu weit führen würde,*) ist man zu dem Schluß gekommen, daß die Hand vor der Erfindung des Werkzeugs als ein Kletterorgan entstanden ist, daß sie ein Geschenk des Baumes war, und daß die kulturlosen Vorfahren des Menschen Baumkletterer waren.

Entstehung der Sprache.

Mit ebenso großer Wahrscheinlichkeit läßt sich behaupten, daß unsere Vorfahren gesellig lebende Wesen waren, weil sie sonst die Sprache nicht hätten erfinden können.

Daß die Sprache nur Sinn hat als Mitteilungs- oder Verständigungsmittel, ist klar; ihre Entstehung setzt also jedenfalls ein Zusammenleben mehrerer voraus, eine Gesellschaft. — Bezüglich des Zusammenlebens gibt es unter den Säugetieren bekanntlich zwei verschiedene Typen: Erstens Tiere, die in Sonderfamilien leben, d. h. in Gruppen, die nur aus den Eltern und den Jungen bestehen. Die Jungen trennen sich von den Eltern, sobald sie erwachsen sind und bilden nun ihrerseits wieder monogame

*) Den Leser, der sich über die Abstammung des Menschen ein Urteil zu bilden wünscht, möchte ich auf die bekannten Schriften von Darwin, Huxley (Die Stellung des Menschen in der Natur), Häckel (Anthropogenie), Wiedersheim (Der Bau des menschlichen Körpers als Zeuge seiner Vergangenheit), Bölsche (Die Abstammung des Menschen) verweisen.

Gruppen, deren Glieder meist nicht länger zusammenbleiben als ein Jahr (Brehm I, 33). Diese Gruppenbildung, die lediglich den Zweck der Fortpflanzung hat, kann man als Familiengruppe bezeichnen. Der andere Typus umfaßt Tiere, die in größeren Gruppen zusammen leben, bei denen die Jungen die Alten nicht verlassen, auch wenn sie erwachsen sind. Solche Gruppen, die nicht mehr den bloßen Zweck der Fortpflanzung haben, sondern zu gegenseitigem Schutz und Trutz auf Lebenszeit angelegt sind, kann man, im Gegensatz zu den Familiengruppen, als soziale Gruppen bezeichnen und die in solchen Gesellschaften lebenden Tiere als soziale oder Herdentiere. Dahin gehören z. B. die Ameisen, Bienen, von Säugetieren die Pferde, Wölfe, Hunde, viele Affenarten wie die Paviane, Meerkatzen usw. In Familiengruppen dagegen leben bekanntlich die Löwen, Tiger, Katzen, Bären, Füchse usw.

Es ist wohl klar, daß eine ausgebildete Sprache nicht anders als bei sozialen Tieren entstehen kann, denn den in Familiengruppen lebenden fehlt die fundamentale Bedingung: der Zusammenhang, die Kontinuität. Bei den Familientieren kann die Sprache nicht über den sexuellen Lockruf, Warnungschrei für die Jungen u. dgl. hinauskommen, da die fremden Gruppen angehörigen Gatten sich nicht verstehen würden, und die Zeit zu kurz ist, um den Jungen einen größeren „Wortschatz" mitzugeben. Erst unter sozialen Tieren kann sich ein künstlicher Reichtum von Zeichen heranbilden, der dann von Generation zu Generation ohne Unterbrechung übertragen wird und schließlich zu einer größeren Anzahl von Worten angehäuft werden kann.

Man hat gegen die soziale Abstammung des Menschen allerdings eingewendet, daß gerade die menschenähnlichen Affen wie Gorilla, Schimpanse usw. nicht in sozialen sondern in Familiengruppen leben (Westermarck). Aber erstens sind die Beobachtungen hierüber noch unsicher und z. T. sich widersprechend. Und zweitens, auch wenn die Tatsache richtig wäre, so wäre es doch nicht der Schluß. Denn es ist nicht anzunehmen, daß der Mensch von den Anthropomorphen oder überhaupt von einer der heute lebenden Affenarten abstammt, schon deshalb nicht, weil seit der im Tertiär erfolgten Trennung von Mensch und Tier, in dem ungeheuren unterdessen verstrichenen Zeitraum, die

Affenarten ebenso der Umbildung unterlagen wie die andern Säugetiere. Wie bedeutend aber diese Umbildungen waren, mag man daraus ermessen, daß zwar im Tertiär schon fast alle Gattungen der jetzigen Landsäugetiere bereits vorhanden waren, aber alle Arten ausgestorben oder in andere umgewandelt worden sind.*) Ja sogar von 121 Gattungen fossiler Säuger, mit 360 Arten, sind nicht weniger als 59 Gattungen verschwunden oder der Umwandlung verfallen. — Aber auch selbst dann, wenn zwischen den jetzt lebenden Menschenaffen und dem Menschen ein direktes Abstammungsverhältnis bestünde, wäre der Schluß noch immer falsch, er müßte gerade umgekehrt lauten: gerade weil die höhern Affen der sozialen Instinkte entbehrten, konnten sie weder zur Sprache noch zur Kultur aufsteigen und mußten hinter ihren sozial organisierten Verwandten zurückbleiben. Und in der Tat spricht manches dafür, daß sie eher Degenerationsformen unserer Vorahnen sind, so z. B. ihre viel größere Ähnlichkeit mit dem Menschen in der Jugend, als im späteren Alter, was nach dem biogenetischen Grundgesetz bedeuten würde, daß nicht der Mensch von diesen Affen, sondern diese von ihm abstammen.

Es wird also doch wohl Darwin Recht behalten, wenn er sagte, daß, wie noch heute die Mehrzahl der Vierhänder, so auch die affenähnlichen Vorfahren der Menschen gesellig waren.**) Und in der Tat, wenn wir das feste Zusammenhalten vieler Affenarten, die Solidarität, die die einzelnen Glieder bei Gefahr zu gegenseitiger Hilfe verbindet, den Gehorsam, den alle, selbst die erwachsenen Männchen dem Führer entgegenbringen, und den Umfang ihrer sozialen Organisationen in Betracht ziehen, werden wir in diesen gewaltigen und machtvollen Horden einen Zug menschlicher Größe nicht verkennen können.

Es sei gestattet, hier einige solcher menschenähnlichen Züge zusammenzustellen, die Brehm und Perty von verschiedenen Arten der Paviane mitteilen:

Sie leben in ungeheuren Scharen, oft zu Hunderten und Tausenden zusammen. Nachts schlafen sie hart aneinander gekauert und stellen Wachen aus. Bei Angriffen erhebt die ganze Bande ein rasendes Brüllen, Heulen, Bellen, Kreischen, worauf

*) Mortillet, Le Préhistorique, S. 128.

**) Descent of man, I. 166.

sich die stärksten Männchen mit furchtbarer Wut auf den Feind (Hunde, Leoparden usw.) werfen. Die Stärksten schützen die Schwachen und Jungen, sie hauen sie mannhaft aus den Feinden heraus, bringen Verletzte in Sicherheit und bilden beim Rückzug die Nachhut. — Die Weibchen sind alle 30—35 Tage brünstig, die Männchen immer. — Die Babuine fangen nicht bloß Hühner, sondern auch Antilopen und stattliche Buschböcke. Kerbtiere, Schnecken und Würmer werden sorgfältig unter den Steinen hervorgesucht, große Steine werden mit vereinten Kräften umgedreht.

Dies sind lauter Züge, die wir später bei den Jägerstämmen in frappanter Ähnlichkeit wiederfinden werden; und damit auch die vielbelachte menschliche Eitelkeit (einer der wichtigsten sozialen Triebe, da er das Individuum der Herde ganz und gar untertänig macht!) nicht fehle: die Paviane sind dermaßen eitel, daß ein einziges Wort, ein spottendes Gelächter, ja ein schiefer Blick sie rasend machen kann.

Ferner spricht für den sozialen Ursprung des Menschen, daß es bis jetzt kein einziges Beispiel gibt, das uns in zusammenhangslosen Sonderfamilien lebende Menschen aufweisen könnte; überall, auch in den ungünstigsten Strichen, wo die Nahrungssuche zur Zersplitterung drängt, leben sie in Gruppen, die über die Sonderfamilie hinausgehen, und auch diese Gruppen trennen sich voneinander nur zeitenweise und bleiben immer in einem größern Zusammenhang miteinander.*)

Aber auch wenn wir von dem Gesagten ganz absehen, so würde schon allein das soziale Wesen des Menschen, dessen Grundzug der Trieb nach Vergesellschaftung ist, beweisen, daß der Mensch mit sozialen Instinkten geboren wird und von einer geselligen Rasse abstammen muß. Zusammenfassend können wir also sagen, daß die kulturlosen Vorfahren des Menschen Baumkletterer waren, die zwar wahrscheinlich mit den Vierhändern gemeinschaftlichen Ursprungs sind, aber mit keiner der jetzt lebenden Affenarten in einem unmittelbaren Abstammungs- oder Verwandtschaftsverhältnis stehen, und zweitens daß sie gesellig lebende Tiere gewesen sein müssen.

*) Vgl. z. B. gerade die Zusammenstellung in Westermarcks Geschichte der menschlichen Ehe, S. 37—45.

Die Menschwerdung.

Aber wird man einwenden: Warum sind denn diese andern Baumtiere, die ebenfalls gesellig leben, ebenfalls Hände besitzen, warum sind denn sie nicht zu Sprache und Werkzeug fortgeschritten? Warum hat sich gerade nur der Mensch zu diesen Erwerbungen aufgeschwungen und außerdem zum begrifflichen Denken, zu religiösen und moralischen Vorstellungen, zur Unterscheidung des Guten und Bösen, zum Selbstbewußtsein und zu einer geistigen Überlegenheit über die Tiere, die jeden Vergleiches zu spotten scheint?

Darauf läßt sich antworten: Alle diese großartigen Fortschritte wurden in die Wege geleitet durch eine epochemachende Milieuänderung, indem nämlich die Menschenahnen veranlaßt wurden, den Baum mit dem Boden zu vertauschen. Schon manche Affenarten steigen gelegentlich von den Bäumen auf die Erde herab, um Nahrung zu suchen und hauptsächlich um der Jagd obzuliegen, ja bei einigen hat sich dabei schon eine Art aufrechten Ganges eingestellt, wobei sie mehr und mehr die Hände frei bekommen. Diejenige Spezies nun, die, etwa durch besonders günstige Jagdgelegenheit angelockt, den Baum immer mehr verließ, um sich gänzlich an den Boden anzupassen, mußte damit in Entwicklungsbahnen geraten, die sie von ihren Verwandten weit weg führten.

Der Baum bietet nämlich geschickt kletternden Tieren eine Art Asyl, wo ruhige Sicherheit und Gefahrlosigkeit herrscht, wo man sich gegen Raubtiere kaum zur Wehr zu setzen braucht, da man ihnen leicht durch „affenartig“ behende Flucht entrinnen kann, wo Nahrung sozusagen in den Mund hineinwächst und nicht erst erjagt und errafft werden muß. Dafür fehlen aber auch bei diesem Baum-Phäakentum alle Anreize, die die schlummernden Kräfte zu höherer Entwicklung anstacheln könnten.

Der Boden dagegen verwandelte den friedlichen Baumvegetarier in einen Jäger und Krieger. Aus seinem sicheren Phäakendasein war der Vormensch in eine Arena hineingeraten, wo Kampf, Jagd, Unsicherheit und Gefahr alle Energie herausforderten, Schlauheit, List, Ausdauer und Tapferkeit weckten; wo die Flucht in die Höhe, in die dritte Dimension erschwert war,

kriegerische Tugenden notwendig wurden; wo der Kampf mit den großen Raubtieren, diesen Erziehern der Urzeit, bei Strafe des Untergangs durchgefochten werden mußte; und wo unsere Ahnen, in den Kampf aller gegen alle hineingestellt, im Vergleich zu der Eintönigkeit des Baumlebens, die Perspektive auf eine unendliche Mannigfaltigkeit von Milieus vor sich hatten, an die sie sich im Laufe der Zeiten anpassen und so sich immer weiter entwickeln konnten.

In dieses neue Milieu brachte, wie wir schon sahen, der Vormensch zwei furchtbare Waffen für den Kampf ums Dasein mit: erstens den Zusammenhalt der Horde und zweitens die Hand, „das Werkzeug der Werkzeuge". Die Bedeutung dieser beiden Momente für die Entstehung der Kultur wollen wir jetzt ins Auge fassen.

Horde und Sprache.

Schon oben haben wir der Solidarität gedacht, die bei vielen Affenarten die Scharen zusammenhält. Eine solche Verbindung Vieler zu Schutz und Trutz ist gleichsam ein Organismus höherer Art, ein Übertier, das über Dutzende, ja Hunderte von Augen, Ohren, Armen und Beinen gebietet, die sich alle dazu noch über einen beliebigen Raum verteilen lassen und trotzdem von allen Seiten auf ein und dasselbe Ziel losgehen können — aber nur dann, wenn die einzelnen Glieder nach einheitlichem Plan zusammenwirken, wenn sie sich verständigen können.

Dazu bedarf es der Mitteilungsfähigkeit: der Sprache.

Elementare Anfänge einer Sprache sind bei höhern Tieren nicht selten. So sollen nach Dupont Hühner und Tauben 12 verschiedene Laute besitzen, Hunde 15, Hornvieh 22, während das Wörterbuch des gemeinen Mannes nach Dorsey angeblich aus ca. 300 Wörtern besteht. Die Sprache der Affen, die bekanntlich unaufhörlich miteinander schwatzen, streiten, spielen, scherzen, setzt sich nach Garner (Gorilla und Schimpanse S. 64) aus etwa 20 Lauten zusammen, die durch zahlreiche Gebärden und lebhaftes Mienenspiel noch bedeutend ergänzt werden.

Schon in diesen ersten Anfängen, in Form einer Anzahl von Schreien und Ausrufen, und bloß als Mitteilungsmittel genügte

die Sprache, um die Horde zu organisieren, um ihr gleichsam ein Nervensystem einzusetzen, das nun die einzelnen Glieder bei Angriff und Verteidigung zu einem einheitlichen über den Raum verteilbaren Organismus, zu einem Ungeheuer zusammenschweißte, gegen das jedes andere Tier, auch das gewaltigste und mit den furchtbarsten natürlichen Waffen ausgerüstete Raubtier im Kampf unterliegen mußte.

Ein so nützliches Mittel im Kampf ums Dasein mußte durch die natürliche Auslese mit der Zeit immer mehr verbessert werden, da in den ewigen Kriegen zwischen den einzelnen Menschenhorden immer die höher Organisierten als Sieger zurückblieben. Indem so die Sprache sich vervollkommnete, wurde sie die Mutter des menschlichen Intellektes. Denn der viel angefochtene geistvolle Ausspruch Lazarus Geigers.*) „Die Sprache hat die Vernunft erschaffen, vor der Sprache war der Mensch vernunftlos“ klingt zwar aufs erste paradox, ist aber vollkommen wahr. Ja, erst jetzt, nachdem wir mit zunehmender Vertiefung unserer psychologischen Kenntnisse diesen wundervollen Satz verstehen gelernt haben, gewinnen wir die richtige Einsicht in seine epochemachende Bedeutung. Denn:

Anfänglich war zwar die Sprache nur Mitteilung, aber als sie sich allmählich höher entwickelte, nahm sie außerdem noch zwei weitere Funktionen an, nämlich

1. die Funktion der sozialen Gedankenanhäufung und
2. die Funktion der Potentiation des Intellekts durch das Denken in Worten.

Betrachten wir zuerst:

Die Gedankenanhäufung durch die Sprache.

Indem die Sprache es ermöglicht, Gedanken mitzuteilen, wird, wie schon früher angedeutet, jedes einzelne Individuum fähig, die besten Gedanken, die je von den begabtesten Köpfen der Menschheit im Verlauf ungezählter Generationen gedacht, oder die als Früchte eines seltenen Zufalls erfaßt wurden, in seinem Geist zu sammeln und anzuhäufen. Dieser Anhäufungsprozeß, der in konzentriertester Form durch Erziehung und Überlieferung vermittelt,

---

*) Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, 1868, II, 81.

den einzelnen zu einem Gedankenkrösus machen kann, würde z. B. einen Schüler unserer Zeit in Stand setzen, dem göttlichen Plato Lehren zu vermitteln, die den großen Denker erstaunen lassen müßten. So hat jeder Mensch, auch der ungebildetste, einen Gedankenschatz in sich, den er aber nur ererbt, nicht hervorgebracht hat, der weit über alles hinausgeht, was er sich je selbst hätte erdenken können und von dessen Höhe er nun verächtlich auf das Tier herabsieht, das von solcher Erbschaft ausgeschlossen ist.

Was im Individuum denkt, ist nicht bloß sein eigener, verhältnismäßig schwacher Intellekt, sondern es ist der Intellekt der ganzen Menschheit, oder jedenfalls einer unzählbaren Menge von Individuen, die nicht mehr da sind. Indem sich der Vorgang der Anhäufung immer wiederholt, entsteht der Sozialintellekt, der als Menschheitsvernunft die Arbeit von Millionen menschlicher Gehirne zusammenfaßt, und gegen den der Individualintellekt ein winziges Zwerglein ist. Auch was das größte Genie zu dem ganzen Gedankenschatz hinzugibt, ist verhältnismäßig wenig, denn auch seine Höhe besteht nicht so sehr in seiner individuellen Größe, als vielmehr darin, daß es auf der aus allen seinen Vorgängern aufgebauten Pyramide stehend nun eine Strecke höher kommt als alle andern.

Die ungeheure Überlegenheit des menschlichen Intellekts über den tierischen ist also zum großen Teil der akkumulativen Wirkung der Sprache zu verdanken: der Individualintellekt des Menschen und der höheren Tiere stehen sich außerordentlich viel näher, als man, unbekannt mit dem soeben skizzierten Erbschaftsvorgang, von vorneherein annahm.

Denn auch die Tiere haben das Vermögen Vorstellungen zu verbinden, Schlüsse zu ziehen, scharf zu beobachten, gemachte Erfahrungen klug zu verwerten, die Gedanken des Menschen zu erraten; sie besitzen Gedächtnis, Verstand, Phantasie, Urteilskraft und geben oft — namentlich Elephanten, Affen, Hunde, Füchse — Beweise einer bewundernswerten Intelligenz; gerade bei Hunden findet man nicht selten Beispiele eines so rührend liebevollen Scharfsinns, daß man immer wieder an das Wort erinnert wird: „Hund sprich, und du bist ein Mensch“.

Auf der andern Seite würde ein Mensch, der ohne jegliche Erziehung aufwüchse, ohne Sprache und ohne Vernunft bleiben, er würde kaum einen Orang oder einen Schimpansen an Intelligenz übertreffen und auf jeden Fall ein Tier bleiben. Und in der Tat unterschieden sich Menschen, die früh vereinzelt und verwildert waren, so wenig von Tieren, daß man sie vielfach mit sprachlosen Idioten verwechselte (sog. Homo ferus Linnés).

Die Potentiation des Denkens durch die Sprache.

Die Überlegenheit des menschlichen Intellekts über den tierischen ist also zum großen Teil keine individuelle, sondern eine soziale und erklärt sich aus der akkumulativen Wirkung der Sprache.

Aber es bleibt doch immer noch zwischen Menschen- und Tierverstand ein fundamentaler Unterschied: das Tier vermag nicht abstrakte Begriffe zu bilden und damit zu operieren. Erst mit dem begrifflichen Denken beginnen aber jene höheren Gedankenoperationen, die für den menschlichen Intellekt charakteristisch sind, und die diesen zu einem Werkzeug von „der allerhöchsten Kraft“ gemacht haben. Allein auch diese wundervolle Fähigkeit des Menschen, das begriffliche Denken, ist ein Geschenk der Sprache. Dies ist die Lösung eines Rätsels (Geiger, Noiré), das noch der große Kant für unlösbar hielt (Krit. d. r. Vern. 125).

Die Sprache beruht bekanntlich darauf, daß mit jedem Ding, oder vielmehr mit dessen Vorstellung ein Wort verbunden, assoziiert wird, so z. B. mit dem Ding Apfel oder besser mit dem innern Bild eines Apfels das Wort „Apfel“. Dieses Wort „bedeutet“ dann das Ding, es ist ein Zeichen dafür.

Der sprachbegabte Mensch kann nun im Gegensatz zum sprachlosen Tier nicht nur in Erinnerungsbildern, Vorstellungen, sondern auch in solchen Zeichen denken, und dieses Wortdenken nimmt einen größern Raum in seinem Kopfe ein, als man meistens anzunehmen geneigt ist (Taine). Wenn ich z. B. den Satz lese: „Das nützliche Wissen soll durch Beobachtung und Versuche gemehrt, und so die Würde und Macht des Menschen gesteigert werden“, so verstehe ich den Satz vollkommen, ohne

daß dabei irgendwelche bildlichen Vorstellungen sich meinem Bewußtsein präsentiert hätten. Ich habe also gedacht, ohne vorzustellen, ich habe in Zeichen gedacht.

Die geistigen Operationen mit bloßen Zeichen haben nun unermeßliche Vorteile vor denen mit Vorstellungen voraus.

Das Zeichen ist, worauf hier nur in aller Kürze hingewiesen werden kann:

1. umfassender als die Vorstellung,
(Wenn ich mir z. B. ein Dreieck vorstelle, so ist dies entweder ein gleichschenkliges, ein ungleichseitiges, rechtwinkliges usw., während das Zeichen Dreieck alle beliebigen Formen und Arten des Dreiecks umfaßt. — Das was ich mein „Ich" nenne, ist ein Komplex von Tausenden von Vorstellungen, Gedanken, Begierden, Strebungen, Handlungen usw. Könnte der Mensch dieses Chaos nicht durch das Wörtchen Ich zusammenfassen und mit dem ebenso großen Chaos der Außenwelt in Gegensatz stellen, so wäre er niemals fähig geworden zum sog. Selbstbewußtsein aufzusteigen).

2. Das Zeichen ist leichter beweglich,
(Wenn ich z. B. sage: Farbe, Größe usw., so kann ich Eigenschaften von Dingen trennen, die in der Vorstellung damit untrennbar verbunden sind, und kann nun mit diesen von dem Bleigewicht des Gegenständlichen befreiten Begriffen weiter operieren).

3. Es ist genauer,
(z. B. die Vorstellungen 312 und 313 Äpfel liegen so nahe beieinander, daß sie sich vermischen; durch Zeichen aber können sie in unserm Geiste auseinander gehalten und unterschieden werden).

Der Geist, der also seine Denkoperationen mit Worten d. h. mit begrifflichen Zeichen ausführen kann, kommt unendlich viel weiter, als ein anderer, dem nur die schwerfälligen Erinnerungsbilder und Vorstellungen zu Gebote stehen. Es besteht zwischen Vorstellung und Begriff ein ähnliches Verhältnis, wie, um ein Bild zu gebrauchen, etwa zwischen Scheidemünze und Papiergeld. Gesetzt unser Geld bestünde lediglich aus Scheidemünze, so wären alle höhern Finanzoperationen unmöglich: an einer Million müßte man wochenlang zählen und sie schließlich in Hunderten von

Säcken transportieren. Statt dessen genügt ein leichtes Blatt Papier, das durch einen Federzug zum Zeichen gemacht, eine Million bedeutet. Mit dem „Papiergeld der Worte" vermag ebenso der Mensch Denkoperationen auszuführen, die für das Tier, das nur über die „Scheidemünze der Vorstellungen" verfügt, unmöglich sind.

So erhob sich also der Mensch auf „den Flügeln des Wortes" aus dem tierischen Vorstellen in das Reich dessen, was nicht mehr vorstellbar, sondern bloß „denkbar" ist, und auch diesen gewaltigen Fortschritt verdankt er der Sprache.

Überlegen wir das Gesagte, so dürfte die Kluft zwischen tierischem und menschlichem Intellekt doch nicht so unüberbrückbar erscheinen, als wie auf den ersten Blick; die wundervolle Brücke, die hinüberführte, war die Sprache, die

1. durch Mitteilung von Gedanken zum Nervensystem der sozialen Organisation ward,

2. durch Anhäufung von Gedanken den schwachen Individualintellekt zum gewaltigen Sozialintellekt erhob und

3. durch Potentiation den menschlichen Verstand aus dem niedern Gebiet der schwerfälligen Vorstellung in das Reich des leicht beweglichen begrifflichen Denkens hinaufführte.

Die hervorragende Bedeutung der Sprache ist wohl zuerst von Cuvier erkannt worden. Der große Begründer der Sprachwissenschaft, Wilhelm von Humboldt, sagte: „Der Mensch ist Mensch nur durch das Mittel der Sprache"; wenn er jedoch fortfährt: „aber um die Sprache zu erfinden, mußte er schon Mensch sein", wird man dieser Meinung jetzt nicht mehr beipflichten können. Nicht erfunden worden ist die Sprache, sie ist langsam entstanden, gleichsam Wort für Wort ist sie gefunden worden (L. Geiger). Aus den ersten tierischen Schreien entwickelte sie sich zunächst zu einem Werkzeug, das die Horde organisierte, damit eine gewaltige Waffe im Kampf ums Dasein wurde und als solche sich dann Schritt für Schritt in unermeßlichen Zeiträumen durch natürliche Auslese ausbildete und vervollkommnete.

Aber auch das dürfen wir uns nicht vorstellen, daß die Sprache den Intellekt aus sich heraus gleichsam erschaffen habe. Vielmehr

Sprache und Denken steigerten sich wechselseitig; mit jedem Fortschritt der Sprache ist ein Fortschritt im Denken verbunden, und umgekehrt bewirkt jeder Fortschritt im Denken wieder einen Fortschritt in der Sprache, gerade wie beim Gehen das eine Bein dem andern immer wieder einen Schritt weiter hilft.*)

Hand und Werkzeug.

Außer dem Zusammenhalt der Horde brachte der Vormensch vom Baumleben her noch eine zweite mächtige Waffe für den Kampf in das neue Bodenmilieu mit: die Hand, die zwar an sich keine Waffe ist, wenigstens keine hervorragende, wohl aber die Mutter der furchtbarsten Waffen, der wirksamsten Werkzeuge.

Wie die Anfänge der Herdenorganisation, des kombinierenden Verstandes, der Sprache, so findet sich auch primitives Werkzeug schon im Tierreich. Affen z. B. stützen sich beim Gehen auf Stöcke, sie werfen von ihren Baumfestungen mit abgerissenen Zweigen, stachligen Früchten u. dgl. auf ihre Feinde (Wallace, Der malayische Archipel, Dtsch. v. A. B. Meyer I. 57, 78), rollen mit der Hand ergriffene Steine auf sie herab und zerschlagen mit Steinen Nüsse und Austern (Perty, Seelenleben der Tiere S. 703). Der Schimpanse baut sich aus Baumästen eine kleine Hütte, die den Wohnungen mancher Wilden sehr ähnlich ist usw.

So besteht also schon bei Affen etwas wie eine „Holz- und Steinzeit". Aber wie anders wurde der Mensch durch die Entwicklung zum Werkzeug hingedrängt! Nach dem Abstieg vom Baum zum Boden wurde er Sohlengänger (wie der Bär, der sich bekanntlich ebenfalls leicht auf den Hinterbeinen aufrichtet), die Oberextremitäten differenzierten sich aus Bewegungsorganen zu ausschließlichen Organen des Greifens und Festhaltens, der Mensch bekam die „Hände frei", die sich nun natürlich neuen Funktionen anpassen konnten. Es war nur ein kleiner Schritt, nachdem man mit einem Stein Nüsse zerklopft hatte, auch andere Steine damit zu zerschlagen, und so entstand jenes berühmte Urwerkzeug, ein scharfkantiger Stein, der coup de poing der französischen Prähistoriker. Dieser roh zugehauene Kiesel war zugleich Messer, Säge, Schaber, Hammer, Axt und Meißel, aber

*) Näheres über die geistige Entwicklung des Menschen wird man in der „Geschichte des menschlichen Verstandes" finden.

natürlich keines in richtiger Weise, weshalb er nun, indem man ihm zum Schlagen einen Stiel, zum Sägen Zähne gab usw. allmählich in alle diese Werkzeuge differenziert wurde. Und ebenso entstanden aus dem abgerissenen Baumast der Wurf-, Grab- und Schlagstock, der Speer, die Keule, später Schwert, Bogen und Pfeil, Ruder usw.

Sobald nämlich einmal Werkzeug entstanden war, hing der Kampf ums Dasein sehr wesentlich von der Entwicklung der Werkzeuge und insbesondere der Waffen ab. Die Horde, die zuerst den Speer oder die Streitaxt schwang, konnte damit jede andere aus dem Feld schlagen, selbst wenn diese ihr in Beziehung auf Körperkraft überlegen war. So wurde nun der Daseinskampf unter den Menschenhorden schon früh von dem körperlichen aufs geistige Gebiet verlegt. Die überlebenden Sieger waren nicht mehr die körperlich Stärkeren, sondern die besser Bewaffneten, d. h. die Intelligenteren. Indem sich dieser Vorgang immer wiederholte, erhielt durch das Werkzeug der Geist immer mehr die ausschlaggebende Wirkung gegenüber der rohen Kraft, die Entwicklung änderte ihre Richtung immer mehr aus dem Tierischen ins Menschliche.

Ja, noch mehr, mit der Erfindung und Ausbildung des Werkzeuges findet die entscheidende Wendung zwischen Natur und Kultur statt, wie folgende Betrachtung zeigt: „Das von der Hand umfaßte Messer (sagt Noiré, Das Werkzeug S. 106) wirkt gerade wie ein natürliches Organ; es hat den hohen Vorzug, daß es nur so lange die Hand belastet und behindert, als Wirkung mit demselben ausgeübt werden soll, sobald dies nicht mehr nötig, kann es weggelegt, kann es durch ein anderes Werkzeug oder Gerät ersetzt werden". — In der Tat die Hand, die ein Messer umklammert, ist geradezu ein ganz anderes Organ, als dieselbe Hand, die einen Bohrer, einen Pinsel, einen Becher, eine Feder, einen Hammer oder eine Pistole hält. In der Hand hat der Mensch also eine Unzahl von Organen, d. h. so viele, als er verschiedene Werkzeuge besitzt. Wären nun alle diese Organe an ihm fest gewachsen, so käme ein lebensunfähiges Monstrum zustande, etwa nach Art der bekannten japanischen Gottheit, der vielarmigen Quan-won, die in jeder ihrer hundert Hände einen andern Gegenstand hält.

Die fortschreitende Entwicklung mußte also notwendig an einem gewissen Punkt das organische Gebiet verlassen und in Kultur übergehen; und diese folgenschwere Wendung ist, außer durch die früher besprochenen Ursachen, hauptsächlich durch die Erfindung des Werkzeugs und mittelbar durch das Werkzeug aller Werkzeuge, die Hand herbeigeführt worden.

Das Feuer.

Als die letzte große Errungenschaft der Urzeit müssen wir die Kenntnis der Feuerentflammung betrachten. Die primitive Ausbildung der Sprache und des Urwerkzeuges gingen wahrscheinlich nebeneinander her, das Feuer war erst später zu bemeistern, da seine Entzündung und Unterhaltung schon eine große Sorgfalt und komplizierte Arbeit erforderten.

Die Entdeckung des Feuers wird am wahrscheinlichsten folgendermaßen erklärt: Alle Naturvölker, die in der Holz- und Steinzeit leben, bohren bei der Anfertigung ihrer Werkzeuge Löcher in Holz (und Stein), indem sie unermüdlich und oft stundenlang einen spitzen Holzstab in Drehung versetzen. Bei dieser quirlenden Bewegung, in der der Naturmensch eine von Europäern schon oft bestaunte Übung und Geschicklichkeit besitzt, kommt es nicht selten vor, daß das Holzmehl um das Bohrloch herum Feuer fängt, das nun leicht durch dürres Moos u. dgl. zur Flamme angefacht werden kann. Für diesen Ursprung der Bekanntschaft mit dem Feuer spricht der Umstand, daß bei fast allen Naturvölkern die Art der Feuerentflammung im wesentlichen dieselbe ist, nämlich durch Reibung, Bohrung oder Quirlung zweier Holzstücke, wobei sich manche Stämme auch eines bogenförmigen Instrumentes, des Drillbohrers bedienen. — An vielen Orten mögen auch die in den Urzeiten häufiger tätig gewesenen Vulkane das erste Feuer geliefert haben. Die glühend heiße Lava wird noch heute von Ozeaniern zum Kochen und Braten benützt. Manche Völker sind vielleicht auch durch das Zerschlagen eisenhaltiger Steine zur Entdeckung des Feuers gelangt. Das „Feuerschlagen“ wird wenigstens schon auf sehr niedriger Kulturstufe geübt, so von den Feuerländern und von den Eskimos.

Beinahe schwieriger als die Erklärung der Feuerentdeckung ist die Beantwortung der Frage, was wohl den Menschen anfänglich dazu gereizt haben mag, sich den Mühen der Entzündung und Unterhaltung des Feuers zu unterziehen. Da die Urheimat des Menschen jedenfalls nicht in der kalten Zone zu suchen ist, so wird die Wärme wohl anfänglich kaum ein Anziehungspunkt des Feuers gewesen sein. Noch weniger die Dienste, die das Feuer für die Kochkunst leistet; denn der unentwickelte Mensch besitzt einen sehr konservativen Appetit und scheut vor allem zurück, woran er nicht von Jugend auf gewöhnt ist. Auch die zerstörende Kraft des Feuers wird wohl erst später, beim Aushöhlen von Einbäumen, zur Anlegung von Grasbränden, um das Wild zuzutreiben usw. geschätzt worden sein. Wahrscheinlich war der erste Reiz das Licht, es war der magische Zauber der gelb, rot und blau leuchtenden, flackernden und züngelnden Flamme, die wie ein lebendes Wesen verzehrt, was man ihr darreicht, während lustig der blaue Rauch aufwirbelt. Auch Kinder im Walde entzünden gern Feuer bloß zur Augenweide. Besonders im unheimlichen Dunkel der Nacht mußte die erleuchtende Kraft des Feuers einen ganz besonders wohltuenden Eindruck machen, um so mehr als die schleichenden Raubtiere wie Löwe, Tiger, Jaguar usw. vor dem Feuerbrand in unüberwindlicher Scheu zurückschrecken.

Der Reiz, den das Feuer zuerst auf den Menschen ausübte, war also wohl verursacht durch die Freude am Licht und durch das Grauen im Dunkeln, das ja auch bei unsern Kindern sehr ausgesprochen vorhanden ist, und das auch der Kulturmensch, wie der schöne Vers in Goethes Faust bezeugt, noch nicht ganz verlernt hat. Für diese Ansicht spricht auch die Sprachwissenschaft. So sagt L. Geiger: „Nicht die wohltätige Wirkung des Feuers, nicht seine Nützlichkeit, nicht einmal seine wohltuende Wärme ist es, die in den uralten Denkmälern gepriesen wird, sondern sein Lichtglanz, seine rote Glut; und soweit die sprachlichen Benennungen sich mit Sicherheit deuten lassen, ist es ebenfalls weder die Wärme, noch etwa die Eigenschaft zu brennen, zu zehren, Schmerz zu bereiten, sondern die rote Farbe, von der die Namen ausgehen. Der Sinn für die Farbe ist also das älteste Interesse, das die Menschen zum Feuer hinzog."

Schlußbetrachtung.

Mit der Entdeckung des Feuers endet die Urzeit. In dieser ungezählte Jahrtausende zurückliegenden Epoche, die sich während der Tertiärzeit abspielte, erhob sich der Vormensch aus tierischen Anfängen zum Menschen. Die wichtigsten Bedingungen dieser fortschreitenden Entwicklung waren: 1. die Hand, die, entstanden als ein dem Baum angepaßtes Kletterorgan, beim Abstieg auf den Boden frei und so das „Werkzeug aller Werkzeuge" wurde und 2. die sozialen Instinkte, die die Sprache finden ließen und durch dieses Mittel den Menschengeist, den Sozialintellekt erschufen und die Menschen befähigten, sich zu festen und immer höher organisierten Verbindungen zusammenzuschließen. Denn nicht seiner individuellen Kraft und Herrlichkeit verdankt der Mensch seine Überlegenheit über das Tier und seine Hegemonie auf Erden, sondern seiner Zusammenfügbarkeit mit andern, dem einheitlichen Zusammenwirken der Vielen, die sich als Elementargebilde in einen Organismus höherer Ordnung eingliedern und ein immer gewaltiger werdendes, sich schließlich über die ganze Erde erstreckendes System ineinander spielender Kräfte darstellen.

Dieses Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft muß uns besonders auffallen, wenn wir sehr weit auseinander gelegene Kulturstufen miteinander vergleichen. Welch ein Kontrast zwischen einem modernen Großstaat und einer Horde von Australnegern oder Wedda und wie gering ist verhältnismäßig der Unterschied, wenn wir einen Australier oder Wedda neben einen Europäer stellen!

Ja sogar, je größer die Macht der Gesellschaft wird, um so abhängiger von ihr, um so einseitiger, um so hilfloser, wenn auf sich selbst angewiesen, wird der einzelne. Während sich die „Wilden" alle ihre Waffen und Geräte selbst verfertigen, alles was sie brauchen, selbst verschaffen, gibt es in dem Besitz des Kulturmenschen kaum ein einziges Stück, das er selbst erzeugt hätte, ohne Geld, dieser Anweisung auf die Leistungen anderer, ist er das armseligste Wesen der ganzen Schöpfung. Und nur in fortwährendem Kontakt mit dem Ganzen, gleichsam unter dem

Hochdruck der Gesellschaft kann sich das Individuum auf der Höhe der Kultur halten. „Im Jahre 1540 (erzählt Peschel) landeten de Sotos und seine Gefährten wohlausgerüstet im Süden der Vereinigten Staaten, erhielten aber nie Zufuhren aus der Heimat. Ihre Rosse fielen, ihre Feuerrohre wurden nutzlos, weil es an Pulver fehlte, ihre Degen rosteten und zerbrachen, ihre Kleider und Schuhe zerrissen, und zuletzt sehen wir sie wie Indianer gekleidet und bewaffnet marschieren und fechten.“ Und wie diese Zivilisierten in der Isolierung rasch der Verwilderung verfielen, so würde ein wild aufwachsender Mensch, wie oben erwähnt, überhaupt nicht zur Menschlichkeit aufsteigen, er wäre, wenn nicht ein Unding, im besten Fall ein vernunft- und sprachloser Idiot.

Diese Lehre von der sozialen Natur des Menschen, die soeben angedeutet wurde, ist die Grundwahrheit der Soziologie und der Schlüssel zum Verständnis alles kultürlichen Geschehens. Alle Fortschritte in der Kultur waren zugleich Fortschritte in der Vergesellschaftung, d. h. in der immer intensiver, immer geregelter und planvoller werdenden Wechselwirkung einer immer wachsenden Zahl von Individuen. Diese Wahrheit werden wir uns auf jedem Blatt des vorliegenden Werkes ins Gedächtnis zu rufen haben.

Wir treten nun aus dem Dunkel der Urzeit heraus, um das Studium der vorgeschichtlichen und der geschichtlichen Phasen der Kultur zu beginnen. Bevor wir uns aber an diese Aufgabe machen, wollen wir zunächst über das gesamte Gebiet, das uns hier beschäftigen wird, einen Überblick zu gewinnen suchen.

III. Kapitel.

Einteilung des Gesamtgebietes der Kultur.

Das Gebiet der Kultur ist weit; um darüber zu herrschen, müssen wir es — nach dem alten Spruch der Römer und der Wissenschafter — zuerst teilen. Da der Erfolg einer jeden wissenschaftlichen Untersuchung ganz wesentlich durch eine sachgemäße

Einteilung und Anordnung des Stoffes gefördert wird, so dürfen wir uns nicht mit der Aufstellung irgendeines künstlichen Systems von willkürlicher Regelmäßigkeit — etwa wie man ein Netz über eine Zeichnung wirft — begnügen, sondern die Einteilung muß der Natur des Stoffes so angepaßt sein, daß sie aus diesem gleichsam herauszuwachsen scheint. Dies läßt sich erreichen, wenn man aus dem vielverschlungenen Chaos der soziologischen Erscheinungen zunächst die zusammengehörigen zu natürlichen Gruppen vereinigt und diese Gruppen dann so anordnet, daß jede folgende in der vorhergehenden oder in den vorhergehenden ihrer Unterlage, ihr Fundament findet.

Die erste, fundamentalste und wichtigste Bedingung für das Dasein der menschlichen Gesellschaft ist die Beschaffung des Lebensbedarfs, der Existenzmittel, vor allem der Nahrung, dann der Wohnung, Kleidung, der Waffen, Werkzeuge, Geräte, kurz der materiellen Mittel, die zum Unterhalt und zur Verteidigung des individuellen Lebens notwendig sind.

Die erste Gruppe von Kulturerscheinungen, die wir also zu betrachten haben, wird alles das umfassen, was sich auf die Beschaffung und Herstellung der materiellen Lebensgüter bezieht, und diese Gruppe kann man — im weitesten Sinn — unter der Bezeichnung *Wirtschaft oder Ökonomie* zusammenfassen.

Ist durch diese erste Gruppe die Erhaltung des individuellen Lebens ermöglicht, so wird die nächstwichtige Gruppe diejenigen Lebensäußerungen umfassen, die sich auf die Erhaltung der Art beziehen, d. h. alle die Einrichtungen, die mittelbar oder unmittelbar auf den Ersatz der verschwindenden durch die kommende Generation abzielen, die also die *Fortpflanzung*, die geschlechtlichen Verhältnisse, Ehe, Familie usw. betreffen.

Zu diesen beiden Gruppen, die zugleich allgemein notwendige Bedingungen alles tierischen Lebens sind, treten nun als dritte Gruppe diejenigen Erscheinungen, die speziell das gesellschaftliche Leben in sich begreifen, d. h. die Beziehungen der einen gesellschaftlichen Körper bildenden Individuen zueinander, ihre Beziehungen zum Gesellschaftsganzen und schließlich die Beziehungen der einzelnen Gesellschaftskörper, die unter sich in kriegerische oder friedliche Berührung treten. Diese Gruppe umfaßt also den Bau des Gesellschaftskörpers, das soziale und politische

Leben, kurz die gesellschaftliche Organisation und alles, was damit unmittelbar im Zusammenhang steht.

Wirtschaft, Fortpflanzung und soziale Organisation machen zusammen eine Trias aus, die alle die Lebensäußerungen in sich begreift, die für die Existenz eines gesellschaftlichen Organismus, also z. B. auch einer Tiergesellschaft unbedingt notwendig sind, und sie bilden den Boden, auf dem nun alles fortschreitende, höhere, geistige Leben erst Wurzel fassen kann. Diese höhern, geistigen oder psychischen Erscheinungen teilen wir nun wieder folgendermassen ein:

Die Grundbedingung und Trägerin alles geistigen Lebens ist die Sprache. „Im Anfang war das Wort." Diesen dunklen Satz haben wir im vorigen Kapitel verstehen gelernt.

Das geistige Leben selbst zerfällt dann wieder nach der bekannten Dreiteilung in das logische, ethische und ästhetische Gebiet, also in Wissen, Moral und Kunst.

1. Das logische Gebiet läßt sich wieder in zwei Teile zerlegen: Wissen i. e. S. und Glauben, die beide, nicht wie ein vielverbreiteter Irrtum will, aus verschiedenen Quellen, sondern aus ein und derselben Quelle entspringen; denn sie sind nichts anderes als Ergebnisse der (äußeren und inneren) Erfahrung. Die sichern (oder besser gesagt sicherern) Ableitungen aus der Erfahrung, d. h. die, die einen sehr hohen Wahrscheinlichkeitsgrad haben, nennt man Wissen und die Summe alles Wissens positive Wissenschaft; die höhern aber unsichern Ableitungen aus der Erfahrung, die zum großen Teil irrig sind und in der Regel nur vorübergehend für wahr gehalten werden, bezeichnet man als Glauben, von dessen wichtigsten Formen für uns besonders Religion und Philosophie in Betracht kommen werden. — Selbstverständlich sind Wissen und Glauben nicht scharf voneinander getrennt, sondern durch Übergänge verbunden, da unserm Fürwahrhalten alle möglichen Wahrscheinlichkeitsgrade zugrunde liegen.

2. Die Moral, im weitesten Sinne umfaßt das große Gebiet der Sitten und Gebräuche und das Recht, das nur eine besondere Art der Moral darstellt.

3. Die Kunst schließlich, die dem Überfluß entsprungen, den notwendigen oder rein nützlichen Lebensäußerungen am ent-

ferntesten steht, bildet den Gipfelpunkt des kultürlichen Aufbaus, wie die Wirtschaft, darin ihr Gegensatz, das Fundament abgegeben hat.

Die Gruppen, in die wir also das gesamte Kulturgebiet einteilen wollen, und die man auch als

soziologische Funktionen

zu bezeichnen pflegt, sind folgende:

Funktionen	Gruppe
1. Wirtschaft (auch ökonomische Funktion), 2. Fortpflanzung (auch geneonomische Funktion), 3. Soziale Organisation (auch politische Funktion),	A. Unterbau
4. Sprache, 5. Wissenschaft, 6. Religiöser und philosophischer Glaube, 7. Moral, 8. Recht, 9. Kunst.	B. Oberbau

Um dieses große Gebiet einer phaseologischen Bearbeitung zu unterziehen, stehen uns zwei Wege offen, die sich am besten an folgendem Schema erklären lassen:

Phasen	1. Wirtschaft	2. Fortpflanzung	3. Soziale Organisation	4. Sprache	5. Wissenschaft	6. Religion und Philosophie	7. Moral	8. Recht	9. Kunst
Erste	a	h	k						b
Zweite	c								d
Dritte	e								f
Vierte									
usw.									
	g	i	l						

In diesem Schema — das zugleich das Schema der „soziologischen Tabelle“ ist — sind in den senkrechten Abteilungen die Phasen verzeichnet, oder vielmehr zu verzeichnen, die jede einzelne soziologische Funktion nacheinander durchlaufen hat. In den wagerechten Abteilungen dagegen findet man die Phasen aller soziologischen Funktionen beisammen, die nebeneinander bestehen, d. h. gleichzeitig sind und die Gesamtkultur eines bestimmten Abschnittes der Entwicklung zusammensetzen.

Ich kann also, um die gesamte Phaseologie darzustellen, den ungeheuren Klotz entweder zuerst zersägen und dann zerspalten oder umgekehrt vorgehen, d. h. ich kann entweder zuerst die sämtlichen Kulturerscheinungen der ersten Phase darstellen (von a bis b), dann die der zweiten Phase (von c bis d), dann die der dritten Phase (von e bis f) usw. („Methode der Querschnitte“) — oder aber ich verfolge jede einzelne soziologische Funktion durch alle ihre Phasen hindurch, also zuerst die Wirtschaft (von a bis g), dann die Fortpflanzung (von h bis i), dann die soziale Organisation (von k bis l) usw. („Methode der Längsschnitte“).

Der erstere Weg mag für eine kulturgeschichtliche Darstellung ganz vorteilhaft sein. Wir erhalten dabei ein abgerundetes Bild des gesamten Kulturzustandes, den ein bestimmtes Volk auf einer bestimmten Kulturstufe aufzuweisen hat. Aber für die Phaseologie ist die „Methode der Querschnitte“ ein Unding; erstens weil die Phasen, die die einzelnen Funktionen durchlaufen haben, dadurch auseinander gerissen werden und zweitens weil diese Phasen auf den einzelnen Gebieten ungleich lang sind. Die „Methode der Längsschnitte“ hat allerdings den Nachteil, daß der Leser immer wieder die ganze Leiter von unten hinaufgeführt wird, immer wieder den Aufstieg aus den untersten zu den höchsten Regionen wiederholen muß; sie bringt ferner den Mißstand mit sich, daß das Nebeneinander der Erscheinungen auseinander gezogen wird. Doch abgesehen davon, daß sich der letztere Umstand durch Übersichtstabellen ausgleichen läßt, werden alle andern Nachteile weit überwogen dadurch, daß die „Methode der Längsschnitte“ allein imstande ist, die Phaseologie klar und übersichtlich zu gestalten. Ich habe deshalb in dem ganzen Werk diesen Weg eingeschlagen, und zwar nicht nur für

die Hauptabteilungen des gesamten Kulturgebietes, sondern auch für die Unterabteilungen der soziologischen Funktionen, und ich glaube, daß durch die konsequente Durchführung dieser Behandlungsweise die Phaseologie überhaupt erst möglich geworden ist. Erst wenn wir jede der einzelnen Kulturerscheinungen durch ihre sämtlichen Phasen hindurch verfolgt haben, können wir zu einem Überblick der gesamten Kulturentwicklung gelangen; die soziologischen Tabellen, die am Ende jedes größern Abschnittes eingelegt werden, sorgen dann schon dafür, daß auch die Vorteile, die die Methode der Querschnitte bietet, nicht verloren gehen. — Wiederholungen lassen sich auf keinem der beiden Wege ganz vermeiden, sie liegen in der Natur des Stoffes. Denn die Soziologie ist sozusagen zweidimensional, sie hat es mit einem Nacheinander und mit einem Nebeneinander zu tun; die Sprache hingegen, die nur ein Nacheinander kennt, ist eindimensional und zwingt dazu, alles an einem einzigen Faden aufzuhängen und in eine einzige, lange Reihe hineinzudrängen.

II.

Entwicklungsgeschichte

der Nahrung, des Werkzeugs, der Wohnung und der Kleidung.

(Soziologische Überblicke).

Einteilung des wirtschaftlichen Gebietes.

Die erste und wichtigste Bedingung für das Bestehen der menschlichen Gesellschaft ist die Beschaffung des Lebensbedarfs, der Existenzmittel, vor allem der Nahrung, dann der Wohnung, der Kleidung, der Waffen, Werkzeuge, Geräte usw., kurz der Sachgüter, die zum Unterhalt und zur Verteidigung des Lebens notwendig sind.

Alle Tätigkeit, die auf die Produktion von Sachgütern gerichtet ist, fassen wir — im soziologischen Sinn — zusammen unter der Bezeichnung: Wirtschaft oder Ökonomie.*)

Aus dieser Begriffsbestimmung geht hervor, daß wir die Entwicklung der Wirtschaft von zwei Seiten her wissenschaftlich bearbeiten können, je nachdem wir nämlich das Produkt oder die Produktion mehr oder weniger ausschließlich ins Auge fassen. Im ersten Fall haben wir die Güter zu betrachten, die erzeugt werden, im zweiten Fall die Tätigkeit oder die Arbeit, der die Güter zu verdanken sind. Wir spalten also die Entwicklungsgeschichte (genauer Phaseologie) der Wirtschaft, der die nächsten Abhandlungen gewidmet sind, in zwei Teile

1. Entwicklungsgeschichte der Güter und
2. Entwicklungsgeschichte der Arbeit.

Die Güter zerfallen wieder in die mannigfaltigsten Arten, von denen wir hier nur die wichtigsten einer Behandlung unterziehen, nämlich Nahrungsmittel, Werkzeug (im weitesten Sinn), Kleidung und Wohnung.

---

*) Vgl. Einführung in die Gesellschaftslehre, S. 40.

I. Kapitel.

Entwicklungsgeschichte der Nahrung.

Formen der Nahrung.

Schon von alters her hat man die Völker der Erde eingeteilt in die Kulturstufen der Jäger, Fischer, Hirten und Ackerbauer. Man ging bei der Aufstellung dieses Stufensystems stillschweigend von der Annahme aus, daß die Höhe der Kultur eines Volkes am einfachsten zu messen sei mit dem Maßstab seiner Nahrungsproduktion, und zwar aus gutem Grunde. Denn so wie die Beschaffung des Lebensbedarfs die wichtigste Bedingung des tierischen Lebens überhaupt und die Grundlage aller Kultur ist, so waren es auch gerade die epochemachenden Erweiterungen der Nahrungsquellen, durch die die Kultur auf immer höhere Stufen gehoben wurde.

Auch im folgenden werden wir die altehrwürdige Einteilung zunächst beibehalten. Wir werden mit den Jägerstämmen beginnen, dann zu den Tierzüchtern und Ackerbauern bis zu den modernen Völkern fortschreiten und so von den natürlichsten, primitivsten und einfachsten bis zu den künstlichsten all die Formen kennen lernen, unter denen sich der Mensch von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten in den verschiedenen Räumen der Erde sein tägliches Brot verschafft hat. Da wir ethnologische Kenntnisse nicht voraussetzen, werden wir diese Formen zunächst beschreiben. Diese zwar etwas trockene Unterhaltung wird dem geehrten Leser zugleich einen Überblick verschaffen über die wichtigsten Völker der Erde, die für alle soziologischen Untersuchungen das immer und immer wieder zu bearbeitende Material darstellen. Erst nach dieser Darlegung wollen wir untersuchen, in welcher Weise die Formen als Phasen entstanden und auseinander hervorgegangen sind.

I. Jagd und Fischfang.

Auf der untersten uns bekannten Stufe der Kultur stehen diejenigen Stämme, die weder die Tierzucht noch den Ackerbau kennen und in ihrer Ernährung, vergleichbar den Tieren, einfach auf das angewiesen sind, was ihnen die Natur freiwillig und oft kärglich genug darbietet, d. h. ihre Nahrungsquellen sind Jagd und Fischfang und das Sammeln wildwachsender Pflanzen.

In diesem primitiven Stadium der Kultur befinden sich heute noch oder befanden sich wenigstens zur Zeit ihrer Entdeckung durch die Europäer eine ganze Anzahl von jetzt in raschem Aussterben begriffenen Volksstämmen, die mit Ausnahme Europas über alle Erdteile zerstreut waren, und die in folgende drei Gruppen eingeteilt werden können:

Erste Gruppe: Niedere Jäger.

Am tiefsten stehen die Stämme, die die unfruchtbarsten und ungünstigsten Landstriche bewohnen, an den äußersten Spitzen der Kontinente oder auf abgelegenen Inseln, in unzugänglichen Bergwildnissen und in dichten Urwäldern hausen, ohne feste Wohnplätze, ohne Unterschied von arm und reich, fast ohne Häuptlinge, alle als Gleiche mit Gleichen in kleinen Horden nomadisch die Wälder durchschweifen, und die man als „Niedere Jäger" zu bezeichnen pflegt.

Die bekanntesten Vertreter dieser soziologisch so interessanten Gruppe sind: Die Australier und Tasmanier, die gesamte Ureinwohnerschaft schwarzer Haut, die bei der Entdeckung Australiens ausschließlich diesen ganzen Erdteil bevölkerte, und von denen wieder die Tasmanier und die Stämme des Westens am tiefsten standen, die südlichen etwas besser und die nördlichen verhältnismäßig am wenigsten ungünstig gestellt waren. Ferner die Zwergvölker in den zentralafrikanischen Waldwildnissen; die Buschmänner in Südafrika; die Bergwedda auf Ceylon; die Mincopies auf den Andamaneninseln; die Äta im Innern der Philippinen; die Feuerländer oder Pescherähs an der Südspitze des amerikanischen Kontinentes; die Eskimo in der Arktis u. a.

Die Hauptnahrung dieser Stämme ist das Fleisch und das mit besonderer Vorliebe genossene Fett (Knochenmark) der auf der Jagd erlegten Tiere. Doch gibt es keinen Jägerstamm, der ausschließlich von animalischer Nahrung lebt; auch aus dem Pflanzenreich wird alles herangezogen, was die Natur an Eßbarem (im weitesten Sinn des Wortes) bietet. Selbst die Eskimos, von denen manche Stämme ausschließlich von der Jagd leben müssen, sind trotzdem nicht ganz ohne vegetabilische Zukost, indem sie dem Magen der getöteten Renntiere das halbverdaute isländische Moos entnehmen und verzehren. — Das einzige Getränk der Jäger ist das Wasser. Salz ist ihnen ganz unbekannt.

Im übrigen sind diese armen Dürftlinge auf alles angewiesen, was auch nur irgendwie zur Ernährung dienen kann. Da die Jagd oft unergiebig ist, so verzehren z. B. die Buschmänner außer dem Wildpret auch noch „Ameiseneier, Würmer, Frösche, Larven, wilden Honig, Zwiebeln, Wurzeln, Schlangen, Läuse usw.", die Wedda (nach Sarasin) Beeren, Wurzeln, Baumrinde, zerfallenes Holz, Bast, Blätter, Früchte, Kräuter, Fische, die sie geschickt mit Pfeilen schießen; ihre Lieblingsspeise ist der Honig der wilden Biene. Die Nahrung der Australier besteht nach Lubbock (Vorgesch. Zeit, II. 142) aus verschiedenen Wurzelarten, Früchten, Schwämmen, Schaltieren, Raupen, Fledermäusen, Fröschen, Schlangen, Honig, Würmern, Schaben, Vögeln, Vogeleiern, Fischen, Schildkröten, Hunden, Känguruhs und zuweilen auch Seehunden und gestrandeten Walfischleichen. Letztere geben Anlaß zu tagelangen festfreudigen Schmausereien, auch wenn sie schon lang in Verwesung übergegangen die Luft weithin verpesten. — Ziemlich allgemein herrscht auch bei diesen Stämmen die sog. Phthiriophagie: die Läuse, die sie sich gegenseitig absuchen, gelten als Delikatesse und werden, wenn eine größere Zahl gesammelt worden, oft unter Freudengeschrei verzehrt.

Der Mensch dieser Kulturstufe ist also Omnivore, d. h. er verzehrt alles, verschmäht auch das Ekelhafte nicht, und selbst dieses wird ihm oft von der kargen Natur vorenthalten. In den Erzählungen der niedern Jäger spielen denn auch Not und Hunger eine große Rolle. Der Hungergürtel, der in schlechten Zeiten um den Leib geschnürt wird, um den knurrenden Magen zu beschwichtigen, ist bei ihnen sehr verbreitet und die Fähigkeit, ge-

gebenen Falls unglaubliche Mengen von Nahrungsmitteln verschlingen und dann in magern Zeiten wochenlang fasten zu können, in erstaunlicher Weise ausgebildet.

Zweite Gruppe: Höhere Jäger.

Höher steht die Wirtschaft der zweiten Gruppe, zu der die indianischen Jägervölker gehören, die Kalifornier, Apatschen, Komantschen, die meisten Stämme der Dakota (Sioux), die Chippeways, die Schoschonen, die athapaskischen Stämme der Bieber-, Hasen-, Hundsrippenindianer usw. Sie verdankten ihre bessere Lage dem ungeheuren Reichtum an Büffeln (richtiger Bison) in den Prärien und an Hirschen und Rehen usw., die dort die dichten Wälder füllten. Auch gab unter andern wildwachsenden Pflanzen, wie Pflaumen, Kürbissen usw., der Wasserreis oder die wilde Gerste, besonders in Nordamerika ein wichtiges Nahrungsmittel ab.

Dritte Gruppe: Fischer.

Die dritte Gruppe endlich, die Fischervölker Nordwestamerikas und Nordostasiens, in den Küstenländern zu beiden Seiten der Beringstraße, die jetzt ausgestorbenen Itälmenen (in Kamtschatka), einige Stämme der Tschuktschen und Korjägen, die Aleuten, Giliaken, die Koluschen oder Thlinkiten, die Haidah auf den Königin-Charlotte-Inseln, die Vancouverstämme, die Tschinuks usw. nehmen unter den Völkern, die weder Tierzucht noch Ackerbau betreiben, zum Teil eine ganz besonders hohe, ja eine Ausnahmestellung ein, indem ihnen der Reichtum des Meeres und der Flüsse an Fischen, besonders an Lachsen, einen Überfluß von Lebensmitteln zur Verfügung stellt, wie ihn sonst nur der Ackerbau zu gewähren vermag. Die meisten sind seßhaft, besitzen große Häuser, erzeugen allerhand kunstvolle Geräte und Werkzeuge und sind in Arme und Reiche geschieden, sie halten zum Teil sogar Sklaven, treiben Handel und kennen die Arbeitsteilung. Ihre auf den Reichtum an animalischen Nahrungsmitteln sowie auch an Handelsartikeln (Otterfellen usw.) gestützte Kultur übertrifft in vielfacher Beziehung die mancher anderen Völker, die in der Viehzucht oder im Ackerbau über künstliche Nahrungsquellen verfügen.

II. Tierzucht.

Der Hauptsitz des Hirtentums ist das Gebiet der Steppen und Wüsten Asiens und Afrikas. Zu den Völkern, die vorwiegend Tierzucht betreiben, gehören in Asien: die zahlreichen mongolischen und türkisch-tatarischen Nomaden, die ihre aus Pferden, Rindern, Schafen, Kamelen bestehenden Herden in den weiten Steppen Innerasiens weiden: die Kalmücken, Turkmenen, Uzbeken, Baschkiren, Jakuten, die Kirgisen oder Kasak, die allein auf 2—3 Millionen geschätzt werden, ferner die Tibetaner in Hochasien, die Todas in Südindien, dann die Rentier-Nomaden: Samojeden, Ostjaken, Wogulen, Tungusen usw.; in Afrika: die Beduinen, Dinka, Bari, Massai, Wahuma, Galla, Somal, Ovaherero, Hottentotten usw. Europa besitzt nur noch ein Hirtenvolk, die Lappen, und in Amerika gab es zur Zeit seiner Entdeckung überhaupt keine Tierzüchter, mit Ausnahme der Peruaner, die das Lama gezähmt hatten. Ferner gehörten zu den Hirtenvölkern das alte Stammvolk der Arier, die Skythen, Parther usw.

Die Nahrung der Hirten ist natürlich vorzugsweise animalisch, aber nicht in der Weise, daß sie regelmäßige Fleischesser wären. Nur ungern entschließt sich der Hirt ein Stück Vieh zu töten, da er in seiner Herde seinen ganzen, mit leidenschaftlicher Habgier geliebten Reichtum sieht, auf dessen Vermehrung sein Denken und Trachten fast ausschließlich gerichtet ist. Geschlachtet werden meist nur Tiere, wenn sie krank oder schwer verletzt sind, oder wenn Feste gefeiert werden oder religiöse Handlungen Opfer erfordern. Im übrigen halten sich die Hirten mit Vorliebe an die Milch — ein Ovaherero verzehrt z. B. täglich 5—9 Liter meist saurer Milch — und außerdem trinken manche, wie (nach Casati) die Dinka, Massai, Bari usw. das Blut, das sie vom lebenden Vieh durch kunstvoll ausgeführten, periodisch wiederholten Aderlaß zu gewinnen verstehen. Bei keinem Hirtenvolk liefern die Herden ausschließlich die Nahrung. Die Männer sind meist ihrer uralten Beschäftigung, der Jagd, treu geblieben, und die Frauen sammeln für die Küche alles, was das Pflanzenreich an Wurzeln, Knollen, Beeren, Früchten usw. Eßbares darbietet. Auch betreiben die meisten Hirtenvölker teils selbst etwas

Feldbau, teils verschaffen sie sich pflanzliche Nahrungsmittel von benachbarten Ackerbauern durch Tausch oder durch die Herrschaft, die sie über diese ausüben.

III. Ackerbau.

Das Gros der Menschheit besteht aus Ackerbauern. Machen doch die Chinesen mit ihren 4—500 Millionen schon beinahe allein ein Drittel und die Kulturvölker überhaupt mit ihren dichten Massen sechs Siebtel aller die Erde bewohnenden Menschen aus. Aber die einzelnen ackerbauenden Völker stehen auf sehr verschiedener Höhe der Kultur, und ihre Betriebsysteme sind von großer Mannigfaltigkeit. Nach Hahns („Die Haustiere") trefflicher Einteilung kann man folgende Formen des Ackerbaus unterscheiden:

1. Hackbau,
2. Pflugbau oder Ackerbau i. e. S.,
3. Gartenbau,

denen wir noch, um vollständig zu sein, eine vierte, den

4. Handelsbau

hinzufügen müssen. So haben wir also vier Stufen oder besser vier Hauptformen des Ackerbaus, die wir jetzt nacheinander besprechen wollen.

1. Der Hackbau.

Der Hackbau ist eine sehr einfache Form des Ackerbaus: der Boden wird nur mit der Hacke, ohne Pflug und ohne Zugtiere, oberflächlich bearbeitet, kaum gedüngt, aber häufig gewechselt.

Die überaus zahlreichen Hackbau treibenden Naturvölker lassen sich, nach der Höhe ihrer Kultur geordnet, ungezwungen in folgende Gruppen bringen:

a) Hackbau mit Jagd.

Dahin gehören die meisten Stämme der Indianer. Durch eine weit verbreitete Jugendlektüre ist der Irrtum entstanden, als ob die Rothäute vorwiegend als Jägervölker zu betrachten seien. Nun haben wir allerdings schon eine Anzahl solcher Jäger-Indianer oben kennen gelernt, aber die überwiegende Zahl der

nord- und südamerikanischen Stämme waren schon zur Zeit ihrer Entdeckung zu einer höhern Kulturstufe aufgestiegen; sie vereinigten mit der Jagd den Ackerbau. So in Nordamerika alle Völker im Osten des Mississippi und südlich vom Lorenzostrom, z. B. um nur die bekanntesten zu nennen, die Irokesen, Delawaren, Mohikaner, Kris usw., ferner im Westen des Mississippi die Riccara, Mandan, Osagen, ein Teil der Sioux, die Omaha, Punka u. a., in Südamerika z. B. die Stämme Guayanas, die Kariben, Uaupes, Araukaner, die Brasilianer (Tupis, Mundrukus, Guaranis, Bakaïri) u. a.

b) Hackbau mit Fischerei.

Die zweite Gruppe, bei der die Jagd durch Fischerei und etwas Tierzucht ersetzt ist, besteht hauptsächlich aus den Bewohnern jenes ausgebreiteten Inselreichs im indischen und stillen Ozean, das von Madagaskar bis zur Osterinsel sich ausdehnt, und die man einteilt in die Indonesier, die die Inseln des malayischen Archipels bewohnen (Molukken, Philippinen, die großen Sundainseln: Sumatra, Java, Borneo, Celebes), und die Ozeanier, die wieder zerfallen in Melanesier (Neuguinea, Salomoninseln, Neue Hebriden, Fidschi, Neu-Kaledonien), in die Polynesier (Hawaii, Neu-Seeland, Tonga, Samoa, Rotumah, Markesas, Gesellschafts-Inseln, Oster-Insel) und drittens in Mikronesier (Marianen, Karolinen, Marschall-, Gilbert-Inseln). Die Indonesier und Polynesier sind Malaien, die Melanesier gehören zu den Papuas, die Mikronesier sind Mischlinge beider Rassen.

c) Hackbau i. e. S.

Bei der dritten Gruppe treten die natürlichen Nahrungsquellen der Jagd und der Fischerei neben dem Ackerbau schon sehr in den Hintergrund. Die Gruppe wird außer durch viele indonesischen Völker hauptsächlich repräsentiert durch die afrikanischen Ackerbauer, d. h. durch alle Afrikaner, die nicht zu den Jägern und Hirten gehören: so die Zambesivölker, die Makalaka, Bayeye, Njam-Njam, die Kalunda usw. Und ebenfalls hauptsächlich aus Afrikanern besteht schließlich die vierte Gruppe, die

d) Hackbau mit Tierzucht

vereinigt, und zu der z. B. die Kaffern (Sulus), die Ovambo, Bakuba, Waganda usw. gehören.

Bei fast allen Hackbau treibenden Naturvölkern ist die Kost vorwiegend vegetabilisch. Das Hauptstück der Nahrung bilden mehlhaltige Pflanzen, deren Körner geröstet, gestampft und mit Wasser zu einem Brei verkocht werden.*) Diesem Mehlbrei muß man eine geradezu universalhistorische Bedeutung zuerkennen; er ist von den untersten Stufen des Ackerbaus bis weit in die Epoche der Zivilisation hinein sozusagen die pièce de résistance der Volksernährung und die materielle Basis, auf der sich die Volksverdichtung mit allen ihren Folgen, d. h. die gesamte höhere Kultur aufgebaut hat. Noch bei den alten Römern**) finden wir diesen Brei, das sog. pulmentum, bis zum ersten punischen Krieg, zu welcher Zeit erst das Brot aufkam, als die Nationalspeise, die den altrömischen Heeren mit zu ihren Siegen verhalf; denn ein Beutel mit Mehl, den jeder Soldat bei sich trug, ersetzte die Proviantkolonnen und gab den Legionen ihre große Beweglichkeit und Schlagkraft. Noch heute sind die Italiener der alten Volksnahrung treu geblieben, das Pulmentum hat sich als Polenta erhalten (die jetzt allerdings aus Maismehl hergestellt wird), wie denn auch in manchen Kreisen der deutschen bäuerlichen Bevölkerung dieses altehrwürdige Volksgericht, z. B. in Bayern und Tirol, noch jetzt das „tägliche Brot" zu vertreten hat.

Die Indianer bereiteten diesen Brei, dem Stücke Wildpret beigemischt waren (das „Sagamite" der Irokesen), aus dem Mais; daneben bauten sie noch Bohnen, Kürbis, Mandioka, Tabak, Bananen, Bataten, Erbsen usw.

Die Ozeanier, die in einem Klima leben, das durch seine üppige Fruchtbarkeit geradezu ein Ideal für Ackerbau und Gartenkunst ist, gewinnen ihren Tarobrei aus dem Wurzelstock einer Arumart. Außerdem stehen ihnen die herrlichsten Nutzpflanzen in Hülle und Fülle zu Gebot: so der Brotbaum, von dem bekanntlich

*) Über die Entstehung der Kochkunst vgl. das folgende Kapitel S. 83.

**) Ebenso bei den Griechen der älteren Zeit. Vgl. Büchsenschütz, Die Hauptstätten des Gewerbefleißes im Altertum, S. 101. Noiré, Das Werkzeug, S. 339. Lafitau, Moeurs des Sauvages améric. II. 83.

drei Exemplare allein einen Menschen sein Leben hindurch zu ernähren vermögen, und dessen kolossale Früchte teils frisch gebacken, teils gegoren verzehrt werden, dann die Banane, die nach K. Ritter auf gleicher Bodenfläche 25 mal so viele Menschen zu ernähren vermag, als der Weizen, ferner die Yamswurzel mit ihren 30—40 Pfund schweren Knollen, schließlich Bataten (süße Kartoffeln), Kokosnüsse, die die Eingebornen mit den Zähnen zu öffnen wußten (Forster, Reise um die Welt, I. 294), Zuckerrohr, Farrenkräuter mit eßbaren Wurzeln usw. Zugleich liefert das Meer Fische und Weichtiere in Fülle; Warmblüter dagegen sind nur wenig vorhanden, nämlich Hühner, Tauben, Enten, Ratten, Albatrosse, Schweine und Hunde, welch letztere beide gemästet werden.

Auch bei den Afrikanern ist das Hauptgericht ein dicker Mehlbrei aus Hirse (Kafferkorn, Mohrenhirse) bereitet; ferner bauen sie Mais, Bohnen, Bataten, Maniok, Cassave, auch Reis und Tabak sowie vielerlei Gemüse.

Die mit dem Hackbau die Tierzucht vereinigenden Afrikaner halten Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Hühner, Truthühner, Enten, Tauben, Gänse; das tägliche Gericht ist auch bei ihnen wieder Hirsebrei, der mit Milch gemischt wird.

Vergleichen wir nun diese vier Gruppen der Hackbau treibenden Naturvölker miteinander in Beziehung auf die Höhe ihrer materiellen Kultur, so nehmen die unterste Stufe die Indianer ein. Der mit der Jagd vereinigte Hackbau ist die niederste Form des Ackerbaus. Der Mann wird von der Jagd, dieser primitiven Art der Nahrungsbeschaffung, völlig absorbiert, während die künstliche Nahrungsproduktion, der Feldbau, Sache der Weiber ist. Der Mann ist hier rückständig geblieben, die Frau ist fortgeschritten; die Hauptkraft der Indianer wird also nicht durch die künstliche, sondern durch die natürliche Nahrungsproduktion verbraucht.

Schon höher stehen die Ozeanier, bei denen die Jagd durch den Fischfang ersetzt ist; die Fischerei aber nimmt den Mann nicht in dem Maße gefangen wie die Jagd und hält ihn jedenfalls nicht davon ab, an der Feldarbeit teilzunehmen (was sogar von den Häuptlingen nicht verschmäht wird). Außerdem züchten die

Ozeanier Hunde, Schweine und Geflügel, so daß also bei ihnen die künstliche Nahrungsproduktion die natürliche schon ganz entschieden überwiegt.

Noch mehr ist dies der Fall bei den Afrikanern. Hier treten die natürlichen vor den ausgiebigen künstlichen Nahrungsquellen fast ganz in den Hintergrund. Als Jäger und Fischer sind die afrikanischen Hackbauern, mit den Indianern verglichen, im allgemeinen keine großen Helden, dagegen gehören sie unter den Naturvölkern zu den besten Ackerbauern. Auch stoßen wir unter ihnen schon auf eine Anzahl von Völkern, die Ackerbau mit Viehzucht verbinden, die somit auf tierischem und pflanzlichem Gebiet über gleichwertige künstliche Nahrungsquellen verfügen.

Wenn wir also die Verkünstlichung der Nahrungsproduktion zum Maßstabe nehmen, so sind die den Hackbau betreibenden Völkergruppen — selbstverständlich im großen Ganzen betrachtet, denn im einzelnen finden sich viele Abweichungen — nach der Höhe ihrer materiellen Kultur folgendermaßen anzuordnen:

1. Indianer,
2. Ozeanier und
3. Afrikaner.

Die Richtigkeit dieser Stufenfolge werden wir in spätern Ausführungen auch auf andern Gebieten der Kultur noch häufig konstatieren können.

2. Der Pflugbau.

Über den Pflugbau (oder Ackerbau im engern Sinn) können wir uns kurz fassen; er ist diejenige Form des Ackerbaus, die jeder aus eigener Anschauung kennt, bei der mit Pflug und Zugtier der Boden bearbeitet wird, und die seit uralter Zeit in Europa und bei allen dem arischen und semitischen Kulturkreis angehörenden Völkern verbreitet ist.

Die wichtigsten Formen, die der Pflugbau durchlaufen hat, sind:

a) die Brand- oder rohe Weidewirtschaft, die meist als erste Betriebsform da Platz greift, wo der Boden dem Urwald oder der Steppe erst abgerungen worden ist. Düngung findet nur statt durch die Asche der verbrannten Pflanzen und durch

das auf dem Felde weidende Vieh. Wo keine bedeutende Humusschicht vorhanden ist, muß deshalb häufig gewechselt werden.

Wesentlich fortgeschrittener ist

b) das Feldersystem, wo der Acker in Felder, meist drei (Dreifeldersystem) eingeteilt ist, von denen das eine brach liegt, das zweite mit Sommer- und das dritte mit Wintergetreide bestellt wird; die Brache erspart Dünger und Arbeit. Dieses System war schon zur Zeit Karls des Großen bekannt und blieb bis in unser Jahrhundert durch fast ganz Deutschland verbreitet. Ähnlich ist

c) die Feldgraswirtschaft, bei der mehrere Jahre des Graswuchses mit mehreren Jahren des Getreidebaues abwechseln. Höher steht

d) die Fruchtwechselwirtschaft. Sie unterscheidet zwischen bodenschonenden (z. B. Klee, Tabak, Hülsenfrüchte usw.) und bodenzehrenden Pflanzen (Getreide, Ölpflanzen, Flachs, Hanf usw.), mit denen sie in regelmäßigem Turnus abwechselt. Die Brache wird verdrängt, der stärkere Futterbau ermöglicht die Einführung der Stallfütterung, das Land wird überhaupt intensiver ausgenützt, dafür werden aber auch größere Anforderungen an Arbeitskraft, Kapital und wirtschaftliche Bildung gestellt.

3. Der Gartenbau (Spatenbau).

Allen andern Formen der Bodenbearbeitung an Leistungsfähigkeit weit überlegen ist der „Gartenbau“, der im alten Peru und Mexiko und noch jetzt in Japan und besonders in China, dem klassischen Land des Gartenbaus eine erstaunlich dichte Bevölkerung ernährt und dort die Grundlage einer uralten, hohen, uns aber fremden Kultur bildet. Um dieser noch viel zu wenig verstandenen, höchst anziehenden Wirtschaftsform gerecht zu werden, wollen wir hier die Erfahrungen, die G. E. Simon durch langjährige Beobachtung und eifriges Studium gewonnen und in seinem lesenswerten Buch „La cité chinoise“ niedergelegt hat, in gedrängtester Kürze zusammenstellen.

Nehmen wir gleich als ein Musterbeispiel das Dorf Uang-Mo-Khi! Es liegt in einem weiten hügeligen Tal und besteht aus 7—800 Häusern, die aber nicht zusammengebaut sind, sondern weit zerstreut aus Gärten und Feldern herausschauen; nur am Marktplatz bilden die Häuser der Kaufleute und Gewerbetreiben-

den einen dichteren Kern. Auf den Anhöhen verteilt stehen Pagoden, die als Versammlungsorte dienen, als Theater für umherziehende Truppen oder als Herbergen für Fremde; einige davon, die zugleich buddhistische Tempel sind, enthalten Bibliotheken für den allgemeinen Gebrauch. Das Dorf zählt nicht weniger als 10000 Einwohner, die auf 1200 Hektar wohnen. Es hat also schon äußerlich gar keine Ähnlichkeit mit unsern Landsiedelungen, und auch das Leben soll dort ebenso entfernt sein von der Langweile und der Roheit in unseren kleinen und vereinzelt stehenden Dörfern, wie von dem Lärm und der Hast unserer Städte, vielmehr die Vorteile unseres Land- und Stadtlebens in glücklicher Weise vereinigen.

Jedes Haus wird ausschließlich von einer Familie bewohnt und zwar von einer sog. „Großfamilie“, die nicht bloß aus den zwei Generationen unsrer „Kleinfamilie“ besteht, sondern aus drei bis vier Generationen: Großeltern, Eltern, Kinder und Enkel hausen nebst den zugeheirateten Schwiegertöchtern friedlich unter einem Dach. Die Älteren genießen bis an ihr Ende von den Jüngeren eine Achtung und Liebe, die von unserm Altenteil- oder Austragssystem vorteilhaft absticht. Die Familien stehen in keinerlei Pachtverhältnis, sie sind vollkommen frei und unabhängig und arbeiten für ihren eigenen Nutzen; die Steuern sind minimal.

Eine solche Großfamilie, die aus etwa einem Dutzend Personen besteht, findet ihr reichliches Auskommen auf einem Stück (das Haus umgebenden) Gartenlandes, das nicht größer ist, als durchschnittlich ungefähr zwei Hektar. Diese Intensität der Bodenausnützung wird erreicht durch ein Bewirtschaftungssystem, das man mit drei Worten charakterisieren kann; sie heißen Wasser, Dünger und Arbeit.

Das Wasser wird durch künstliche Werke überall hingeleitet, auch auf Berge gehoben, von wo es in unzähligen Kanälchen herunterrieselt und die Gärten, auch wenn der Regen ausbleibt, fruchtbar hält. In der künstlichen Bewässerung sind die Chinesen Meister, sie werden dadurch viel unabhängiger von den Launen der Witterung, als unsre Bauern, die gegen Dürre noch vielfach Regenprozessionen veranstalten.

Als Dünger wird hauptsächlich der vom Menschen verwendet. Kein Atom dieses kostbaren Gutes, das unsere großen

Städte in Millionen Zentnern den Flüssen und dem Meer überlassen, darf verloren gehen. Es besteht zwischen Mensch und Erde ein unmittelbarer Kreislauf des Stoffes, der ein ewiges Dasein der Rasse verbürgt und von den Chinesen mit einer fast religiösen Skrupulosität gewahrt wird. Es gilt nach ihren Begriffen sogar nicht als anständig, wenn Gäste, die zum Essen eingeladen waren, sich entfernen, ohne als Äquivalent einen Beitrag zur Düngung zurückgelassen zu haben.

Die Intensität der Arbeit schließlich, die die Chinesen in ihren Gärten leisten, geht über alle europäischen Begriffe. Beim ersten Hahnenschrei erheben sich die Mitglieder der Familie und arbeiten bis zum Abend mit dem größten Fleiß, denn sie lieben ihre Arbeit und betreiben sie mit Lust, ja mit Leidenschaft. Ist doch die Gärtnerei in einem fruchtbaren Land voller Reiz und Anziehung! Sie setzt alle Fähigkeiten des Menschen, die physischen durch die erforderliche Anstrengung und die geistigen durch die denkende Beschäftigung mit den verschiedenen Arten der Pflanzen, in harmonischer Weise in Tätigkeit; und da der Tag in freier Luft verbracht wird, ist diese Beschäftigung auch für die Gesundheit zuträglicher, als die meisten unserer Gewerbe. Die chinesischen Gartenbauer treiben den Eifer so weit, daß sie nicht nur Nutzpflanzen, sondern auch andere Gewächse, namentlich Blumen zu ihrer Augenweide und aus Liebhaberei zahlreich kultivieren. Pflanzen wie Reis und Weizen werden sogar „pikiert", d. h. jedes einzelne Hälmchen wird von den fleißigen Händen umgesetzt, „verstopft", wodurch die Ergiebigkeit ins kolossale gesteigert wird: ein Weizenkorn bringt z. B. durch Pikierung bis zu 60 Ähren hervor. Damit alle Glieder der Familie ununterbrochen Beschäftigung finden, wird möglichst Vielerlei gepflanzt.

Die Ergebnisse sind denn auch außerordentlich. Was eine chinesische Gärtnerfamilie aus ihren zwei Hektar Gartenland an Reis, Tee, Zucker, Orangen, Weizen, Mais, Öl, Buchweizen, Tabak, Baumwolle, Seide, Yamswurzeln, Rüben, Kraut, Bohnen und sonstigen Gemüsen und Früchten alles herauswirtschaftet (vgl. die genaue Zusammenstellung bei Simon, S. 364) — würde unsern Landwirten wohl ganz unglaublich vorkommen.

Und dieser glänzende Ertrag wird erzielt mit dem denkbar einfachsten Handwerkszeug. Während bei uns ein Hektar ein

Betriebskapital von 5—600 Mark erfordert, gebraucht der Chinese nichts weiter wie Setzholz, Gießkanne, Hacke, einen kleinen Holzpflug, und vor allem den Spaten, sein Hauptinstrument, von dem der Gartenbau auch den Namen Spatenbau erhalten hat.

Die fleischliche Nahrung, die hinter der pflanzlichen natürlich bedeutend zurücksteht, wird durch Geflügel- und Schweinezucht, die sich mit dem Gartenbau besonders gut vereinigen lassen, beschafft; Fleisch von anderen Tieren wird kaum genossen, denn der Garten verdrängt überall die Weide, weil die Gärtnerei unverhältnismäßig ergiebiger ist, als die Viehzucht.

Auch für fast alle andern Bedürfnisse kommt die Familie selbst auf: sie stellt Öl und Zucker selbst dar, sie spinnt selbst ihren Hanf, ihre Baumwolle und Seide und fertigt sich daraus die Kleider an usw. Die Eigenproduktion deckt nahezu den ganzen Bedarf, so daß nur weniges gekauft und verkauft werden muß.

In dieser Weise leben und ernähren sich die vielen Millionen von Familien, denen China die Hauptmasse seiner enormen Einwohnerzahl verdankt. Aber nicht nur eine zahlreiche Bevölkerung vermag der Gartenbau zu ernähren, er gewährt ihr auch ein reichliches, zufriedenes und glückliches Dasein, dem die Einseitigkeit unseres Berufslebens, die Aufregungen der Geldjagd, das Elend und die Erbitterung der großen Massen fremd sind. Die Chinesen haben das Voltairesche „Plantez votre jardin!", in dem übrigens auch schon Hesiod die glücklichste Lösung des Daseinsproblems sah, schon seit Jahrtausenden begriffen und in die Tat umgesetzt. Die Zufriedenheit der übergroßen Masse hält ihr kolossales Reich zusammen, während die europäischen Staaten des Schutzes der Bajonette wohl kaum entbehren könnten.

In der Tat springen die Vorteile der chinesischen gegenüber der europäischen Wirtschaft so sehr in die Augen, daß Kenner den chinesischen Gartenbau für die höchste Wirtschaftsstufe erklärt und sogar die Frage erwogen haben, ob es nicht möglich wäre, ihn in Europa einzuführen. „Daß ein Hektar geringes Gartenland mehr bringt, als ein Hektar gutes Feld, weiß jeder Bauer — aber die Konsequenzen hat man nicht gezogen", sagt Eduard Hahn, und Simon berechnet, daß Frankreich nach Einführung des Gartenbaus leicht die doppelte bis vierfache Bevölkerung ernähren

könnte. Aber wahrscheinlich wird gerade das Umgekehrte stattfinden; der europäische Kapitalismus wird das chinesische Gartenidyll zerstören, hat er doch schon in Japan seinen Einzug gehalten und streckt bereits nach China selbst seine Fühlhörner aus. — Doch wollen wir hier dieser Frage nicht näher treten, sondern nun die ganz anders geartete Entwicklung weiter verfolgen, die der Pflugbau im europäischen Kulturkreis eingeschlagen hat.

4. Der Handelsbau.

Wenn wir für die Vollkommenheit einer Betriebsform einen richtigen Maßstab gewinnen wollen, dürfen wir nicht bloß die Menge des dem Boden abgewonnenen Nahrungsproduktes in Anschlag bringen, sondern wir müssen auch die Quantität der hineingesteckten Arbeit in Betracht ziehen. Je weniger Kräfte genügen, um die Nahrung für die gesamte Bevölkerung zu erzeugen, je weniger Menschen also in der bloßen Nahrungsbeschaffung aufgehen, um so mehrere können sich anderen Berufen zuwenden und alle jene Güter und Leistungen hervorbringen, die für die höhere Kultur kennzeichnend sind.

In dieser Beziehung steht der Handelsbau, der sich bei den modernen Völkern des europäischen Kulturkreises parallel mit der Entwicklung des Kapitalismus ausgebildet hat, höher als der Gartenbau; ein Vergleich der beiden Systeme wird dies deutlich zeigen und uns zugleich die charakteristischen Eigenschaften des Handelsbaues vor Augen führen.

1. Während der chinesische Gartenbau ganz auf den Eigenkonsum einer Großfamilie zugeschnitten ist, stellt sich der Handelsbau als eine kapitalistische Unternehmung dar, die für fremden Bedarf arbeitet, also ihre Produkte als Waren für den Markt erzeugt, weshalb wir auch in Ermanglung einer andern die Bezeichnung „Handelsbau" gewählt haben.*) Auch in Europa waltete beim Pflugbau früherer Zeiten die Eigenproduktion weit-

*) Streng genommen muß die Einteilung, um nicht eine unlogische Verschiebung des Einteilungsgrundes zu enthalten, folgendermaßen lauten:

Ackerbau i. w. S.:
- A. Eigenbau,
  - 1. Hackbau,
  - 2. Pflugbau,
  - 3. Gartenbau.
- B. Handelsbau.

aus vor. Aber mehr und mehr paßten sich später die verschiedenen Formen des Pflugbaus (Feldersystem, Feldgraswirtschaft usw.) der kapitalistischen Entwicklung an und gingen allmählich in die Form des Handelsbaus über. Am meisten ist dies der Fall bei der neuesten, aber noch nicht sehr verbreiteten Form des Pflugbaus, der sog. „freien Wirtschaft“, bei der nicht mehr eine fest bestimmte Fruchtfolge, sondern die wechselnden Konjunkturen des Marktes für den Jahresplan maßgebend sind.

2. Ein zweites charakteristisches Merkmal des Handelsbaues ist die Verwendung der landwirtschaftlichen Maschinen, die an Stelle des menschlichen Muskels den Boden bestellen, die Produkte ernten und Rohstoffe verarbeiten. Beim Gartenbau genügt, wie wir gesehen haben, das einfachste Werkzeug; aber so sehr der Fleiß des Chinesen zu bewundern ist, mit seinem Spaten, Setzholz usw. steht er ärmlich da neben dem maschinenbesitzenden Europäer. Denn je mehr menschliche Arbeitskraft durch die größere Vollkommenheit des Werkzeugs erspart, je größer der Ertrag im Verhältnis zur aufgewendeten Anstrengung ist, d. h. je mehr eine einmalige frühere Arbeit alle späteren erleichtert und je mehr der Schwerpunkt von der Arbeit auf das Kapital hinübergewälzt wird, — um so höher muß, vom Standpunkt der Kultur aus betrachtet, eine Betriebsform eingeschätzt werden. Das hohe Betriebskapital, das für den Handelsbau charakteristisch ist, spricht also zugunsten des europäischen, und nicht des chinesischen Systems.

3. Die Erfindung der Maschinen verdankt man hauptsächlich dem Übergreifen der Wissenschaft auf das Gebiet des praktischen Lebens; aber die Wissenschaft hat auch noch in vielen andern Beziehungen auf die Produktion der Nahrungsmittel epochemachend eingewirkt. Die künstliche Düngung, auch ein charakteristisches Merkmal des Handelsbaus, die durch Züchtung bewirkte Veredelung der Nutzpflanzen und Haustierrassen, die Akklimatisierung neuer aus allen Weltteilen stammender nützlicher Gewächse und Tiere und überhaupt die Rationalisierung der gesamten Landwirtschaft sind Früchte der überlegenen europäischen Wissenschaft, mit der die Geschicklichkeit und die Empirie des chinesischen Gärtners den Wettkampf sicherlich nicht aufnehmen können.

4. Während also die Chinesen den Boden, haben die Europäer die menschliche Arbeitskraft zur höchsten Leistungsfähigkeit gebracht. Daher in China die beispiellose Masse der Bevölkerung, deren Kräfte aber fast ganz vom Boden verschluckt werden, während in Europa, wo der nahrungsproduzierende Teil des Volkes im Verhältnis zum Ganzen immer kleiner werden konnte, das Wachstum der Volksdichte hauptsächlich den andern Berufen, die besonders in den Städten gepflegt werden, zugute kam.

Dieses Anwachsen der Städte, ja ihr schließliches Überwiegen über das Land, womit der Agrikulturstaat in den Industriestaat übergeführt wurde, ist ein weiteres kennzeichnendes Merkmal der Handelsbau treibenden Staaten. — Aber dieser Übergang wäre trotz aller Vervollkommnung der Landwirtschaft nicht möglich gewesen, wenn die Bevölkerung bloß auf die einheimische Produktion angewiesen geblieben wäre. Er kam nur dadurch zustande, daß fortgeschrittene Länder, deren gemäßigtes Klima mehr die industrielle Tätigkeit begünstigt, aus andern Ländern, die in ihrer Entwicklung zurückgeblieben waren oder die durch ihr warmes, fruchtbares Klima besonders zur Nahrungsproduktion geeignet sind, Nahrungsmittel und Rohstoffe importierten. — Es war die (im wesentlichen übrigens auf dem Raub-Bau in überseeischen Ländern beruhende) internationale Arbeitsteilung, durch die der Handelsbau dem modernen Industriestaat den Weg gebahnt hat. Denn der Handelsbau ist seinem Wesen nach auf den Handel gegründet und der moderne Handelsbau auf den Welthandel, der schließlich fast alle Völker der Erde zu einer einzigen großen Arbeitsorganisation vereinigt hat.

5. Während jedes Atom, aus dem der Körper eines chinesischen Gärtners aufgebaut ist, wie bei der Pflanze unmittelbar dem Boden entnommen wurde, den er unter seinen Füßen hat, wird der Tisch des Europäers von allen Ländern der Welt gedeckt. Unser gewaltiges Verkehrswesen bringt nicht nur die individuellen Vorzüge eines jeden Landes in einer großen Harmonie zur Geltung, sondern es regelt auch zugleich die durch die unberechenbaren Verschiedenheiten der Witterung verursachten Schwankungen der Produktion: Hungersnöte, die in den fruchtbarsten aber verkehrsarmen Gegenden, wie z. B. in Indien, auch in China die Bevölkerung nicht selten dezimieren, sind seit langer Zeit

den Handelsbau treibenden Völkern fern geblieben. Auch dies ist ein großer Vorzug des Handelsbaus.

Wägen wir also die Vorteile und Nachteile des Gartenbaus und des Handelsbaus ab, so dürfte es schwer sein, das eine System über das andere zu stellen; eine höhere Form würde erst resultieren, wenn die Vorteile beider vereinigt würden. Die denkbar höchste Form der Nahrungsproduktion wäre allerdings auch damit noch nicht erreicht; diese würde erst ins Leben treten, wenn es den Chemikern gelänge, Nahrungsmittel aus ihren Grundbestandteilen, die in Wasser, Luft und Erde enthalten sind, synthetisch herzustellen.

Stammbaum der Formen der Nahrungsproduktion.*)

Wir haben nun elf verschiedene Formen oder Typen der Nahrungsproduktion kennen gelernt, nämlich:

I. Jagd und Fischfang	1. Niedere Jägerei,
	2. Höhere Jägerei,
	3. Fischerei,
II. Tierzucht	4. Tierzucht,
	5. Hackbau mit Jagd, (Indianer)
	6. Hackbau mit Fischerei (Ozeanier),
III. Ackerbau	7. Hackbau i. e. S. (mit wenig Jagd und Tierzucht) (Afrikaner),
	8. Hackbau mit Tierzucht,
	9. Pflugbau,
	10. Gartenbau,
	11. Handelsbau.

Nun wollen wir untersuchen, in welcher Weise diese Formen entstanden, d. h. als Phasen auseinander hervorgegangen sind. Früher hat man sich die Beantwortung dieser Frage leicht gemacht; man stellte sich vor, daß auf die Stufe der Jäger die der Hirten, und auf diese die Stufe der Ackerbauer gefolgt sei, und

*) Vgl. de Mortillet, Origine de la chasse etc. Gerland, Anthropolog. Beiträge, I. 1875. Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen. Nowacki, Über die Entwicklung der Landwirtschaft in der Urzeit. Landwirtschaftl. Jahrb. IX. 853. Bos, Jagd, Viehzucht und Ackerbau als Kulturstufen. Internat. Archiv f. Ethnographie. X. 187.

daß also alle Völker, die zum Ackerbau aufgestiegen, vorher das Jäger- und Hirtenstadium durchlaufen hätten. Unterdessen hat es sich gezeigt, daß keineswegs alle Ackerbauer früher Hirten waren, daß es überhaupt nicht bloß eine Entwicklung, sondern je nach dem Milieu verschiedene Entwicklungswege gibt, die zur höhern Kultur hinaufgeführt haben. Wir wollen nun versuchen, diese verschiedenen Wege zu verfolgen und betrachten zuerst die Stufe der Jäger und Fischer.

1. Soziologische Bedeutung des Jägerstadiums.

Daß Jagd und Fischerei, die nur über natürliche Nahrungsquellen verfügen, kultürlich tiefer stehen als Tierzucht und Ackerbau, die auf künstlichem Wege Nahrungsmittel liefern, bedarf wohl keiner weitern Ausführung. Schwieriger zu beantworten ist die Frage, ob die Hirten- und Ackerbauvölker früher ebenfalls das Jägerstadium durchlaufen haben, ob die Jägerstämme als unsere Kulturahnen, oder ob sie nur als seitliche Abzweigungen vom großen Strome zu betrachten sind, ob ihnen eine universalhistorische oder nur eine spezielle, lokale Bedeutung zukommt? — Als Darwin auf seiner Weltreise zum erstenmal die wilden, nackten Gestalten der Feuerländer erblickte, kam ihm sogleich der Gedanke: „so waren unsere Vorfahren". Ist das wahr?

Diese Frage darf man in dem Sinne bejahen, daß dem Jägerstadium in der Tat eine universelle Bedeutung zuzuerkennen ist, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Über die ganze Erde hin findet man, wie wir später noch sehen werden, prähistorische Steinwaffen und Jagdgeräte, angebrannte, gespaltene und von menschlichen Zähnen benagte Knochen usw., die davon Zeugnis ablegen, daß der Mensch überall in den ältesten Zeiten Jäger und Fleischesser war.

2. Nirgends verschmäht der Mensch vollständig tierische Nahrung. Auch diejenigen Völker, die wie die Inder, Peruaner, Mexikaner, Chinesen und Japaner am wenigsten tierische Nahrung genießen, sind erst durch den Ackerbau oder Gartenbau Vegetarianer geworden. Die Inder, die sich — übrigens hauptsächlich aus religiösen Beweggründen — am strengsten der Fleischnahrung enthalten, stammen wie ihre sämtlichen indo-

europäischen Verwandten von Hirtenvölkern ab. Hirt wird man aber, wenn man vorher Jäger war. Reine Vegetarianer wären wohl kaum auf den Gedanken gekommen, Tiere (die eben vorher gejagt wurden) der animalischen Nahrung wegen zu züchten, ebenso wenig wie Menschen, die den Genuß pflanzlicher Nahrung verschmähen, wohl auf die Idee verfallen wären, Pflanzenkultur zu betreiben. Auch spielt bei allen Hirtenvölkern die Jagd eine keineswegs untergeordnete Rolle für die Ernährung. — Bezüglich der Peruaner und Mexikaner deutet die schöne Entwicklungslinie, die in Amerika von den einfachen Jägern durch die Ackerbau-Jäger ohne Unterbrechung zu diesen zivilisierten Ackerbauern hinführt, darauf hin, daß auch die Vorfahren dieser Vegetarianer ursprünglich Jäger waren. — Und die Chinesen und Japaner betrachten noch immer Fleischspeisen als besondere Delikatesse; sie leben nur deshalb vorwiegend von pflanzlichen Nahrungsmitteln, weil ihnen der Gartenbau solche in überreichem Maß zur Verfügung stellt.

3. Ein anderes Zeugnis führt der Mensch noch jetzt mit sich, nämlich sein Gebiß. Wie er mit dem Mut des Raubtieres die Arbeitsgeduld des Pflanzenfressers verbindet, so vereinigt sein Gebiß die charakteristischen Eigenschaften der Gebisse der fleisch- und der pflanzenfressenden Säugetiere, ganz wie dies bei den höhern Affen der Fall ist. Und der „Küchenzettel" der Niedern Jäger weist mit dem der höhern Affen eine geradezu überraschende Ähnlichkeit auf. Daß beim Menschen die Eckzähne weniger stark entwickelt sind, als bei letzteren, läßt sich wohl ungezwungen aus der Entlastung der Zähne durch den Gebrauch des Werkzeuges (Messer) erklären. Seinem Gebiß nach ist der Mensch jedenfalls zugleich Pflanzen- und Fleischesser: Omnivore oder Pantophage.

4. Ein weiteres Zeugnis aus der Jägerzeit finden wir ebenfalls noch jetzt vor, und zwar in den Spielen der Kinder, deren „tiefen Sinn" übrigens erst G r o o s („Die Spiele der Tiere") richtig verstanden hat:

Bei einer jeden Tierrasse ist das Spielen der Jungen nichts anderes als die instinktmäßige Einübung (Einexerzierung) derjenigen Tätigkeiten, die im Leben der Erwachsenen für die Selbsterhaltung besonders wichtig werden. Junge Katzen üben sich

im Springen und Klettern und besonders im Einfangen aller sich bewegenden kleinern Gegenstände. Junge Hunde suchen, indem sie bis zur Erschöpfung miteinander spielen, den Gegner im Lauf einzuholen und ihn besonders durch den Biß ins Genick in ihre Gewalt zu bekommen. Junge Pferde vollführen allerhand Kapriolen und Bewegungen, durch die sie zur Flucht und zur Abwehr durch Ausschlagen geschickt werden usw.

An den Spielen, die man bei jungen Tieren beobachtet und die für die Erhaltung der Art von der größten Bedeutung sind, können wir also allgemein diejenigen Instinkte erkennen, die die Natur in einer jeden Tierrasse vererbbar angelegt hat.

Die Spiele der Kinder und besonders der Knaben deuten in auffallender und unverkennbarer Weise auf Jagd und Krieg. Balgen, Raufen und die Jagd auf alles, was da kreucht und fleucht: Schmetterling, Fisch, Käfer, Maus usw. sind die liebsten Betätigungen der Knaben. Und noch im Erwachsenen sind diese Instinkte (die jetzt durch die Kultur längst nutzlos geworden sind und in unserm Milieu einen Stich ins Komische angenommen haben, aber in ungezählten Jahrtausenden angezüchtet wurden) so mächtig, daß wir nicht bezweifeln können: der Mensch wird geboren mit den vererbten Instinkten des Raubtiers. Als Werkzeuge und Waffen erfunden wurden, verwandelte er sich aus einem Raubtier in einen Jäger und Krieger; und wie die Weltgeschichte, worin jede Seite mit Blut geschrieben ist, bis auf die Riesenschlachthäuser unserer Großstädte erkennen lassen, hat er seine raubtierartige Natur trotz aller Kultur niemals ganz abgelegt.

Auch die Sprachforschung bestätigt diese Ansicht: „Die Sprachwissenschaft (sagt L. Geiger) stellt es außer Zweifel, daß, seitdem der Mensch Mensch ist, er sich vom Fleische der Tiere genährt hat. Die Begriffe: Fleisch, Leib, auch wohl Tier gehen fast allenthalben von dem der Speise aus. Braten bedeutete in der älteren Sprache das Fleisch auch des lebenden Tieres, es kommt von der nämlichen Wurzel, die in Wildpret und Brot vertreten ist und die Essen bedeutete. Zu Logon in Zentralafrika heißt tha Nahrung, thu Fleisch und tha Rind. Bei andern afrikanischen Stämmen gibt es nur ein Wort für Tier und Fleisch, und der Fisch heißt Wasserfleisch usw.

Aus den angeführten und andern Tatsachen müssen wir wohl den Schluß ziehen, daß das Jägerstadium als eine universelle Kulturstufe, als ein allgemeiner Durchgangspunkt aller oder doch wenigstens der jetzt am höchsten gestiegenen Völker zu betrachten ist.

Die Fischer vom Typus der Völker, die die Küsten des Bering-Meeres usw. bewohnen, stellen selbstverständlich nur eine Abzweigung vom großen Kulturstrome dar, die ihre Entstehung Ursachen lokaler Art verdankt, so daß wir uns hier nicht weiter damit zu beschäftigen brauchen.

2. Die Tierzucht in der Phasenfolge.

Die Stellung, die das Hirtentum in der Phasenfolge einnimmt, ist ganz besonders schwierig zu bestimmen. Zunächst ist es jedenfalls unrichtig, das Hirtenstadium als eine notwendige Vorstufe des Ackerbaus aufzufassen: ob ein Jägervolk zunächst zur Tierzucht oder zum Ackerbau übergeht, hängt ganz von der Fauna und Flora ab, die ihm zu Gebote steht:

In Amerika gab es jagdbare Tiere (Büffel, Hirsche, Rehe usw.) im Überfluß, aber keine, die leicht zähmbar gewesen wären; dagegen eine außerordentlich nützliche und leicht zu kultivierende Feldfrucht, nämlich den Mais. Und so wurden die Indianer Ackerbauer, ohne vorher Hirten gewesen zu sein. Zur Zeit der Entdeckung gab es in Amerika kein einziges Hirtenvolk, nur die zivilisierten Peruaner züchteten das Lama, das sie aber hauptsächlich nur als Lasttier benutzten. Dagegen fanden sich, wie schon erwähnt, von den einfachen Jägern bis zu den gartenbauenden Mexikanern und Peruanern alle Übergangsformen, die deutlich zeigen, daß in der neuen Welt die Kultur bis zum Gartenbau fortgeschritten war, ohne daß in dieser Entwicklung Tierzucht irgendeine Rolle gespielt hätte.

Ganz anders war die Entwicklung in der Alten Welt. Hier gab es zahlreiche Arten von Nährpflanzen, besonders Zerealien, die aber schwierig anzubauen waren, dagegen eine Menge zähmbarer Tiere: Pferd, Rind, Schaf, Ziege usw. Und so wurden die Bewohner der Alten Welt zunächst vorwiegend Tierzüchter und erst später Ackerbauer, wenigstens zum großen Teil und vor

allem diejenigen Völker, die gegenwärtig am höchsten gestiegen und im Besitz der Welthegemonie sind, die Völker der arischen Rasse.

Es waren also ganz verschiedene Wege, die in der Alten und in der Neuen Welt die Entwicklung genommen hat; in der Neuen Welt wurde das Hirtenstadium vollkommen übersprungen.

Schon daraus geht hervor, daß die Tierzucht keine notwendige Vorstufe des Ackerbaus ist. In neuerer Zeit ist man aber weiter gegangen, man hat das Verhältnis zwischen Tierzucht und Ackerbau geradezu umgedreht und behauptet, daß nicht die Ackerbauer von Hirten, sondern umgekehrt die Hirten von Ackerbauern abstammen (Ed. Hahn). Die Gründe, die man für diese Ansicht geltend gemacht hat, lassen sich kurz folgendermaßen zusammenfassen:

1. Die Schwierigkeiten der Tierzähmung sind für nomadisierende Völker zu groß; sie können nur von Ansässigen, also von Ackerbauern überwältigt werden.

2. Tiere, die der Mensch gefangen hält, pflanzen sich gewöhnlich nicht fort. Auch dieses Hindernis — durch zu enge Gefangenschaft — kann nur von ansässigen Völkern überwunden werden.

3. Der Hirt bedarf überall zu seiner Nahrung eines vegetabilischen Zuschusses. Diese notwendige Ergänzung ihrer Nahrung können Hirtenvölker nur gewinnen, indem sie entweder selbst Ackerbau treiben, oder als Eroberer über Ackerbauern sitzen oder mit benachbarten Ackerbauern Tauschhandel treiben.

4. Was die gefangenen Tiere anfänglich gewährten, nämlich Fleisch, Felle, Knochen usw. — der Milchgenuß kam jedenfalls erst später hinzu — war auch auf der Jagd zu gewinnen. Für Jägervölker fehlen also die wirtschaftlichen Vorteile, die zur Tierzucht anreizen könnten.

Diese Theorie, die viel Bestehendes hat und von namhaften neuern Soziologen verteidigt wird, ist trotzdem in solcher Allgemeinheit sehr anfechtbar.

Wenn auch die Schwierigkeiten der Tierzähmung für schweifende Stämme gewiß größer sind, als für ansässige, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß tatsächlich die Jäger der untersten Stufe fast überall den Hund gezähmt haben; die Wedda, die Australier, die Eskimo besitzen Hunde und zwar zum Teil in

großen Scharen. Der Hund war schon „Haustier“, bevor es noch ein Haus gab. Und nicht nur gezähmt haben die Jäger den Hund, sondern sie haben ihn auch abgerichtet, zur Jagd, zum Schlittenziehen usw. Ja viele Jägerstämme, wie z. B. die Australier, halten Hunde, um sie zu schlachten und ihr Fleisch zu verzehren, sie sind also schon richtige Viehzüchter. — War nun einmal mit dem Hund der Anfang der Tierzähmung gemacht, so war die erste Schwierigkeit überwunden, um so mehr als nun dieses erste Haustier mithelfen konnte, die andern zu bewachen und beisammen zu halten. Jedenfalls sieht man nicht ein, warum die Zähmung des Renntiers, des Schafes, der Ziege und anderer Herdentiere schwieriger gewesen sein soll, als die der wilden wolfsartigen Hunderasse, die die Eskimo so meisterlich gezähmt und abgerichtet haben.

Die Tatsache, daß die Jäger den Hund zum Haustier gemacht haben, zeigt ferner, daß auch das zweite Argument, wonach sich gefangene Tiere schwer fortpflanzen, nicht sehr stark ist. Die Ackerbauer sollen über diese Schwierigkeit wegkommen, indem sie kolossale Gehege errichten, manchmal ganze Halbinseln abgrenzen, worin sie die Tiere gefangen nehmen und halten. Aber Hahn führt selbst an (S. 388), daß auch „reine Jäger sich dieser umständlichen Jagdmethode bedienen, die in diesem Umfang selbst bei unsern ausgedehntesten und prunkhaftesten Hofjagden kaum erreicht wird“. Gerade diese auch schon von Jägervölkern geübte Methode, das Wild in große Gehege zu treiben und darin zum Gebrauch aufzubewahren, dürfte wohl eine der ersten Formen der Tierzucht gewesen sein.

Der Einwand, daß Hirtenvölker ohne Bodenkultur nicht gut bestehen könnten, wird durch die Tatsache widerlegt, daß Hirtenvölker existieren, von denen wir bestimmt wissen, daß sie wie z. B. die Hottentotten weder selbst Ackerbau treiben, noch auch auf Ackerbauvölker irgendwie angewiesen sind. Wenn ferner schon die Jägerstämme ohne Bodenkultur bestehen können, so ist es wenig einleuchtend, daß dies den doch viel besser gestellten Hirten nicht möglich sein sollte.

Und schließlich, auch das letzte Argument, daß die Tierzucht anfänglich nicht mehr gewinnen lasse, als was auch durch die Jagd erbeutet werden kann, ist hinfällig. Gewiß, Fleisch, Felle

Knochen usw. waren auch auf der Jagd zu bekommen — aber nicht immer! Denn die Jagd ist unsicher; häufig ergebnislos läßt sie den knurrenden Magen im Stich. Durch die Aufzucht von Tieren dagegen wird ein Vorrat geschaffen, der Not nicht leicht aufkommen läßt. Dieser Vorteil wird wohl auch dem Naturmenschen, dessen Hauptinteressen auf die Befriedigung des Magens gerichtet sind, nicht entgangen sein.

Ich glaube also, daß es keineswegs unwahrscheinlich ist, daß Hirten unmittelbar aus Jägern hervorgegangen sind, und daß man die Schwierigkeiten dieses Übergangs überschätzt hat. Nichts spricht z. B. dafür, daß Völker wie die Renntiernomaden, die Tibetaner und andere Hochasiaten oder die Hottentotten je die Ackerbaustufe durchlaufen hätten, bevor sie zur Viehzucht übergegangen sind; vielmehr ist anzunehmen, daß sie unmittelbar aus dem Jägerstadium zum Hirtentum aufgestiegen sind.

Andrerseits zeigt uns die Geschichte Völker, die vom Ackerbau zur Viehzucht übergegangen sind; so haben die Bewohner von Island z. B. in historischer Zeit die Bodenkultur aufgegeben und leben jetzt von Viehzucht und Fischerei. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß die asiatischen und die afrikanischen Steppen- und Wüsten-Nomaden, die ringsum von ackerbauenden Völkern umgeben sind und fast alle etwas Ackerbau treiben, ursprünglich von Ackerbauern abstammen und erst als sie in die Steppe ausgewandert waren, Hirten wurden.

Von andern Völkern dagegen z. B. von den Juden, Ariern, Baschkiren usw. wissen wir, daß sie zuerst vorwiegend Tierzüchter waren und sich erst später immer mehr dem Ackerbau und dem seßhaften Leben zuwendeten. Es ist aber gar nicht unmöglich, daß auch diese Völker in noch früherer Zeit Ackerbauern waren und also eine ziemlich verwickelte Geschichte hinter sich haben.

Zusammenfassend wäre zu sagen: Das Hirtentum, der Nomadismus, ist keine allgemeine Kulturstufe, sondern bloß eine, wenn auch sehr wichtige und weit verbreitete, lokale Erscheinung. Zum Hirtentum führten verschiedene Wege: einige Völker stiegen zu dieser Stufe unmittelbar aus dem Jägerstadium empor; andere hatten zuvor die Stufe des Ackerbaus erklommen und wurden zu Nomaden durch die Verpflanzung in ein neues Milieu, nämlich

in die Steppe. Und von diesen Völkern kehrten manche wiederum zum Ackerbau zurück, als ein neues Milieu ihnen diesen Übergang nahegelegt hatte. Welche von diesen Entwicklungen vorliegt, dürfte aber im einzelnen Falle oft schwer zu entscheiden sein.

3. Die Phasen des Ackerbaus.

Gehen wir nun zu den verschiedenen Arten des Ackerbaus über, so finden wir auch hier wieder eine Spaltung der Entwicklung in zwei Äste, deren Endpunkte wir als Gartenbau und Handelsbau bezeichnet haben.

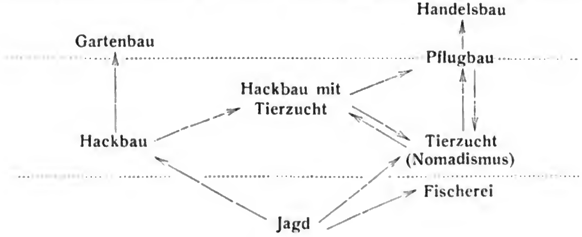
Der Gartenbau ist nur ein vervollkommneter Hackbau und aus diesem hervorgegangen. Amerika ist, wie schon mehrfach erwähnt, das klassische Land aller Übergänge von reinen Jägern, die nur wildwachsende Pflanzen kennen, durch den Hackbau der Jäger-Ackerbauer hindurch bis zu den zivilisierten Mexikanern und Peruanern, die Gartenbau betrieben.

Aber auch dem Pflugbau ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Hackbau voraufgegangen. Hackbau mit Hirse soll in alten Zeiten allgemein in Europa verbreitet gewesen sein, nach Oswald Heer noch in der ältern Zeit der Pfahlbauten. Als zweite Phase folgte dann die Gerstenkultur mit Pflug und Rind; Weizen, Roggen und Hafer kamen erst später auf (Hahn 413).

Der Handelsbau schließlich ist erst in neuerer Zeit aus dem Pflugbau hervorgegangen. Kapitalistischer Geist und kapitalistische Organisation entstehen, wie wir später sehen werden, nur bei Völkern, die Viehzucht betreiben.

Überblicken wir das Ganze, so kommen wir zu folgender Übersicht über die Phasen der Nahrungsproduktion:

Stammbaum der Formen der Nahrungsproduktion.



Die Phasen der Nahrungsproduktion und die Kulturstufen.

Wie aus dem Vorhergehenden erhellt, ist die alte Einteilung der Völker in Jäger, Hirten und Ackerbauer, so wertvoll sie an sich ist, als Stufensystem nicht mehr zu gebrauchen; die Entwicklung war nicht so einheitlich, wie man anfänglich glaubte, sie ist nicht einer Leiter zu vergleichen, deren Sproßen hintereinander erklommen werden, sondern viel eher dem Wachstum eines Baumes, der sich in Äste teilt, die nun nebeneinander in die Höhe streben.

Da aber ein Stufensystem für die Soziologie von großem praktischen Nutzen ist, so hat man (seit Tylor) die Völker in anderer Weise in drei Stufen geteilt, nämlich in Wilde, Barbaren und Zivilisierte.

Die Wildheit umfaßt in diesem System, das sich unter den Soziologen einer weiten Verbreitung erfreut, die Jäger und Fischer; die Barbarei die Hirten und die Hackbauer; die Zivilisation (dieses Wort selbstverständlich in einem viel engern Sinn genommen, als der im gewöhnlichen Sprachgebrauch damit oft gleichgesetzte Begriff der Kultur) die Pflug-, Garten- und Handelsbauer.

Das Verhältnis dieses Stufensystems zu unserm „Stammbaum" ist also ein sehr einfaches: wir brauchen nur durch den letztern zwei Linien zu ziehen (so wie es dort geschehen ist), um daraus die drei Abteilungen des Stufensystems hervorgehen zu lassen, die man dann folgendermaßen charakterisieren kann:

Auf der untersten Stufe, der Wildheit, lebt der Mensch, beinahe nach Art der Tiere, von erjagtem Wild und von wildwachsenden Pflanzen, er kennt nur die Nahrungsquellen, die ihm die Natur freiwillig darbietet.

Die zweite Stufe, die Barbarei, beginnt, sobald der Mensch gelernt hat, sich künstliche Nahrungsquellen zu eröffnen. Hier gab es zwei Wege: die Verkünstlichung der animalischen Nahrungsproduktion führte zur Tierzucht, die der pflanzlichen zum Ackerbau, und zwar zunächst zum Hackbau.

Die Verkünstlichung der Ernährung gibt für die beiden untersten Stufen ein so scharfes und einschneidendes Unterscheidungsmerkmal ab, als es für eine Definition nur gewünscht werden kann.

Die Zivilisation läßt sich nicht mit derselben Schärfe und Bestimmtheit nach unten abgrenzen, und zwar schon deshalb nicht, weil der Übergang ein allmählicher und fließender ist. Neue Nahrungsquellen treten mit der Zivilisation, die ja ebenfalls über Tierzucht und Ackerbau nicht hinausgekommen ist, nicht auf, die Scheidelinie geht denn auch mitten durch die Ackerbauer hindurch.

Da der Unterschied kein qualitativer ist, muß er ein quantitativer sein. Apriori könnte man denken, daß diese quantitative Steigerung etwa durch eine Verbindung von Ackerbau und Viehzucht erreicht würde. Aber das ist nicht der Fall. Während wir z. B. schon bei mehreren Afrikanern und andern Naturvölkern eine Vereinigung von Hackbau und Tierzucht finden, ist die Zivilisation der alten Mexikaner und Peruaner, der Chinesen und Japaner im wesentlichen auf dem Ackerbau allein errichtet. Es genügt zur Entstehung der Zivilisation, daß eine Nutzpflanze, die sehr große Quantitäten von Nahrung zu liefern vermag, vorhanden ist: so hat der Mais für die altamerikanischen Zivilisationen, der Reis für die japanische, chinesische und indische, so haben die Zerealien für die ägyptische und die antike die wesentliche materielle Grundlage abgegeben. Der Unterschied zwischen nicht zivilisierten und zivilisierten Völkern liegt also nicht in der Mannigfaltigkeit der Nahrungsquellen, sondern er liegt in der größern Intensität der Bodenbewirtschaftung, die durch Pflug-, Garten- und Handelsbau ermöglicht wird.

Doch auch damit haben wir nur die unmittelbare Ursache, nicht aber das Wesen der Zivilisation bloßgelegt. Denn nicht diese intensivere Bodenkultur macht die Zivilisation aus, sondern, wie wir später sehen werden, eine Folgeerscheinung derselben, die Arbeitsteilung, die Differentiation der Männer in Berufe oder Gewerbe. Wie schon erwähnt, tritt diese Berufsbildung erst dann auf, wenn die Nahrungsproduktion eine so große Ergiebigkeit erreicht hat, daß nun Kräfte für andere Tätigkeiten frei werden. Bei den Indianern, die Jagd und Hackbau betreiben, finden wir noch keine Differentiation in Berufe; bei den ozeanischen und afrikanischen Hackbauern stellen sich die ersten Anfänge davon ein; bei den zivilisierten Völkern ist die Arbeitsteilung so weit gediehen, daß nun „die Quantität in Qualität umschlägt“: die Folgeerscheinungen (darunter die Errichtung des Staates) sind

von so weittragender Bedeutung, daß man die Zivilisation nicht nur als eine dritte Kulturstufe bezeichnen muß, sondern auch die zivilisierten Völker geradezu als Kulturvölker den übrigen als Naturvölkern gegenübergestellt hat.

Auf alle diese Punkte können wir erst später, namentlich in der folgenden Abhandlung über die Entwicklungsgeschichte der Arbeit, näher eingehen; hier, wo wir es nur mit den Phasen der Ernährung zu tun haben, müssen wir uns mit diesen vorläufigen Andeutungen begnügen.

Zusammenfassend können wir nun die drei großen Epochen, die sich in der Geschichte der Nahrung unterscheiden lassen und die man zugleich als Kulturstufen bezeichnet, folgendermaßen charakterisieren:

I. Wildheit: Der Mensch entnimmt seine Nahrung unmittelbar der Natur; er ernährt sich durch Jagd, Fischfang und das Sammeln wildwachsender Pflanzen.

II. Barbarei: Er beginnt Tiere zu zähmen und zu züchten und Pflanzen anzubauen; es entstehen neben den natürlichen künstliche Nahrungsquellen in Form von Tierzucht und Ackerbau.

III. Zivilisation: Die künstliche Nahrungsproduktion erreicht eine solche Intensität, daß dadurch Kräfte frei werden, die sich andern Arbeiten als der Beschaffung der Nahrung widmen können; es entsteht Arbeitsteilung in Form von Berufen und Gewerben, die Grundlage aller höhern Kultur.

Tragen wir in dieses Stufensystem die wichtigsten Völker ein, die wir bis jetzt genannt haben, so ergibt sich folgender Überblick:

A. Naturvölker.

I. Wildheit.

a) Naturzustand des Menschen, Urstadium der Kultur, Urzeit. Die Repräsentanten sind ausgestorben und unbekannt.

b) Niedere Jäger: Australier, Tasmanier, zentralafrikanische Zwergvölker, Buschmänner, Bergwedda, Mincopies, Feuerländer, Eskimo.

c) Höhere Jäger: die Indianerstämme im Westen und Norden Nordamerikas: Kalifornier, Apatschen, Komantschen, die athapaskischen Stämme usw.

d) Fischer: Itelmenen, Aleuten, Giliaken, Koluschen, Haidah, Tschinuks, Vancouverstämme.

II. Barbarei.

a) Hirten: Asiaten: Kalmücken, Kirgisen, Baschkiren, Uzbeken, Jakuten; Tibetaner, Toda; Rentiernomaden: Ostjaken, Wogulen, Tungusen, Samojeden; Lappen. Afrikaner: Beduinen, Dinka, Bari, Massai, Wahuma, Galla, Somal, Ovaherero, Hottentotten usw.

b) Ackerbauer: 1. Hackbauer mit Jagd: die meisten Indianer, in Nordamerika: Irokesen, Huronen, Delawaren, Mohikaner, Kris, Osagen, Sioux usw., in Südamerika: Kariben, Uaupes, Araukaner, Brasilianer usw. 2. Hackbauer mit Fischerei: die Ozeanier (Polynesier, Mikronesier, Melanesier). 3. Hackbauer i. e. S. die Afrikaner: Zambesivölker, Makalaka, Bayeye, Njam-njam, Kalunda, Indonesier usw. 4. Hackbauer mit Viehzucht: Kaffern, Ovambo, Bakuba, Waganda, Dahomeaner, Aschanti; die ältern Pfahlbauer.

B. Kulturvölker.

III. Zivilisation.

a) Gartenbauer: die altamerikanischen Kulturvölker, die in drei Kulturkreise zerfielen, nämlich in den toltekisch-mexikanischen, den yukatekischen (Mayas) und den inka-peruanischen Kulturkreis; Chinesen und Japaner.

b) Pflugbauer: aa) Assyrobabylonier, Ägypter, Phönizier, Karthager, Juden, Araber usw.; Perser, Inder. bb) die klassischen Völker der Antike: Griechen und Römer; cc) die romanisch-germanischen Völker des mittelalterlichen Europas.

c) Handelsbauer: die Völker des modernen europäischen Kulturkreises.

II. Kapitel.

Entwicklungsgeschichte des Werkzeugs.*)

In der Entwicklungsgeschichte des Werkzeugs — dieses im weitesten Sinn gemeint — unterscheidet man bekanntlich vier große Phasen oder Epochen:

1. Die Steinzeit, die wieder in eine ältere (paläolithische) und eine jüngere (neolithische) zerfällt,
2. die Kupfer- und Bronzezeit,
3. die Eisenzeit und
4. die Maschinenzeit.

Wie aus der Bezeichnung „Zeiten" hervorgeht, handelt es sich dabei nicht nur um eine Einteilung der Entwicklung des Werkzeugs im besondern, sondern der gesamten Kultur überhaupt; das Werkzeug ist eben gleich nach der Nahrung der wichtigste von allen Maßstäben, mit denen man die Höhe der Kultur messen kann. Daß man die Phasen der Technik „Zeiten" genannt hat, während man die Phasen der Nahrungsproduktion üblicherweise als Kultur„stufen" bezeichnet — man könnte ebenso richtig von einer Steinstufe, Bronzestufe und von einer Jägerzeit, Hirtenzeit reden — liegt lediglich in einem rein äußerlichen Umstand begründet, indem nämlich für die Kulturstufen die Einteilung der Völkerkunde entnommen wurde, während für die Phasen der Technik, wenigstens für die vorgeschichtlichen, die Prähistorie oder die Paläontologie die Bezeichnungen geliefert hat.

Aber wir sind bezüglich der vorgeschichtlichen Phasen, die das Werkzeug durchlaufen hat, keineswegs auf die Prähistorie allein angewiesen; unter den noch lebenden Völkern gibt es zahlreiche und wertvolle Repräsentanten der Steinzeit, der Bronze- und Eisenzeit, die uns in veiler Beziehung ein reichhaltigeres Material zur Verfügung stellen, als die Prähistorie, und uns instand setzen, die Phasen der technischen Entwicklung aus der Völkerkunde zu ermitteln, ohne auch nur die kleinste Anleihe bei der Prähistorie machen zu müssen.

*) Eine Zusammenstellung der Literatur bei Sombart, Brauns Arch. XIV. S. 26.

Im Steinzeitalter leben noch heute (oder lebten wenigstens zurzeit ihrer Entdeckung durch die Europäer) alle Stämme, die wir als Niedere und Höhere Jäger im vorigen Kapitel kennen gelernt haben, ferner die sämtlichen Niedern Ackerbauer, die Nord- und Südamerika sowie die ozeanische Inselwelt bewohnen oder bewohnten. Während die drei „alten" Weltteile: Asien, Europa und Afrika längst in die Eisenzeit eingetreten waren, blieben die später entdeckten Kontinente und Inselreiche: ganz Amerika, Australien und Ozeanien mit dem Eisen, ja sogar mit dem Gebrauch der Metalle überhaupt völlig unbekannt; wovon nur die amerikanischen Kulturnationen der Peruaner und Mexikaner, — die zur Zeit der Entdeckung Amerikas zwar ebenfalls das Eisen noch nicht kannten, wohl aber auf der Bronzestufe angekommen waren, — auszunehmen sind. Umziehen wir die drei zusammenhängenden Erdteile der Alten Welt mit einer Linie, so kann man sagen, daß sich bis vor noch gar nicht langer Zeit das eiserne Zeitalter auf das so umschriebene Gebiet beschränkte, während ringsum in der ganzen übrigen Welt noch der Stein herrschte und nur die amerikanischen Zivilisationen in die Bronzezeit eingerückt waren.

Die Ethnologie liefert uns also einen reichen Schatz von Tatsachen für das Studium der Entwicklung des Werkzeugs, und diese ethnologischen Tatsachen sowie die geschichtlichen wollen wir zunächst — unter Ausschließung der Prähistorie — nach der bisher angewendeten Methode zusammenstellen und erst im folgenden Kapitel die Prähistorie zum Wort kommen lassen.

Ergebnisse der Völkerkunde und Geschichte.

I. Steinzeit.

a) Ältere oder paläolithische Phase.

Das Charakteristische der Steinzeit ist, daß alles Material, woraus Werkzeuge, Waffen, Geräte usw. verfertigt werden, — gerade wie die Nahrungsmittel auf der untersten Kulturstufe — unmittelbar der Natur entnommen wird. Als Material verwendet wird also:

1. der Stein,
2. das Holz (Baumäste, Bast, Rinde, Stämme usw.) und
3. die Haut, die Knochen, Sehnen, Klauen, Zähne, Därme, Hörner, Muscheln, Gräten der erbeuteten Tiere.

Das Reich der ältern Steinzeit umfaßt, wie wir schon wissen, beinahe die sämtlichen Stämme der Niedern und Höhern Jäger. Unter ihren technischen Leistungen spielt natürlich die Verfertigung von Waffen die Hauptrolle; Werkzeug und Gerät sind auf das spärlichste Maß eingeschränkt, da bei diesen ruhelosen Wanderern alles tragbar sein muß.

Die wichtigsten Waffen sind die Keule, der Schlagstock, der Speer, Bogen und Pfeil, die Wurfkeule, das Wurfbrett (um die Schleuderkraft des Arms zu erhöhen). Der Speer und die Pfeile haben meist Spitzen aus zugehauenen harten Steinen, Muschelschalen oder zugespitzten Knochen; die Pfeile sind manchmal vergiftet und vielfach künstlich so zugerichtet, daß der Schaft abbricht, während sich die Spitze in der Wunde durch Widerhaken festhält. Bei australischen Jägerstämmen treffen wir auch den Bumarang und bei den Eskimo das Wurfholz als Fernwaffe; (das Blasrohr mit vergifteten Bolzen ist eine spätere Erfindung). Zum Fangen des Wildes werden Schlingen und Fallen benützt, zum Fischfang Angeln, Netze, Fischspeere; Einbäume, die mit Hilfe des Feuers ausgehöhlt werden, oder Rindenkähne dienen zur Wasserfahrt. — Als Werkzeug gebrauchen die Jäger Steinmesser, Steinmeißel, Steinäxte, Steinschaber zum Gerben der Felle. Nadeln werden aus Fischgräten oder Dornen, Faden aus Tiersehnen, Därmen, gedrehtem Bast angefertigt. Die Körbe sind aus Rohr, Schilf, Bast, Binsen oder Reisig geflochten, die Gefäße sind Säcke oder Beutel, die einfach aus den unaufgeschnittenen Fellen kleiner Tiere bestehen und somit nahtlos sind.

Dies ist ungefähr, wenn wir von Gegenständen, die dem Schmuckbedürfnis dienen, absehen, das Inventar der gesamten Gütererzeugung der Jäger. Es muß noch hinzugefügt werden, daß nicht jeder Stamm etwa im Besitz aller hier angeführten Gegenstände ist; so sind die Australier z. B. mit Bogen und Pfeil völlig unbekannt, dafür kennen sie den Bumerang, der wieder allen andern Jägervölkern fehlt. Die Tasmanier hatten als einzige Waffe einen geraden Stock, der an einem Ende zugespitzt war;

und sogar zwischen benachbarten Stämmen zeigen sich oft große Verschiedenheiten (vgl. Lubbock, Vorgeschichtl. Zeit, II. 145).

Weberei und Töpferei — und das ist charakteristisch für die ältere Steinzeit — sind auf dieser Kulturstufe noch nicht erfunden und völlig unbekannt.

Dagegen ist die Kenntnis von der Entzündung und dem Gebrauch des Feuers schon allen Jägerstämmen eigen. Es ist bis jetzt kein Stamm gefunden worden, der so tief stünde, daß er dieser größten aller Errungenschaften auf dem Gebiet der Chemie, dieser Urchemie entbehrte, die schon von den Menschen der ältesten uns bekannten Kulturstufe „bezähmt und bewacht" und zu den mannigfaltigsten Zwecken ausgenützt wird. Das Feuer dient den Jägerstämmen, um die Nahrung genießbarer, das Fleisch haltbarer zu machen, um Bäume unten anzubrennen und dadurch zu fällen, um sie in Einbäume zu verwandeln, um die Spitzen der Speere zu härten, um Pfähle vor Fäulnis zu schützen, um in den Prärien das Wild durch Grasbrände den Jägern zuzutreiben, ferner zur Erwärmung bei kalter Witterung, zur Erleuchtung und zur Abwehr der großen Raubtiere, die des Nachts auf Beute ausgehen und durch den Feuerbrand leicht verjagt werden können. Aber alle diese Verwendungen finden sich bei keinem Jägerstamm vereinigt, vielmehr ist überall im einzelnen der Gebrauch ein viel eingeschränkterer. Australische Stämme z. B. verwenden das Feuer zum Rösten des Fleisches, zu Grasbränden und vor allem zur Erleuchtung der Nächte, doch nicht zum Schutze gegen Raubtiere, die es dort nicht gibt, sondern aus abergläubischer Furcht vor Gespenstern. Manche Eskimostämme gebrauchen das Feuer weder zum Kochen, da sie das Fleisch roh essen, noch zur Erwärmung ihrer Eishäuser, die schmelzen und tropfen würden, sondern bloß um die langen Nächte mittels der Tranlampe zu erhellen und um Eis in Trinkwasser umzuwandeln.

b) Neuere Steinzeit.

(Neolithische Phase.)

Der Steinzeit gehören nicht nur die Jäger, sondern wie schon erwähnt, von den niedern Ackerbauern auch die großen Gruppen der amerikanischen und ozeanischen Hackbauer an. Wenn

wir aber diese Ackerbauvölker mit den Jägerstämmen vergleichen, so finden wir bei ihnen so bedeutende Fortschritte, daß wir ihre Kultur als eine neue Phase, als eine zweite oder jüngere Steinzeit von der soeben geschilderten unterscheiden müssen. Die Unterschiede erstrecken sich sowohl auf die Kultur im allgemeinen, als auf die technische Fertigkeiten im besonderen.

Während bei den Jägern der Stein meist nur durch rohes Behauen zum Werkzeug geformt wird, stellen die Neolithiker ihre Waffen und Werkzeuge, neben dieser ältern Bearbeitungsart, vielfach bedeutend sorgfältiger durch Schleifen und Durchbohren her; und zwar verstehen die Indianer das Schleifen und Bohren, während die Ozeanier großenteils nur zum Schleifen fortgeschritten sind, durchbohrte Steinwerkzeuge aber — mit Ausnahme der Maori u. a. — nicht kennen.

Das Hausgerät, das schweifenden Jägerhorden selbstverständlich vollkommen abgeht, dagegen bei den der Seßhaftigkeit zuneigenden niedern Ackerbauern langsam anfängt, dem Leben einige Bequemlichkeit zu verleihen, bezeichnet ebenfalls einen charakteristischen Fortschritt. So finden wir in den Hütten der — immer noch halbnomadischen — Ackerbau-Indianer neben der, von ihnen erfundenen Hängematte schon Betten, die teils aus mattenbedeckten niedern Bänken, teils aus Kästen bestehen, die mit Fellen ausgekleidet sind und in die man durch ein viereckiges Loch hineinsteigt (Waitz III, 91), ferner irdene Töpfe, hölzerne Teller und Schüsseln, Lederbeutel, Teppiche aus Tierfellen usw.

Noch reichhaltiger und zum Teil durch Kunst verschönt ist der Hausrat der Ozeanier. Die mannigfachen Gefäße und Geschirre sind zum Teil schön geschnitzt und mit kunstvollen Ornamenten verziert, ebenso die übrigen Geräte und die Waffen. Besonders gern werden die Keulen in oft jahrelanger Arbeit in wahre Kunstwerke von Prunkwaffen umgewandelt.

Namentlich sind aber zwei Erfindungen zu erwähnen, die auf dieser Kulturstufe ins Leben treten und für die jüngere Steinzeit kennzeichnend sind, nämlich

die Weberei und die Töpferei.

Netze zu flechten verstehen schon die Jäger der untersten Stufe, aber ohne das Spinnen und Weben zu kennen. Auch bei

vielen Indianerstämmen Nordamerikas werden zwar treffliche Hängematten hergestellt, aber keine Webereien. Aus dem Flechten bildet sich nun, nachdem man gelernt hat, den Faden mittels der Spindel zu drehen (süd- und mittelamerikanische Indianer), die Fingerweberei mit Kette und Schuß heraus, und bei den Ozeaniern und Malaien finden wir bereits den Handwebstuhl.

Wohl noch bedeutungsvoller ist die Erfindung der Töpferei. Der Topf bedeutet Seßhaftigkeit — und Kochkunst; letztere wird ja erst durch dieses Geschirr möglich, da ohne Topf Wasser nur schwer in kochendem Zustand zu erhalten ist.

In der Geschichte des Kochens lassen sich nämlich drei Phasen unterscheiden:

1. Auf der untersten Stufe ist die Kunst, Wasser heiß oder kochend zu machen, noch völlig unbekannt. In dieser Lage befinden sich die niedern Jäger; von den Australiern z. B. wird erzählt, daß, als sie zum ersten Mal kochendes Wasser sahen, sie sich verbrannten, indem sie sorglos hineingriffen. Das Fleisch wird bei diesen Stämmen teils roh gegessen oder auf Kohlen geröstet, wobei die Asche das fehlende Salz ersetzen muß; oder es wird in vorher erhitzte Erdgruben gelegt, mit heißen Steinen und Asche umgeben, mit Erde zugedeckt und so viele Stunden der langsamen Hitze ausgesetzt. Dieses Verfahren, das nach den einstimmigen Angaben der Reisenden einen vorzüglich schmackhaften Braten ergibt, wird übrigens selbstverständlich auch noch vielfach von Völkern angewendet, die zu kochen verstehen.

2. Auf einer zweiten Stufe — zu der die indianischen Jäger, sowie viele Polynesier, aber nicht die Melanesier gehören — wird das Wasser in Holzgefäßen oder wasserdicht geflochtenen Körben dadurch heiß gemacht oder zum Kochen gebracht, daß erhitzte Steine hineingeworfen werden: sog. „Steinkochen“.

3. Endlich auf der dritten Stufe erscheint nun — bei den ackerbauenden Indianern, den Melanesiern u. a. — der Topf. Er entstand dadurch, daß man (wie die Übergangsformen bei den Indianern sehr schön erkennen lassen) zunächst wasserdichte Gefäße und Körbe mit Ton umgab, um sie feuerfest zu machen. Als man dann bemerkte, daß der Ton, sobald er gebrannt war, Holz und Flechtwerk überflüssig machte, fertigte man die Töpfe ohne diese Stütze aus der freien Hand an; denn die Töpferscheibe ist

erst auf einer spätern Kulturstufe erfunden worden. — Um den Ton haltbarer zu machen, werden ihm häufig zerkleinerte Steine oder zerstoßene Muschelschalen beigemischt. Die Töpfe haben meist becherförmige oder amphoraartige Gestalt und erreichen manchmal, wie auf Neu-Guinea, eine beträchtliche Größe. Die Fidschianer verstehen sich sogar auf das Glasieren. Das bildsame Material bietet vielfach Anlaß zur Entstehung einer primitiven Ornamentik, die bald bloß aus symmetrischen Fingereindrücken besteht, bald aus allerhand kunstreichen und charakteristischen Verzierungen zusammengesetzt ist, die öfters noch das Flechtwerk der wasserdichten Gefäße und Körbe nachahmen.

2. Bronzezeit.

Auf den soeben skizzierten beiden Kulturstufen der Steinzeit waren die technisch so unermeßlich wertvollen Eigenschaften der Metalle vollständig unbekannt. Der Übergang der Steinzeit in die Metallzeit kommt nun in der Regel, und wenn die Entwicklung von außen nicht beeinflußt wird, dadurch zustande, daß zuerst die weichern, leichter schmelzbaren Metalle — besonders Kupfer und dessen Legierung mit Zinn oder Zinnerz, die Bronze — und erst später, nach weitern Fortschritten das schwieriger zu bearbeitende Eisen zur Verwertung gezogen werden.

Sehr schön finden wir diese Regel bestätigt im vorkolumbischen Amerika, wo eine verhältnismäßig einheitliche, ganz auf sich selbst angewiesene Rasse alle Übergangsphasen von der Jägerei zum niedern Ackerbau und bis in die Zivilisation hinein aufzuweisen hat.

Während die indianischen Jäger und Hackbauer auf der Steinstufe verharrten — nur einige nördliche Stämme, besonders am Erie-See, in Alabama, verarbeiteten Kupfer, das dort in gediegenem Zustande vorkommt, aber charakteristischerweise nicht durch Schmelzen, sondern durch Hämmern, wie sie es mit dem Stein zu tun gewohnt waren — findet sich eine reiche Kupfer- und Bronzekultur bei den mittel- und südamerikanischen Kulturvölkern, den Mexikanern und Peruanern. Diese Nationen kannten nicht nur das Kupfer und Zinn und ihre Legierung, die Bronze, sondern auch Blei, Silber und Gold — aber nicht das Eisen. Neben dem Metall behauptete dort der Stein allerdings ein noch

weites Gebiet; denn er läßt sich durch die weicheren Metalle allein nicht vollkommen ersetzen und wird erst durch das Eisen verdrängt. Das Hineinragen von Steinwerkzeug ist deshalb für die Bronzezeit kennzeichnend, und auch die amerikanischen Bronzekulturen machen darin keine Ausnahme. Mit hölzernen Keulen wurden Steine gebrochen, ein großer hölzerner Hammer genügte, um durch einen geschickt geführten Schlag aus Obsidian Messer, Schwertklingen, Steinmeißel usw. herzustellen. Die bevorzugten Steinmaterialien waren Basalt, Obsidian, Porphyr, Jaspis u. a. Auch das Schleifen und Polieren der Steine, das Durchbohren der härtesten Minerale mittels Kieselpulvers wurde von ihnen ausgeübt. Die Metalle gewannen sie durch regelrecht betriebenen Bergbau. Das Kupfer wurde mit Zinn, Silber oder Gold versetzt, um einen höhern Härtegrad zu erhalten, und die verschiedenen Mischungen zu Äxten, Bohrern, Meißeln, Messern usw. verarbeitet, sowie zu den mannigfaltigsten Gegenständen, namentlich zu Schmuck und allerhand Kunstwerken und zwar mit so raffinierter Geschicklichkeit, daß, wie die spanischen Eroberer mit Staunen bemerkten, das damalige Europa ihnen nichts Gleichwertiges zur Seite zu setzen hatte.

3. Die Eisenzeit.

Das Eisen finden wir in historischer Zeit über die ganze Alte Welt verbreitet, und zwar nicht nur bei den ältesten Kulturvölkern, den Sumerern, Assyro-Babyloniern, Ägyptern, Hellenen usw., sondern auch bei den meisten Naturvölkern der Alten Erdteile. Sehen wir von der vorgeschichtlichen europäischen Eisenzeit, die wir im nächten Kapitel besprechen werden, hier zunächst ganz ab, so wird es befremden, daß Naturvölker, wie diejenigen Asiens und Afrikas, die auf der Kulturstufe der Barbarei stehen, schon in der Eisenzeit angekommen sind, während die viel höher stehenden altamerikanischen Kulturnationen, die zivilisierten Peruaner und Mexikaner sich erst zur Bronzestufe aufgeschwungen hatten. Und noch eine zweite Unregelmäßigkeit der Phasenfolge finden wir bei den genannten Naturvölkern: während nämlich sich zwischen Stein- und Eisenzeit der Regel nach eine Kupfer- und Bronzezeit einzuschieben pflegt, sind diese

Völker unmittelbar vom Stein zum Eisen übergegangen; die Bronzestufe ist von ihnen übersprungen worden.

Aber diese Abweichung von der gewöhnlichen Ordnung ist doch nur als eine scheinbare zu betrachten. Denn diese Naturvölker sind nicht durch eigene Kraft zur Eisenstufe aufgestiegen, sondern das Eisen ist ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach von außen übertragen worden und zwar von Kulturvölkern, die vorher eine Bronzezeit durchlaufen hatten.

Eine solche Übertragung läßt sich bei genauerer Betrachtung kaum bezweifeln. Es ist selbstverständlich, daß ein Metall von den unschätzbaren Eigenschaften des Eisens, sobald es einmal bekannt geworden war, sich strahlenförmig nach allen Seiten hin, auch in die entlegensten Gegenden, so weit der Verkehr überhaupt reichte, ausbreiten mußte. Sowohl in Afrika wie in Asien standen aber die fraglichen Naturvölker seit alter Zeit mit zivilisierten Nationen teils in unmittelbarer, teils in mittelbarer Berührung, indem sie von diesen überall durch einen von Stamm zu Stamm gehenden Handel auf Wegen, die nirgends durch unüberbrückbare natürliche Schranken unterbrochen waren, erreicht werden konnten. Daß es sich z. B. bei den afrikanischen Naturvölkern um eine Übertragung handelt, kann man schon daraus schließen, daß nur verhältnismäßig wenige Negervölker, obgleich bei ihnen das Eisen allgemein verbreitet ist, verstehen, es auszuschmelzen (Waitz, II 97), und daß der Blasebalg und das Schmiedehandwerkzeug über ganz Afrika im wesentlichen dieselben sind. Auch beweist die Schnelligkeit, mit der sich in späterer Zeit die aus Amerika stammenden Nutzpflanzen, der Mais, der Tabak usw. und vom Osten her der Hanf durch Afrika verbreitet haben, daß hier für den Übergang von Stamm zu Stamm unüberwindliche Hindernisse nicht bestehen. Und ähnlich liegen die Verhältnisse in Asien.

Es ist also ein von höher stehenden Kulturnationen entlehnter Besitz, der die Hirten und niedern Ackerbauer Afrikas und Asiens so schnell und mit Überspringung der Bronzezeit in die Eisenzeit hinaufgeführt hat; wir wollen uns deshalb mit diesen eisenzeitlichen Naturvölkern nicht weiter beschäftigen, sondern den Faden der Entwicklung bei jenen Kulturvölkern wieder aufnehmen, die wir oben genannt haben.

Schon die ältesten dieser zivilisierten Nationen, von denen uns als Kulturahnen hauptsächlich die Babylonier und Ägypter interessieren, waren, als sie in die Geschichte eintraten, im Besitz einer hochentwickelten metallzeitlichen Kultur. Sie gewannen Kupfer, das gewöhnliche Metall des Altertums, Eisen, das den Westasiaten schon seit den ältesten geschichtlichen Zeiten, den Ägyptern seit der Gründung des Neuen Reiches bekannt war, ferner Blei, Gold und Silber durch regelrechten Bergbau. Sie waren bekannt mit mannigfachen Legierungen, so mit der Bronze und dem Messing, mit dem Guß und Hämmern der Metalle, sowie mit der Kunst des Vergoldens; und ihre Metallarbeiten, wie reichverzierte und eingelegte Schwerter, Helme, Schilde, Gefäße usw. erreichten einen hohen Grad der Vollendung. — Sie verstanden es, die härtesten Steine zu bearbeiten und kunstvoll zu schneiden, gebrannte Backsteine, Mörtel, Gyps und dauerhafte Farbstoffe herzustellen, Töpfe zu glasieren, Glas zu bereiten, es mit der Glasmacherpfeife zu formen und Kunstgläser zu verfertigen, die verschieden gefärbt waren; sie waren vertraut mit der Kunst des Emaillierens und Firnissens, mit den chemischen Wirkungen zahlreicher Salze, wie Soda und Salpeter, sie besaßen Gewebe von der feinsten Arbeit, chirurgische Apparate, pharmazeutische Drogen, Parfümerien, Schminken usw. Ferner kannten sie fast alle einfachen und eine große Anzahl zusammengesetzter Maschinen: Keil, Hebel, Walze, Rolle, Schraube, Töpferscheibe, Drehbank, Flaschenzug, Lötrohr, Handmühle, Handwebstuhl, Haspel, Winde, Göpel, verschiedene Arten von Wagen, Schöpfräder, Wasserschraube, Lederblasebalg, Keil-, Hebel- und Schraubenpresse, Wagen, Ruder- und Segelschiff, Kriegsmaschinen usw. — Auch ihr Handwerksgerät erreichte einen solchen Grad der Vollendung, daß Peschel mit Recht sagen konnte: „Wenn wir das technische Inventar der alten Ägypter mit dem unsrigen vergleichen, so zeigt sich, daß wir bis zur Erfindung der Dampfmaschine beinahe nichts vor ihnen voraushatten.“

Diese hohe Blüte der technischen Kultur war das große und unvergängliche Werk von Völkern des alten Orientes, die zum größten Teil der semitischen und hamitischen Rasse zugehörten.

Es ist nun eine befremdende Eigentümlichkeit des technischen Entwicklungsganges, daß die nächsten Erben dieser Nationen,

die hochbegabten arischen Kulturvölker der Antike, Griechen und Römer, diesem ihnen übertragenen Bestand technischer Errungenschaften so viel wie nichts von wesentlicher Bedeutung hinzuzufügen vermochten, vielmehr die technische Entwicklung in den Zustand einer wenn auch nicht absoluten, so doch relativ sehr auffallenden Stagnation überführten. Es ist bezeichnend, daß z. B. die Römer technische Verfahren wie das Verzinnen der Geschirre, die Bereitung der Seife, den Gebrauch hölzerner Fässer u. a. sich von den halbbarbarischen Kelten zeigen lassen mußten. Sogar nicht einmal in der Bewaffnung, die doch selbst im Mittelalter von Jahrhundert zu Jahrhundert Verbesserungen erfuhr, machte dieses Kriegsvolk par excellence wesentliche Fortschritte, und von Augustus bis Diokletian traten in der Ausrüstung des Legionars überhaupt keine Veränderungen mehr auf (vgl. Seeck, Gesch. d. Untergangs d. antiken Welt, I. 258).

Diese auffällige Erscheinung mag zum Teil sich daraus erklären, daß, nachdem die Technik durch die Hamito-Semiten einen glänzenden Aufschwung genommen und der Entwicklung auf andern Gebieten weit vorausgeeilt war, nun notwendig ein Zeitalter kommen mußte, dem andere Kulturaufgaben zufielen: so die Pflege der Wissenschaft, der Philosophie und besonders der Künste, worin sich die Hellenen auszeichneten und ferner der Ausbau der staatlichen Organisation zu einem wohlgefügten Weltreich, welches das Lebenswerk der Römer war. — Einer der Hauptgründe dieser Stagnation aber war sicherlich die Fortdauer der Sklaverei und der Geist, der durch sie in den Herren groß gezogen wurde. Die Arbeit war im Altertum als Sklavenbeschäftigung verachtet, und jeder tätige Umgang mit materiellen Dingen wurde von einer irrigen Vornehmheit über die Schulter angesehen. Die großen Denker fanden nur in der philosophischen Spekulation eine ihrer würdige Aufgabe, während sie aus armseligem Hochmut alle auf den Nutzen gerichtete Tätigkeit verpönten und für schimpflich hielten. Diese Geistesverirrung trat dem Fortschreiten der positiven Wissenschaft und ganz besonders der Technik feindlich entgegen.*)

*) Sehr richtig sagt Roscher: „Nicht nur die Sklaven sind faul, sondern auch ihre Herren, zumal in Sklavenländern ganz besonders jede Arbeit für schimpflich gilt. Welch eine Volkswirtschaft, wo die eine Hälfte der Menschen aus Bosheit, die andere aus Hochmut nichts ordentliches tun mag.“ (Nat.-Ök. 151.)

Die Sklaverei war aber auch noch in anderer Hinsicht ein Hemmschuh für die technische Entwicklung: solange man menschliche Maschinen hatte, brauchte man keine andern. Kennzeichnend in dieser Beziehung ist es z. B., daß, wie Strabo erwähnt, in Kleinasien schon zur Zeit des Mithridates Wassermühlen in Gebrauch waren, daß man aber trotzdem im Römerreiche fortfuhr, die quälende und verhaßte Arbeit von Sklaven mittels der Handmühle ausführen zu lassen.

Die klassische Stagnation der technischen Entwicklung hielt bis in das Mittelalter hinein an. Dann traten Ereignisse ein, die erst langsam, später aber in immer schnellerm Zeitmaß die alte Technik völlig umgestalteten und die neueste Epoche heraufführten:

4. Die Maschinenzeit.

Die Maschinenzeit beginnt nicht mit dem Auftreten der Maschine überhaupt, sondern erst mit dem Zeitpunkte, wo die Maschine anfing eine so dominierende Stellung einzunehmen, daß die alte Technik eine vollständige Umgestaltung erfuhr. Dieser Zeitpunkt läßt sich ziemlich genau bestimmen, er liegt noch gar nicht lange hinter uns: der Beginn der „Maschinenzeit" fällt erst in das Ende des XVIII. Jahrhunderts.

Die Entwicklung, die die Maschine vorher durchlaufen hatte, läßt sich in folgende Abschnitte zerlegen:

1. Abschnitt: die maschinenarme Zeit von den untersten Kulturstufen bis zum Beginn der Zivilisation. Die Maschinen dieser Periode sind allerdings nach unsern heutigen Begriffen primitiv genug; immerhin sind der Drillbohrer zum Feuerentfachen, der Handwebstuhl, auch Bogen und Pfeil in ihrer Zusammengesetztheit Instrumente, denen man, wenigstens nach der Definition, die unsere heutigen Technologen von der Maschine geben, diese Bezeichnung nicht wird vorenthalten können.*)

2. Abschnitt: die Periode vom Beginn der Zivilisation bis etwa zur Zeit der Kreuzzüge. Die Erfindungen dieser Epoche waren, wie schon erwähnt, im wesentlichen den Völkern des

*) Maschinen sind nach Reuleaux Verbindungen widerstandsfähiger Körper, die so eingerichtet sind, daß mittels ihrer mechanische Naturkräfte genötigt werden können, unter bestimmten Bewegungen zu wirken.

alten Orientes zu verdanken; die klassischen Völker vermochten ihnen nichts von Bedeutung hinzuzufügen und ebenso wenig bis zu der angegebenen Zeit die romanisch-germanischen Völker des Mittelalters, wenn man nicht etwa die Windmühle ausnehmen will, die schon im Jahre 1105 als in Europa verbreitet erwähnt wird, übrigens ebenfalls aus Kleinasien stammen soll.

3. Abschnitt: Die Zeit von den Kreuzzügen bis ins XVIII. Jahrhundert. In diese Jahrhunderte dauernde Stagnation kam neues Leben erst zur Zeit der Kreuzzüge, als die Abendländer mit den Arabern in Berührung kamen. Die arabische Kultur hatte den alten Wissensschatz, den sie hauptsächlich von den Alexandrinern, Byzantinern und Persern überkommen hatte, in ganz neue Bahnen gelenkt. Während die griechischen und römischen Denker das Wissen ausschließlich um des Wissens willen, d. h. zur Bereicherung und Veredlung des Geistes gepflegt und, wie schon gesagt, jede auf den Nutzen gerichtete Anwendung der Wissenschaft mit hochmütiger Verachtung weit von sich gewiesen hatten, war diese vielleicht edle, jedenfalls aber unpraktische Schwärmerei dem Geiste der Semiten vollkommen fremd. Sie empfanden, daß das Wissen eine Macht ist, daß es nicht nur zur Veredlung des Geistes dienen soll, sondern auch die allernützlichste Kraft ist, durch die menschliches Leiden gemildert und behoben, menschliche Genüsse und Freuden in der wirksamsten Weise vervielfältigt und gesteigert werden können. An die Stelle des antiken Grübelns hatten sie den tätigen Umgang mit der Natur gesetzt und damit die Grundlage geschaffen, auf der die größte Macht der neuen Kultur, die Naturwissenschaft, erstehen sollte. So hatte also der praktische, auf den Nutzen gerichtete Sinn der Semiten das Wissen und das technische Können zum zweitenmal in die Bahn des Fortschrittes geleitet. Die Kreuzfahrer, die ausgezogen waren, die Heiden zu besiegen oder zu bekehren, hatten von ihren Feinden ein Geschenk von unschätzbarem Wert mit nach Haus bekommen, das in den Händen ihrer Nachfahren zauberhafte Eigenschaften entfalten und überraschende Wirkungen hervorbringen sollte.

Während bis zu den Kreuzzügen die Wissenschaft mit Unfruchtbarkeit geschlagen war, die Naturforschung stillgestanden hatte, wird nun ein neuer Geist lebendig, ein Geist, der sich

nicht mehr fremd von der Natur abwendet, sondern aus ihrer Beobachtung und Erforschung eine neue Welt erschließt und eine neue Weltauffassung schafft, der aber auch die Außenwelt zu menschlichem Nutzen umzugestalten versteht und immer mehr beherrschen lernt. (Vgl. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge.)

Schon im XIII. Jahrhundert beginnt das neue Licht in den Gestalten des Roger Bacon (1214—94) und des Albertus Magnus (1193—1280) die Nacht zu erhellen. Von da ab war der Bann, der auf dem Geistesleben des frühmittelalterlichen Europas gelastet hatte, gebrochen; unzählige Gelehrte wandelten die neuen Wege, Erfolge reihten sich an Erfolge.

Denn dem Kennen folgte das Können; die Erfolge der Forschung zogen naturgemäß Fortschritte auf allen Gebieten der Technik nach sich: es beginnt eine Zeit der glanzvollsten Entdeckungen und Erfindungen, und das beste dabei war, daß dieselben nun nicht mehr bloß dem Zufall, sondern der planvoll betriebenen wissenschaftlichen Arbeit zu danken sind.

Um auch nur an einige der wichtigsten dieser unzählbaren Entdeckungen und Erfindungen zu erinnern, sei folgender kurzer Überblick hier gestattet.*)

Noch im 13. Jahrhundert wurden die Vergrößerungs- und Brillengläser erfunden (von Roger Bacon). Im 14. Jahrhundert kam das Schießpulver auf, womit nach der Entdeckung des Feuers und der Metallgewinnung der dritte große Fortschritt auf dem Gebiet der chemischen Naturbeherschung gemacht wurde; ferner das Drahtziehen, das Leinenpapier, der Holzschnitt, der Kompaß, Kanonen und Flinten. Im 15. Jahrhundert entstand die Buchdruckerkunst, zu deren Erfindung zwar kein tiefes Naturwissen

*) Da viele Erfindungen nicht gleich in fertiger Gestalt auftreten, sondern zum Teil eine lange Geschichte zu durchlaufen hatten, sind die Jahreszahlen des ersten Auftretens vielfach schwankend. Eine sehr auffallende Tatsache ist die oft erstaunlich lange und besonders für die Erfinder verhängnisvolle „Latenzzeit“ der Erfindungen. So wurden die ersten Spinnmaschinen schon vor 1500 erfunden (Buch der Erfindungen, VIII. Bd.); aber erst gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts trat die Umwälzung der Spinnerei in England ein. Die Dampfmaschine wurde bereits 1700 erfunden, verbreitete sich aber erst nach ungefähr 70 Jahren in England. Das erste Dampfschiff (Papin) befuhr schon 1707 die Fulda. Ähnlich ging es bekanntlich mit dem Telephon, dem Fahrrad usw.

notwendig war, die aber wohl doch ihre Entstehung dem neu erwachten Geist der Naturforschung verdankte, dem Geist, der das Streben hat, der Materie seinen Willen aufzudrängen und gewohnt ist, ihr seinen Stempel aufzuprägen. Die Entdeckung Amerikas war ebenfalls die Folge naturwissenschaftlicher Fortschritte (Astronomie). Ferner wurden erfunden: noch im 15. Jahrhundert der Kupferstich, Fayence, gläserne Flaschen, Schleusen; im 16. Jahrhundert: Strumpfstricken, Spitzenklöppeln, Sägemühle, Taschenuhr, Mikroskop; im 17. Jahrhundert: Fernrohr, Barometer, Luftpumpe, Pendeluhr, Papins Dampftopf; im 18. Jahrhundert: das erste Dampfschiff (1707), Schreibmaschine (1714), Blitzableiter (1749).

In die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fallen dann die Erfindungen der großen Industrie-Maschinen, die nicht nur die Technik und die Industrie revolutionierten, sondern auch dem kapitalistischen System zum Sieg verhalfen, die gesamte Kultur auf eine andere Grundlage stellten (vgl. S. 175 und so eine neue Epoche ins Leben riefen, nämlich

4. Das Maschinenzeitalter.

Besonders entscheidend waren die Erfindungen 1. der Spinnmaschine (1764—75, Arkwright), 2. der Dampfmaschine (1765—84, Watt), 3. des mechanischen Webstuhls (1785, Cartwright) und 4. der Langformpapiermaschine (1799, Robert). Die wichtigste davon ist die Dampfmaschine, deren epochemachende Bedeutung darin liegt, daß sie nicht nur alle andern Maschinen ohne Zutun des menschlichen Muskels in Betrieb setzen kann, sondern auch in dem zweiten Umstand, daß sie an einem gegebenen Punkte eine Kraft zu entfalten vermag, wie es einer noch so großen Anzahl von Menschen oder von Tieren niemals möglich wäre. — Außerdem wurden noch im 18. Jahrhundert erfunden: das Puddle-Verfahren (1780), die Säe- und Dreschmaschine, die Kämm-Maschine (1789), der gläserne Lampenzylinder (1783, Argand). In das Jahr 1780 fällt die Entdeckung des Galvanismus, in das Jahr 1774 die des Sauerstoffs (gleichzeitig durch Priestley und Scheele), die dann durch Lavoisier zur Gründung der modernen Chemie führte. — Von den Erfindungen und Entdeckungen des 19. Jahrhunderts seien genannt: 1803: Herstellung von Gas aus Steinkohlen: 1805: Jac-

quardmaschine, Phosphorzündhölzer, Morphium; 1811: Mähmaschine; 1814: Nähmaschine (durch den Schneidermeister Madersberger); 1817: Draisine; 1821: Fahrrad, Analyse der Fette (Chevreul); 1824: Turbine; 1828: Photographie, künstliche Darstellung des Harnstoffs (Wöhler); 1829: Lokomotive (Stephenson); 1830: erster Eisenbahnzug; 1833: Telegraph; 1837: Galvanoplastik; 1840: künstliche Düngung (Liebig); 1846: Schießbaumwolle und Nitroglyzerin, Ätheranästhesie (Jackson in Boston); 1847: Chloroformnarkose (Simpson in Edinburg); 1858: Gaskraftmaschine; 1861: Telephon; 1867: Dynamomaschine, Strickmaschine, Dynamit (Nobel); 1869: künstliche Darstellung des Alizarins; 1876: des Indigos aus Teerbestandteilen usw.

In den letzten Jahrzehnten hat diese erfinderische Tätigkeit nicht nachgelassen, sie hat sich vielmehr, wie in aller Erinnerung ist, eher gesteigert; rastlos geht sie ihrer Wege, und jedes Jahr bringt neue Erfindungen und Entdeckungen, von denen eine jede das armselige Sprüchlein des viel zitierten Rabbi Ben-Akkiba: „Nichts neues unter der Sonnen" in einer Weise Lügen straft, daß auch der kurzsichtige Beobachter einsehen muß, daß „alles im Fluß", alles in Bewegung ist. Denn nicht nur auf dem Gebiete der Technik, sondern, wie jedes Blatt dieses Werkes zeigen wird, auf allen Kulturgebieten findet eine, wenn auch nicht in gleichem Schritt sich fortbewegende Entwicklung statt, die sogar im allgemeinen ein immer schneller werdendes Zeitmaß annimmt.*) Wer den bisherigen Entwicklungsverlauf verfolgt hat, dem muß der Blick schwindeln, wenn er in die „unbegrenzten Möglichkeiten" der Zukunft hinausschaut. Die neuesten Entdeckungen, wie die der Röntgenstrahlen, des Diphtherie-Serums, der radioaktiven Substanzen, des lenkbaren Luftschiffes usw. sind zum Teil von so überraschender Art, daß wir auch nicht einmal im entferntesten zu ahnen vermögen, was die nächsten Jahrhunderte oder gar Jahrtausende bringen werden; auch schon deshalb nicht, weil die drohende Erschöpfung der Kohle die erfinderische Tätigkeit in ganz neue Bahnen lenken muß.

Aber auch schon unser heutiger maschineller Besitz setzt uns instand, die meisten rein mechanischen Arbeiten vom Menschen auf die Maschine abzuwälzen. Außer den großartigen An-

*) Vgl. übrigens die Ausführungen in „Kultur und Glück".

lagen unsrer Spinn-, Textil-, Eisen-, Maschinen-, chemischen Fabriken, verfügen wir über Maschinen, die säen, mähen, dreschen usw. bis hinab zu solchen, die dem Menschen die erbärmlichen Tätigkeiten des Geschirrspülens, des Wäschereinigens, des Stiefelputzens, ja sogar des Abstaubens abnehmen. — Wer nur die technische Seite unsrer Kultur kennte, würde wohl meinen, daß wir jenen Zustand erreicht hätten, den Aristoteles für unmöglich zu halten schien, als er sagte: „Wenn das Weberschiffchen von selbst gehen und die Plektra von selbst die Zither spielen könnte, so bräuchten wir keine Sklaven mehr“ (Pol. I. 2, 5). Er würde wohl denken müssen, daß in einer Gesellschaft, die über Millionen von eisernen Sklaven gebietet, alle, etwa nach Art der athenischen Vollbürger, ein den edlern Tätigkeiten gewidmetes Leben führen könnten.

Doch an die Stelle der Sklaverei ist das Proletariertum und der Pauperismus getreten; die Maschine hat das Leben der großen Massen nicht zu erleichtern vermocht. — In dieser erstaunlichen und schwer verständlichen Tatsache liegt eines der größten Probleme unsrer Zeit, mit dem wir uns an geeigneter Stelle noch eingehend zu beschäftigen haben werden. Als eine der Hauptursachen des fraglichen Mißverhältnisses werden wir dort finden, daß die Entwicklung der gesellschaftlichen Organisation mit dem ungeheuer rapiden Aufschwung der Technik und unsres gesamten Wirtschaftslebens nicht Schritt halten konnte, deshalb als Hemmung wirkt, übrigens in einem Anpassungsprozeß begriffen ist, dessen Langsamkeit in verschiedenen Hindernissen abermals sozialer Art seine Erklärung findet. Erst wenn die soziale Organisation eine der technischen und überhaupt der ökonomischen Umwälzung parallele Umformung erlitten, erst wenn diese Anpassung unsres gesamten Kulturlebens an unsre moderne Technik und Wirtschaft sich vollzogen haben wird, kann unser großartiger technischer Besitz voll ins Leben treten, und erst dann wird vermutlich das eigentliche Maschinenzeitalter beginnen, von dem wir bis jetzt nur eine Anfangsphase, eine Früh-Periode kennen gelernt haben.

Ergebnisse der Vorgeschichte oder der Paläontologie des Menschen.

In dem Vorhergehenden haben wir die vorgeschichtlichen Phasen der ökonomischen Entwicklung aus der Völkerkunde zu ermitteln gesucht. Nun gibt es aber noch, wie schon in der Einleitung erwähnt, einen ganz andern Weg, um zu diesem Ziele zu gelangen: die Vorgeschichte, Prähistorie oder Paläontologie des Menschen, die „Wissenschaft des Spatens". Die Ergebnisse dieser Wissenschaft sind für uns von ganz besonders hoher Bedeutung; denn während wir von den Entwicklungsformen, die die Völkerkunde beschreibt, nur durch ein vergleichendes Schlußverfahren sagen können, welche die älteren und welche die jüngeren sind, kommt dem Prähistoriker die Geologie zu Hilfe: da die Schichtungen der Erdrinde so abgelagert sind, daß in der Regel die jüngere über der älteren liegt, so zeigt die geologische Formation, aus der ein prähistorischer Fund ausgegraben wird, zugleich auch sein Alter an. Die Vorgeschichte führt uns also das Nacheinander der Entwicklung, das wir aus dem Nebeneinander der Völkerkunde nur mittelbar, durch die vergleichende Methode erschließen können, unmittelbar vor Augen und bietet somit die Möglichkeit, die bis jetzt gewonnenen Resultate einer entscheidenden Prüfung zu unterwerfen und gleichsam die Probe aufs Exempel zu machen.

Diese Prüfung begreift nun nicht bloß die Entwicklung der Technik in sich; die Vorgeschichte umfaßt vielmehr das ganze Gebiet der Kultur: Nahrung, Werkzeug, Wohnung, Kleidung nicht minder als das geistige Leben (Wissen, Kunst, Religion usw.) jener Völker, die in längst verschollenen Zeiten unsern Planeten bewohnt haben. Was aber von dieser untergegangenen Welt übriggeblieben ist, besteht zu einem so überwiegenden Teil aus Werkzeugen, Waffen, Geräten, daß die Vorgeschichte ihre Phasen, „Zeiten" (wie schon erklärt) mit dem Maßstabe der Technik zu messen und nach der Entwicklung des Werkzeugs einzuteilen pflegt; und aus diesem Grund wollen wir unserm Bericht über die Vorgeschichte gerade hier, in der Entwicklungsgeschichte des Werkzeugs, ihren Platz anweisen.

Die Vorgeschichte schließt sich eng an die Geschichte der Erde, an die Geologie an. Als „Paläontologie des Menschen"

ist sie nur die Fortsetzung der Paläontologie der übrigen Geschöpfe, über die wir schon in einer früheren Abhandlung*) einen Überblick in Form einer Tabelle gegeben haben. Jener Überblick hat uns gezeigt, daß als spätes und letztes Glied der tierischen Entwicklung der Mensch auftrat, daß sich seine — ersten Spuren — bis jetzt wenigstens — im Diluvium finden, daß er dann in der darauffolgenden d. h. jetzigen Formation, dem Alluvium, zur Herrschaft gelangte und daß sich also die Vorgeschichte des Menschen in den beiden letzten Formationen, dem Diluvium und dem Alluvium, abgespielt hat.

Die folgende Tabelle, die sich an die vorhin erwähnte geologische Tabelle (als deren Fortsetzung nach „oben") unmittelbar anschließt, mag über die vorgeschichtlichen Phasen und deren Verteilung auf die geologischen Schichtungen zunächst einen Überblick geben. (Die Tabelle ist von unten nach oben, wie je auch die Schichten aufeinanderfolgten, zu lesen.)

Überblick über die vorgeschichtlichen Phasen.

Geologische Formationen	Vorgeschichtliche Phasen	Vorgeschichtliche Epochen
Alluvium	3. sog. dritte (historische) Eisenzeit.	III. Eisenzeit
	2. La Tène-Periode (vorrömische Eisenzeit).	
	1. Hallstatt-Periode	
	2. jüngere / 1. ältere } Bronzezeit.	II. Bronzezeit
	2. jüngere Steinzeit (neolitische Periode)	I. Steinzeit
Diluvium	1. ältere Steinzeit (Paläolithische Periode)	
Tertiär	?	?

*) Einführung in die Gesellschaftslehre S. 16.

Da die Ergebnisse der Prähistorie und der Völkerkunde, wie man im großen ganzen schon aus dieser Tabelle ersieht, in Übereinstimmung sind, so werden wir unsere Darstellung kurz zusammenfassen und im wesentlichen darauf beschränken können, der obigen Tabelle die nötigen Erklärungen beizufügen.*)

1. Tertiär.

In den Schichtungen der Tertiärformation sind bis jetzt sichere Spuren des Menschen noch nicht aufgefunden worden. Einige Gelehrte glaubten allerdings, Überreste entdeckt zu haben; da aber diese Funde noch vereinzelt und von zweifelhafter Art sind, so daß über ihre Deutung noch keine Einigkeit erzielt werden konnte, wollen wir uns dabei nicht weiter aufhalten. Jedenfalls steht fest, daß die Säugetierentwicklung in den jüngsten Schichten des Tertiär bis zum echten Affen aufgestiegen war.

2. Diluvium.

Im Tertiär hatte das Klima Europas die Temperatur etwa des heutigen Nordafrikas, nur war es viel feuchter. Auf diese warme Zeit folgte, aus noch nicht aufgeklärten Gründen, ein Rückgang der Temperatur: es begann mit dem Diluvium (eigentlich Überschwemmung, weil früher als Zeit der Sintflut gedeutet) die Eiszeit, in der Europa zum großen Teil, von Skandinavien bis zum Harz, vereist und Süddeutschland von mächtigen Gletschern bedeckt war. Man unterscheidet meist drei Perioden dieser Eiszeit: eine ältere, eine Zwischeneiszeit und eine jüngere, die man auch bezeichnet als Zeit des Höhlenbären, des Mammut und des Renntiers. Wahrscheinlich hat es aber mehrere Eiszeiten und mehrere Zwischenzeiten gegeben (Penk).

In der Zwischeneiszeit war das Klima verhältnismäßig mild, und die Fauna bestand aus Tieren wie Elefant, Mammut, Flußpferd, Nashorn, Höhlenlöwe, Höhlenhyäne, Wolf, Biber, Wildschwein, Auerochs, Hirsch, Reh, einer ausgestorbenen Art des

*) Zu der folgenden aufs äußerste zusammengedrängten Skizze wurden u. a. benützt: Hörnes, Die Urgeschichte der Menschheit. Wien 1892. G. de Mortillet, Le Préhistorique. Ranke, Der Mensch. Eine Zusammenstellung der Literatur findet man bei Hörnes.

Pferdes und einer riesenhaften Bärenart. — In den Eiszeiten dagegen sank die Temperatur, und die Fauna und Flora hatten einen arktischen Charakter. Besonders verbreitet waren: Renntier, Gold- und Eisfuchs, Gemse, Murmeltier, Singschwan, Wolf, Höhlenlöwe, drei ausgestorbene Bärenarten (Ursus spelaeus, priscus und tarandi), und es wuchsen Moose, die man jetzt in Lappland und in Grönland findet.

Sowohl aus der wärmeren Zwischeneiszeit als aus der letzten Eiszeit sind zahlreiche Funde seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht worden, in Deutschland bei Taubach, bei Gera (Lindenthaler Höhle), bei Thiede bei Braunschweig, bei Blaubeuern, Thayngen, Schussenried usw., noch mehr in dem viel durchforschten Frankreich, dann aber auch in England, Spanien, Portugal, Belgien, Österreich, Italien usw. Diese Funde lassen nicht nur die Existenz des Diluvialmenschen über allen Zweifel erhaben erscheinen, sondern sie gestatten uns auch, ein ziemlich klares Bild des Lebens

der ältern Steinzeit oder der paläolithischen Periode,

wie man die Kultur des Diluvialmenschen genannt hat, zu entwerfen:

Der paläolithische Mensch war Jäger und Fischer. Besonders jagte er auf Renntiere, Hirsche, Rehe, wilde Pferde (großköpfige Ponnys), das Mammut erlegte er in Fanggruben und auch mit dem Höhlenbären wußte er siegreich den Kampf aufzunehmen, wie die Schlagwaffe zeigt, die er sich aus dem zahnbewehrten Unterkiefer dieses furchtbaren Raubtiers herstellte. — Er lebte unstät und hauste mit Vorliebe in Felsenhöhlen und andern natürlichen Schlupfwinkeln, vermutlich auch in primitiven Hütten, von denen aber keine Spuren übriggeblieben sind. Als Kleider trug er Felle, die mit Pfriemen und hölzernen Nadeln genäht waren. — Er verfertigte sich Waffen und Werkzeuge aus Holz, Bein, Horn und vor allem aus Stein. Aus Stein waren seine Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen, Dolche, Meißel, Schaber zum Gerben der Felle, Äxte und Beile. Sie wurden aus hartem Mineral, besonders aus Kieseln und Feuersteinen hergestellt; das Schleifen der Steine war dem Diluvialmenschen noch unbekannt und findet sich erst bei den Neolithikern, weshalb man die beiden

Steinzeiten auch als die des ungeschliffenen und die des geschliffenen Steins unterschieden hat. — Die Hauptnahrung war das Fleisch und Fett der erbeuteten Tiere; einen besonderen Appetit hatte der Vormensch für das Knochenmark, zu dessen Gewinnung alle Knochen gespalten wurden. Auch auf gespaltene Menschenknochen ist man gestoßen, woraus hervorgeht, daß die Menschenfresserei jener Periode nicht fremd war. — Das Bemalen der Haut war ebenfalls schon gebräuchlich; sehr oft werden rote Farbknollen aus Ocker gefunden, auch viele andere Gegenstände aus Horn, Steinen, Muscheln, Raubtierzähnen, die zu Schmuck verarbeitet waren. Auf Mammutknochen hat man Zeichnungen entdeckt, die — wenn sie echt sind — auf künstlerische Begabung und scharfe Beobachtung schließen lassen.

Ganz fremd war diesen Jägern der Ackerbau und die Viehzucht. Ebensowenig kannten sie die Töpferei; noch nicht eine einzige Scherbe ist unter all den tausenden von Gegenständen zutage gefördert worden, wenigstens in den Funden, die zweifellos dem Diluvium angehören. Dagegen kannten diese Jägerhorden einen von Stamm zu Stamm gehenden Handel; man hat an einzelnen Fundorten Nephritbeile ausgegraben, die zweifellos aus großer Entfernung importiert worden waren.

Ferner ist noch zu bemerken, daß die paläolithische Kultur, die sich jedenfalls über viele Jahrtausende erstreckte, eine deutliche Entwicklung zeigt; so daß Broca und Mortillet die ältere Steinzeit in Frankreich in vier fortschreitende Phasen zerlegten, die sie nach den Hauptfundorten nannten: 1. Cheléenne (Elephas anticus), 2. Mousterienne (Höhlenbär), 3. Solutréenne (Mammut) und 4. Magdalenienne (Renntier). Aus der Cheléenne-Zeit sind alle Waffen, Werkzeuge usw. besonders primitiv, roh und unbeholfen gearbeitet, später verfeinert sich die Arbeit immer mehr und erreicht schließlich im Solutréenne und im Magdalenienne die fortgeschrittensten Formen.

Aber auch in dieser letzten Periode kam der Mensch nicht weiter, als bis zu der Kulturstufe, die wir in der Völkerkunde als die der Wildheit oder der Jäger kennen gelernt haben, und mit der die (paläontologische) ältere Steinzeit in fast allen Einzelheiten (Nahrung, Werkzeug, Wohnung, Kleidung, Körperbemalung, Kannibalismus usw. usw.) in überraschender Weise

übereinstimmt, so daß z. B. die Prähistoriker bei Indianern und Australiern in die Schule gehen konnten, um sich die Methode zeigen zu lassen, mit der die europäischen Urbewohner ihre oft haarscharfen Steinmesser, Pfeilspitzen usw. hergestellt haben. Manche Paläontologen haben sogar die Vermutung ausgesprochen, daß die heutigen Eskimo die auf gleicher Kulturstufe verbliebenen Nachkommen der Paläolithiker sind. Es wäre in der Tat nicht unmöglich, daß diese dem Renntiere, das sich beim Ausgang der Eiszeit immer mehr nach Norden zurückzog, als ihrer Hauptnahrung gefolgt und so schließlich in die Arktis gelangt wären.

3. Alluvium.

Die jüngere Steinzeit.

Während sich langsam und allmählich der Übergang aus dem Diluvium in die jetzige geologische Periode, das Alluvium, vollzieht, läuft die Eiszeit ab, das Klima wird wärmer, milder, und Europa wird ein Land gemäßigter Temperatur. Mammut und Höhlenbär sterben aus, das Renntier und andere arktische Tiere ziehen sich nach dem Norden zurück, die Gemse, das Murmeltier, der Steinbock wandern in das Hochgebirge aus.

In kultürlicher Beziehung zerfällt die jüngere Steinzeit in zwei voneinander ganz und gar verschiedene Formen:

1. Die frühere neolithische Stufe (néolithique ancien), deren Überreste — ganze Berge von Küchenabfällen (Kjökkenmöddinger) — besonders an den Küsten von Dänemark, aber auch von Frankreich, Sardinien, Portugal, Südbrasilien usw., aufgefunden worden sind. Diese Abfallhaufen, oft mehrere hundert Meter lang, bis zu drei Metern hoch und 150 Meter breit, bestehen der Hauptsache nach aus Millionen von Muschelschalen, namentlich aus Schalen von Austern, Miesmuscheln und Strandschnecken. Außerdem fand man darin: Knochen vom Hirsch, Reh, Wildschwein, Wolf, Fuchs, Hund, Bär, Luchs, Marder, Igel, Biber, Seehund und von der Katze; Fischgräten vom Häring, Aal, Dorsch, ferner Werkzeuge und Waffen aus Feuerstein, Bein, Hirschhorn, schließlich Asche, Kohlen, Topfscherben und bis jetzt einen einzigen Spinnwirtel. — Dagegen bergen die Kjökkenmöddinger nichts, was irgendwie auf Ackerbau oder Viehzucht schlie-

ßen ließe; ebensowenig verstanden die Urheber dieser Abfallhaufen ihre Steingeräte zu schleifen.

Die Kultur des néolithique ancien war also die von Jäger- und Fischervölkern, die sich über die Paläolithiker fast nur durch die Kunst der Töpferei erhoben und im übrigen wahrscheinlich auf der Stufe mancher Jäger- und Fischerstämme standen, die wie die Feuerländer u. a. noch zur Zeit ihrer Entdeckung solche Abfallhaufen aus Schnecken- und Muschelschalen aufbauten. Die Töpferei besitzen die letzteren Stämme allerdings nicht, aber auch keine der Töpferei kundigen Nachbarn.

Unvergleichlich höher steht die Kultur der

2. vollentwickelten neolithischen Periode,

die von den Franzosen Robenhausenienne genannt wird.

Diese Neolithiker waren Ackerbauer und Viehzüchter. Sie bauten Weizen, bereiteten daraus Brot und hielten zahlreiche Haustiere: Rinder, Ziegen, Schafe, Hunde, oft auch Pferde. Daneben lagen sie der Jagd ob, besonders auf Hirsche. Als Zukost dienten Äpfel, Himbeeren, Haselnüsse und andere wildwachsende Pflanzen. — Sie waren seßhaft; wohnten in Pfahlbauten*) auf den Seen, in Hütten, überdachten Wohngruben oder Wohnmulden auf dem Lande, doch wurden auch Höhlen in dieser Zeit noch gerne bewohnt. — Sie kannten die Töpferei, verfertigten aus Ton Töpfe, die unten meist rund waren wie Eier, und zwar aus freier Hand. — Sie errichteten Grabdenkmale aus großen Steinen, sog. megalithische Bauten: Dolmen (tischförmig), Menhir (Steinreihen), Cromlech (Steinkreise) und Grabkammern. — Sie hatten eine Arbeitsteilung und trieben Handel. Man fand zahlreiche Werkstätten, im Poitou allein 53, in denen Steinwerkzeuge in Masse hergestellt wurden, und zwar zum Teil aus Steinen, die aus der Ferne importiert waren. Die Steinwerkzeuge dieser Neolithiker weisen ebenfalls beachtenswerte Fortschritte auf. Als ein besonderes Merkmal der jüngeren Steinzeit gilt die sorgfältigere

*) Solche Pfahlbauten gibt es jetzt noch in verschiedenen Erdteilen, z. B. auf Borneo, an der Nordküste von Neu-Guinea, an innerafrikanischen Seen, in Südamerika am Marakaibo-See usw. Vgl. Peschel, Völkerkunde, 6. Aufl. S. 42; Waitz, Anthropologie, VI. 587 ff.). In Summa sollen heute noch zehn Millionen Menschen in solchen Wasserfestungen leben.

Bearbeitung des Steins, der nun nicht mehr durch bloßes Behauen, sondern auch zum Teil durch Schleifen (daher Zeitalter des geschliffenen Steins) zu den verschiedenen Werkzeugen hergerichtet und auch durch Durchbohrung in handlichere Formen gebracht wurde.

Der vollentwickelten neolithischen Periode gehören zu: die Pfahlbauten in der Schweiz, in Süddeutschland und Österreich, soweit sie nicht der Metallzeit zuzurechnen sind, also z. B. die Stationen von Robenhausen im Pfäffiger See bei Zürich, Wangen bei Konstanz, Clairvaux bei St. Claude im französischen Jura; ferner zahlreiche Fundstellen auf dem Lande, besonders in Frankreich (wo z. B. im Becken der Seine allein 1080 Stationen entdeckt worden sind), in Deutschland, Italien, Griechenland, Palästina, Armenien, Ägypten, Assyrien, Indien, China. Kurz die neolithische Periode ist überall da nachzuweisen, wo sich später Zivilisation entwickelt hat.

Vereinzelt erhielten sich in Europa Steinwaffen sogar noch bis in das Mittelalter hinein. So schwangen die slawischen Preußen gegen die Ordensritter noch steinerne Streitäxte, und mit ebensolchen Waffen kämpften gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Schotten, die William Wallace gegen die Engländer ins Feld führte.

Vergleichen wir auch hier wieder die Ergebnisse der Vorgeschichte mit denen der Völkerkunde, so finden wir, daß unsre vorgeschichtlichen Neolithiker auf der Kulturstufe der B a r b a r e i standen. Während nun aber die Völkerkunde verschiedene Arten von Barbaren kennt, nämlich: 1. Hirten, 2. verschiedene Gruppen von Hackbauern und 3. Hackbauer mit Tierzucht, weiß die Paläontologie, bis jetzt wenigstens, nur von dieser letzteren Art zu berichten. Hier klafft in der Vorgeschichte eine Lücke, ein viel besprochener „Hiatus". Nach dem Diluvium wird es auffallend still in Europa, die alten Jäger der Eiszeit scheinen sich verzogen zu haben; es kommen nun zunächst Schichten des Alluviums, die von menschlichen Überresten einfach nichts enthalten. Dann tritt die neolithische Vollkultur mit Ackerbau und Tierzucht, geschliffenen Steinwaffen und vielen Verfeinerungen und Fortschritten ganz plötzlich und unvermittelt in die Erscheinung. Hier fehlen also mehrere Phasen; es bleibt nur die Annahme übrig, daß damals ein Volk (Arier) in Europa eingewandert ist,

das in andern Ländern Vorstufen durchlaufen hatte, deren Überreste uns bis jetzt nicht zugänglich sind.

Kupfer- und Bronzezeit.

Bei den meisten Völkern, die vom Stein zum Metall fortgeschritten sind, ist die Kenntnis der weichern Metalle, wie schon gesagt worden ist, älter als die des Eisens. Auf die Steinzeit folgt in der Regel, wenn die Entwicklung von außen nicht beeinflußt wird, als Anfang der Metallzeit eine Kupfer- und Bronzeperiode, die im allgemeinen mit dem Übergang der Barbarei in die Zivilisation zusammenfällt.

So waren, wie ebenfalls schon erwähnt wurde, die Peruaner und Mexikaner von der Stein- zur Bronzestufe aufgestiegen, während ihnen das Eisen noch ganz unbekannt war. Durch die Conquista wurde die altamerikanische Entwicklung in einem Kampfe, worin die einheimische Bronzekultur gegen die Eisenkultur der Spanier unterlag, abgebrochen und vernichtet. — In China folgte auf die Steinzeit zunächst eine Bronzezeit, deren Überreste im Löß gefunden wurden, und die nach der chinesischen Überlieferung schon im 3. Jahrtausend v. Chr. der Eisenzeit gewichen sein soll. — In den Grabdenkmälern Ägyptens findet sich Eisen erst im Neuen Reich, seit 1500 v. Chr.; im Alten Reich herrschte die Bronze und noch früher das Kupfer. Daß die Ägypter vor der Kupferzeit eine Steinzeit durchlaufen haben, geht schon daraus hervor, daß die Beschneidung bei ihnen mit Steinmessern vorgenommen wurde: der religiöse Brauch, der aller Neuerung feindlich ist, hatte das Steinwerkzeug aus den ältesten Zeiten bis in die Metallzeit herübergerettet. — Auch in Indien, Chaldäa, Assyrien usw. hat sich, wie die prähistorischen Funde ergeben haben, zwischen die Stein- und Eisenzeit eine Bronzeperiode eingeschoben.

Von besonderem Interesse sind die Ausgrabungen, die Schliemann in dem berühmten Ruinenhügel von Hissarlick, dem alten Troja, veranstaltet hat. An dieser durch Jahrtausende hindurch von Menschen bewohnten Stätte waren nämlich nicht weniger wie neun Erdschichten übereinander gelagert, die sämtliche eine Fülle prähistorischer Gegenstände bargen. Und zwar fanden sich:

1. in der untersten Schichte (die schätzungsweise aus der Zeit von 3000—2500 v. Chr. stammt) Steinwerkzeuge, nämlich durchbohrte Steinbeile, Messer und Sägen aus Feuerstein, außerdem kupferne Gegenstände, aber keine aus Bronze oder Eisen;
2. in der zweiten bis sechsten Schichte (2500—1000 v. Chr.) Stein- und Bronzewaffen, auch Silber und Gold, aber kein Eisen;
3. in der siebenten bis neunten Schichte (1000 v. Chr. — 500 n. Chr.) Werkzeuge und Waffen aus Eisen.

In Europa ging die Kenntnis der Bronze wahrscheinlich vom Morgenlande aus. Nachdem das goldglänzende Metall sich erst durch einen von Stamm zu Stamm gehenden Handel verbreitet hatte, lernten auch diejenigen europäischen Völkerschaften, die noch auf der Stufe der Barbarei standen, selber Bronze herstellen und verarbeiten. Wie die chemische Analyse gezeigt hat, wurde die Legierung nicht etwa durch Zusammenschmelzen der beiden Metalle Kupfer und Zinn hergestellt, sondern viel einfacher durch Niederschmelzen von Zinnerz mit kiesigem Kupfererz; das metallische Zinn wurde wahrscheinlich erst später als die Bronze bekannt. Ganz ähnlich bereiteten, nebenbei gesagt, die Römer noch Messing aus Kupfer und Zinkerzen, ohne das metallische Zink überhaupt zu kennen. (Wibel, Kultur der Bronzezeit S. 36, 44.) Das erforderliche Zinnerz entstammte zum großen Teil den Bergwerken Englands und Frankreichs.

Das wertvolle neue Metall wurde anfänglich und so lange es noch selten war, besonders zu Schmuck verarbeitet, zu Armringen, Fibeln, Gehängen, auch zu Gefäßen, Schalen und Prunkgeschirren. Bald griff es aber auch auf das Gebiet der Waffen und des Werkzeugs über; man stellte daraus Dolche, Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen, Meißel, Sicheln, Sägen, Scheeren, Beile her. Die letztern hatten noch nicht die Form unsrer jetzigen Beile, sie waren noch, wie die Steinbeile, an einem knieförmig gebogenen Schaft befestigt, und zwar indem sie entweder auf beiden Seiten (sog. Palstäbe) oder auf einer Seite (sog. Hohlbeile) flügelartige Ansätze trugen, die durch Zusammenhämmern das Schaftende umklammert hielten. Die Bronze konnte übrigens den harten Stein nie ganz verdrängen, in den Funden der Bronze-

zeit spielen Steinwerkzeuge noch immer eine ganz bedeutende Rolle.

Die Ausbildung der Bronze-Industrie war in den einzelnen Ländern Europas eine sehr verschiedene: eine kurze und früh — durch das nachdrängende Eisen — abgeschnittene Bronzezeit hatten die Länder, die dem Ausgangspunkte der Metallkultur, dem Morgenlande, nahe lagen und von dort leicht zu erreichen waren, also Griechenland, Italien, Südösterreich, Südfrankreich. Eine lange und zu hoher Blüte gediehene Bronzezeit (sog. „Schöne Bronzezeit“) hatten dagegen die Schweiz, wo zahlreiche Pfahlbauten, wie z. B. die „Grande Station“ bei Morges am Genfer See der eisenfreien Bronzezeit angehören; dann ganz Mittel- und Nordeuropa, besonders Dänemark, Schweden und Großbritannien. Man nimmt an, daß in den erstgenannten Ländern, wie Griechenland, Italien usw. die Bronzezeit etwa bis 1000 v. Chr., in der Schweiz und in Ungarn bis 600 v. Chr. und in Nordeuropa bis 400 v. Chr. gedauert hat.

Eisenzeit.

Wie die Bronze stammt auch das Eisen wahrscheinlich aus dem Orient, und zwar vermutet man, daß es in jenem großen eisenreichen Gebiet, das vom Schwarzen Meer, vom Kaukasus und vom Kaspischen Meer gegen Norden begrenzt wird und südlich bis zur mesopotamischen Ebene sich ausdehnt, zuerst entdeckt und verarbeitet wurde. Dort saßen von alters her eisenkundige Völker und darunter auch die durch ihre Schmiedekunst berühmten Chalyber, nach denen die Griechen den Stahl (Chalybs) benannten. Von Westasien aus rückte das Eisen überall der Bronze nach; schon gegen 1500 v. Chr. kam es nach Ägypten, 1000 v. Chr. zu den Griechen, und endlich fand es auch seinen Weg zu den noch auf barbarischer Kulturstufe stehenden Völkern des übrigen Europas, nach Italien, nach dem südlichen Österreich, die Rhone aufwärts nach Gallien, um schließlich, etwa im vierten Jahrhundert v. Chr., bis nach Skandinavien vorzudringen.

Die vorgeschichtliche Eisenzeit wird in zwei Unterperioden eingeteilt:

1. Die ältere, die nach den berühmten Gräberfunden auf dem Salzberg bei Hallstatt im Salzkammergut auch als

Hallstatt-Periode

bezeichnet wird, umfaßt nahezu ganz Europa: Griechen, Italiker, Kelten, Germanen usw. Am kürzesten dauerte sie bei den Griechen und Italikern, weil sie dort schon früh in die nun einsetzende historische (Eisen-)Zeit überging. Im übrigen Europa aber währte die prähistorische Eisenzeit noch bis zur römischen Herrschaft, und in diesen Ländern folgte dann auf die Hallstatt-Periode eine zweite prähistorische Eisenzeit, die man nach einem besonders reichen Fundort am Neuenburger See

2. die

La Tène-Periode

genannt hat.

Für die Hallstatt-Periode ist charakteristisch die Neigung zu Prunk und überladenem Schmuck und ferner der Umstand, daß neben dem Eisen noch vielfach die Bronze verwendet wurde (wie z. B. bei den homerischen Griechen), während sich die La Tène-Kultur durch Einfachheit, Zweckmässigkeit und Prunklosigkeit auszeichnet und dem Eisen ein viel größeres Gebiet einräumt, als es in der Hallstatt-Zeit der Fall war.

Die La Tène-Kultur war das Werk der Kelten, die in den letzten Jahrhunderten v. Chr. ein weites Gebiet: nämlich außer Gallien und Britannien fast das ganze mittlere Europa erobert hatten, in Oberitalien, am Ober-Rhein, in Südösterreich und in einem Teil der Balkanhalbinsel saßen und sogar bis Kleinasien (Galater) vorgedrungen waren. — Die Macht der Kelten wurde gebrochen einerseits durch die Germanen, andrerseits durch die Römer, die ihr Reich über Gallien und die Alpenländer ausbreiteten. Damit endete die La Tène-Periode und zugleich die letzte prähistorische Phase in Europa und es folgt nun die sog. dritte oder historische Eisenzeit, über die wir schon im vorhergehenden Kapitel berichtet haben.

Schlußbetrachtung.

Wir haben im vorhergehenden die Paläontologie absichtlich von den übrigen soziologischen Hilfswissenschaften getrennt und ganz für sich allein zu Wort kommen lassen, obgleich wir dadurch Wiederholungen, die auf den ersten Blick überflüssig erscheinen

dürften, in Kauf nehmen mußten; aber für wichtiger, als die Vermeidung dieser Wiederholungen, hielten wir es, dem Leser zu zeigen, in welcher Weise und auf welchen Wegen die Ergebnisse unserer Untersuchungen gewonnen worden sind. — Vergleichen wir nun die auf so verschiedenen Wegen erlangten Resultate zunächst in Beziehung auf die Entwicklungsgeschichte des Werkzeugs, so bestätigt die Paläontologie mit aller Deutlichkeit die schon aus der Völkerkunde gewonnene Einsicht, daß es drei vorgeschichtliche Epochen gegeben hat, die als Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit aufeinander gefolgt sind.

Die Übereinstimmung der Ergebnisse trifft aber nicht bloß im großen ganzen zu, sondern die Parallelen zwischen längst ausgestorbenen Völkern, die uns die Paläontologie, und noch lebenden Völkern, die uns die Völkerkunde vor Augen führt, erstrecken sich vielfach bis auf die geringsten Einzelheiten und beweisen auf überraschende Art die Richtigkeit jener schon von Schiller ausgesprochenen Idee, wonach „die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung stehenden Völkerschaften um uns wie Kinder um einen Erwachsenen herumgelagert sind, und ihm durch ihr Beispiel in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen“.[1])

Doch in einer Beziehung differieren die beiden Wissenschaften: die Völkerkunde ist viel reicher an Material, als die Paläontologie. Während wir für jede paläontologische Phase eine Parallele in der Völkerkunde aufweisen konnten, empfanden wir in der Paläontologie große Lücken, die noch der Ausfüllung harren. Diese Unvollständigkeit der Paläontologie ist jedoch wohl leicht zu begreifen. Nur ein kleiner Teil der Erdrinde ist bis jetzt der prähistorischen Forschung zugänglich gewesen, und gerade die wichtigsten Gegenden der Erde sind noch unerschlossen geblieben. Und außerdem verwahrt ja die Erdrinde nur einen unermeßlich kleinen Teil des Lebens, das sich auf ihrer Oberfläche abgespielt hat, während alles andere in dem rastlosen Umwandlungsprozeß der Natur spurlos verschwindet.

In einem Punkt ließ uns allerdings die Völkerkunde ebenso im Stich, wie die Paläontologie: keine der beiden Wissenschaften hat bis jetzt in das Dunkel des „Urstadiums der Kultur“, in die

---

[1]) Vgl. Einführung in die Gesellschaftslehre, 5.

Urzeit hineinzuleuchten vermocht; die Niedern Jäger bedeuten die unterste Stufe der Kultur, für die die Völkerkunde und die Paläontologie uns Repräsentanten vorzuführen vermag. In dieser Beziehung dürfen wir auf die Völkerkunde keine Hoffnung mehr setzen; es ist keine Aussicht vorhanden, daß auf der viel durchforschten Erdoberfläche noch ein wilder Stamm gefunden wird, der uns jenen längst verschollenen Zustand vor Augen führen kann. Wie wir jetzt die Naturvölker vor den Kulturvölkern hinsinken sehen, so sind jene tiefstehenden Horden von den Steinwaffen der Jäger aufgerieben worden, sie sind längst von der Erde verschwunden. Hier können wir nur von der Paläontologie Aufschluß erwarten, da uns ja, im Gegensatz zur Oberfläche der Erdrinde, diese Erdrinde selbst noch zum allergrößten Teil unbekannt ist. Solange aber diese Erwartungen nicht erfüllt sind, ist der Name „Urgeschichte“, der häufig der Paläontologie des Menschen zuerteilt wird, eigentlich eine Anmaßung, und wir bleiben bezüglich jener gewaltigen Epoche, die alle ersten Anfänge der Kultur bis zur Entdeckung des Feuers umfaßt, auf ein Schlußverfahren angewiesen, wie wir es in einer früheren Abhandlung zur Anwendung zu bringen versucht haben.

Ferner ergibt sich sowohl aus der Paläontologie wie aus der Völkerkunde, daß die drei Stufen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit nicht stets und überall in dieser Reihenfolge durchlaufen worden sind. Es ist einleuchtend, daß manche Völkerschaften, denen wohl Eisen, aber keine Kupfererze zur Verfügung standen, vor der Bronze mit dem Eisen bekannt werden konnten; daß wieder andere, denen es an Zinnerzen fehlte, statt der Bronze- eine reine Kupferperiode durchgemacht haben usw.: kurz es ist selbstverständlich, daß lokale Verhältnisse zu Abweichungen von der Regel geführt haben, von denen wir übrigens die wichtigsten als bloß scheinbare, weil auf Entlehnung beruhende, nachweisen konnten. Im großen Ganzen aber wird das von dem Dänen Thomson herrührende Dreistufensystem: „Stein, Bronze, Eisen“ (das nebenbei gesagt schon von Lukrez[1]) und in annähernder Weise noch früher von Hesiod und den alten Chinesen aufgestellt worden

[1]) Nach Lukrez waren „die ältesten Waffen die Hände, Nägel und Zähne, dann Steine und auch abgerissene Baumäste; später wurde Eisen und Erz verarbeitet, doch war der Gebrauch des Erzes älter, als der des

war), den Tatsachen gerecht und leistet somit alles, was man billigerweise von einem System verlangen kann. — Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch die Sprachwissenschaft darauf hinweist, daß die indogermanische Vorzeit noch dem Steinzeitalter zugehörte und von Metallen nur das Kupfer kannte. Gold und Silber fehlten, ebenso wie das Eisen gänzlich. (Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, S. 345, 514.)

Die Bedeutung der Paläontologie für die Soziologie beschränkt sich selbstverständlich nicht auf die Entwicklungsgeschichte des Werkzeugs. Die Wissenschaft des Spatens zeigt vielmehr, ja sie beweist ganz allgemein, daß auf allen Gebieten der Kultur eine fortschreitende Entwicklung stattgefunden hat; sie bestätigt, daß diese Entwicklung, wie schon in einem frühern Kapitel auf vergleichend-ethnologischem Wege ermittelt wurde, durch die drei Kulturstufen der Wildheit, der Barbarei und der Zivilisation hindurchgegangen ist.

Über das Verhältnis dieser Kulturstufen zu den technologischen Stufen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit mögen hier noch einige Worte am Platze sein. Da wir zu zwei verschiedenen Einteilungen gelangt sind, je nachdem wir das eine Mal die Höhe der Kultur mit dem Maßstabe der Nahrungsproduktion, das andere Mal mit dem Maßstabe der technischen Entwicklung gemessen haben, wird sich der geehrte Leser wohl schon gefragt haben, in welchem Verhältnis denn diese beiden Einteilungen zueinander stehen. Auf diese Frage läßt sich eine ziemlich einfache und kurze Antwort geben; im allgemeinen entspricht:

die Wildheit der ältern Steinzeit,
die Barbarei der jüngern Steinzeit und
die Zivilisation der Metallzeit;

allerdings nur im großen ganzen und mit zahlreichen, zum Teil schon erwähnten Ausnahmen.

Betrachten wir diese Ausnahmen nochmals genauer, so zeigt sich, daß sie übrigens zumeist nicht auf einer gegen die Regel gerichteten Anordnung des Entwicklungsganges, sondern auf Entlehnung beruhen, also auf einen von außen wirkenden Einfluß

Eisens". (De natura rerum, V. 1282—85.) — Die chinesischen Annalen erzählen, Fu-hi habe hölzerne Waffen gemacht, sein Nachfolger solche aus Stein und wieder ein anderer solche aus Metall verfertigt.

zurückzuführen sind. So waren die „eisenzeitlichen“ Naturvölker der alten Welt nicht aus eigener Kraft zur Eisenstufe aufgestiegen, sondern sie sind durch zivilisierte Nationen mit dem Eisen bekannt gemacht worden. Dasselbe läßt sich sagen von jenen nordwestamerikanischen Fischervölkern, die auf der Stufe der Wildheit stehend trotzdem schon (vor Cook) mit dem Eisen bekannt waren, diese Kenntnis aber jedenfalls der Berührung mit Asien zu verdanken hatten. Noch mehr springt dieser Entlehnungsvorgang in die Augen bei den zu den Niedern Jägern gehörigen Berg-Wedda, die ihren Bedarf an eisernen Pfeilspitzen, Äxten usw. einfach von den Singhalesen eintauschen und so der Verfertigung von Werkzeugen aus Stein überhoben sind.

Andere Naturvölker sind allerdings mit den Metallen bekannt geworden, ohne daß an eine solche Entlehnung zu denken wäre. So bearbeiteten, wie schon erwähnt, mehrere nordamerikanische Jägerstämme Kupfer, das ihnen die Natur in metallischem Zustand reichlich zur Verfügung stellte; aber hier zeigt sich, daß zu einer „Kupferzeit“ eben doch mehr gehört, als bloß Kupfer. Denn erstens verstanden diese Völker nicht, das Kupfer zu gießen, sondern nur zu hämmern, und zweitens wurde das wertvolle Metall hauptsächlich nur zu Schmuck verwendet, war zwar weit verbreitet, aber überall selten und hatte im wesentlichen keinen Einfluß auf die Kultur, die diejenige der Steinzeit verblieb.

Und eine ähnliche Bemerkung drängt sich auf bei der Betrachtung jener europäischen, afrikanischen und asiatischen Naturvölker, die zwar zum Teil Eisen zu gewinnen und zu bearbeiten verstanden, aber durch Entlehnung damit bekannt geworden waren. Auch bei ihnen zeigt sich wieder der große Unterschied zwischen ererbtem und selbsterworbenem Besitz. Nur dem äußern Anschein nach gehören diese Naturvölker der „Eisenzeit“ an, in Wahrheit steht aber ihre Kultur auf der Höhe der jüngern Steinzeit und ist weit zurückgeblieben hinter der der alten Amerikaner, die sich zwar erst zur Bronzestufe, aber durch eigene Kraft, und zugleich zur Zivilisation emporgeschwungen hatten.

Wenn wir also nur von solchen Völkern reden, denen die Verwertung der Metalle als eine reife Frucht am Baume der eigenen Entwicklung erwuchs, dann können wir in der Tat sagen, daß der Wildheit die ältere Steinzeit, der Barbarei die

jüngere Steinzeit und der Zivilisation die Metallzeit entspricht. — Welche Kulturstufe aber sich mit der Maschinenzeit zusammenschließen wird, das vermag jetzt noch niemand zu sagen; denn diese neue Kultur ist erst im Entstehen begriffen, wir sehen sie vor unsern Augen aus der Zivilisation langsam herauswachsen, ohne zu wissen, welche Gestalt sie annehmen wird.

Lassen wir zum Schluß die Entwicklung der Technik nochmals vor unsern Augen vorüberziehen, so können wir jetzt über die Entstehung, über

die Urformen und den Stammbaum des Werkzeugs

folgende Übersicht entwerfen:

Die ersten Werkzeuge waren Gegenstände, die der Mensch unmittelbar der Natur entnahm. Als Material standen ihm alle drei Naturreiche zur Verfügung, nämlich: Stein, Pflanze und Tier.

I. Der Stein konnte auch schon in ganz unbearbeitetem Zustand als Werkzeug benutzt werden, als Wurfstein und als Schlagstein. Nachdem man gelernt hatte, mit dem Stein allerhand Gegenstände (Muscheln, Nüsse) zu zerschlagen, lag es nahe, damit auch andere Steine zu bearbeiten, wodurch der Stein eine nützliche Schärfe bekam. So entstand jenes Urwerkzeug, der coup de poing, das zugleich Messer, Säge, Meißel, Hammer, Schaber, Keil und Axt war. Bald bemerkte man, daß sich ein breiter Stein mit besonders schartiger Schneide zum Sägen, aber nicht zum Schneiden, Schaben usw., ein besonders spitzer Stein zum Bohren am besten eigne. Indem man diese Verschiedenheiten schätzen und verwerten lernte, bildeten sich aus dem Schlagstein durch Differenzierung alle die oben genannten Werkzeuge in ihren einfachsten Formen heraus. Der Wurfstein dagegen wurde noch lange unverändert beibehalten; noch die Helden Homers pflegten ihn in der Feldschlacht zu schleudern, den „zackigen Stein des Gefildes".

II. Aus dem Pflanzenreich war das Material schon gleich von Anfang an vielseitiger; zu gebrauchen waren der Baumast, das Gezweige des Gesträuches und der Schlingpflanzen, der Baumstamm, die Dörner usw.

Der Baumast diente zunächst als Stock, nämlich als Schlagstock, Wurfstock und Grabstock; er differenzierte sich dann in Keule, Speer, Hebel, Ruder, Pflug (noch der ägyptische Pflug war ein einfacher gabelförmiger Baumast), Blasrohr, Bogen und Pfeil. Die Erfindung des Schießbogens wird verschieden erklärt. Die einen leiten ihn vom Drillbohrer ab, jenem uralten Instrument, das bekanntlich dazu dient, einen Holzquirl zum Feuerentzünden in möglichst rasche Umdrehung zu versetzen. Andere glauben, daß der Wohlklang einer auf einen Stock gespannten Saite zuerst die Aufmerksamkeit erregt, und man erst später ihre Schnellkraft entdeckt hätte. Reisende berichten, daß Neger stundenlang an einer einzigen gespannten Saite zupfen und nicht müde werden, sich an ihrem Klang zu ergötzen. Im Homer heißt es (Od. XXI, 405): „Wie wenn ein der Zither und des Gesanges kundiger Mann am neuen Wirbel leicht die Saite spannt, ... so ohne Mühe spannte Odysseus den mächtigen Bogen, dann faßte er mit der rechten Hand die Sehne und prüfte sie. Sie aber klang lieblich und hell wie die Stimme der Schwalbe.“ Es wäre möglich, daß eine solche elementare Tonfreudigkeit, die unserm verwöhnten Ohr fremd geworden ist, zur Erfindung des Bogens geführt hat. Jedenfalls sind Drillbohrer, Schießbogen und die sämtlichen Saiteninstrumente, so wenig es auf den ersten Blick scheinen mag, nahe Verwandte.

Durch Verbindung des primitiven Holz- und Steinwerkzeugs (indem man ein Steininstrument in einen Holzgriff einfügte) entstand jene ganze Familie von zusammengesetzten Werkzeugen, wie Steinaxt, Steinbeil, Steinhammer usw. und aus dem Stock der mit der Steinspitze bewehrte Speer und Pfeil.

Aus dem Gezweig der Bäume und Sträucher wurde das erste Geflecht hergestellt, das schon bei den Affen sich findet; der Orang z. B. hat eine große Geschicklichkeit darin, aus zusammengezogenen und kreuzweise verbundenen Zweigen in wenig Augenblicken sich ein Nest auf den Bäumen herzurichten. Aus diesem ersten Geflecht gingen durch Differenzierung hervor: Netze, Schlingen und Fallen, geflochtene Gefäße und Körbe und später die Spinnerei und Weberei. Der geflochtene, durch eine Tonumlage feuerfest gemachte Korb führte zur Töpferei hinüber.

Der Baumstamm hat zwei Eigenschaften, die ihn zum Stammvater des Schiffes und des Wagens machten: er schwimmt und er rollt.

Das Urschiff findet man noch bei den Hottentotten, die auf Baumstämmen fahren, indem sie sie mühsam mit Hand und Fuß fortrudern. Später mit dem Feuerbrand ausgehöhlt, wurde der Stamm zum Einbaum, der mit Stöcken und Rudern fortbewegt wird. Als man größere Schiffe zu bauen wünschte, wurden nach dem Modell des Einbaums Rippen zusammengefügt und mit Rinde oder Fellen überzogen.

Und noch in anderer Weise wurde der Baumstamm der erste Lastträger; da er leicht ins Rollen kommt, wurde er dazu benützt, schwere Lasten (zuerst andere Baumstämme) über die Erde hinzubewegen. Die Walze, an der Last befestigt, wurde zum ersten Wagen. Tatsächlich waren Rad und Achse ursprünglich aus einem einzigen Stück gefertigt, und auch als die Achse als besonderes Stück hergestellt wurde, verband man sie zuerst noch immer fest mit den Rädern, die sich also zugleich mit der Achse drehten. Solche Wagen hatten noch die Römer; wegen des ungeheuern Lärms, den sie verursachten, wurden sie von den Dichtern stridentia plaustra genannt (Schrader, Ling.-hist. Forschungen über Handelsgesch. I. 19). Räder mit Speichen wurden, wie Schiffe mit Rippen, erst später erfunden, das Speichenrad ist also jünger als der Wagen.

Das Rad erwies sich — in allerdings viel späterer Zeit — als eine der folgenschwersten Erfindungen der ganzen menschlichen Technik; es wurde der Stammvater jenes ganzen Geschlechtes von Maschinen, bei denen, wie Reuleaux sagt, „alles rollt", und die zu Ende des XVIII. Jahrhunderts den „größten je gesehenen Umschwung im Leben des Menschengeschlechtes ins Werk setzen" sollten.

III. Die dem Tierreich entnommenen Stoffe, so wichtig sie selbstverständlich für Jägervölker sind, trugen mehr zur Bereicherung und Vervollkommnung des aus dem Stein- und Pflanzenreich stammenden technischen Materials bei, als daß sie zur Erfindung origineller Formen geführt hätten; die aus Zähnen, Knochen, Hörnern, Klauen usw. verfertigten Werkzeuge konnte man auch aus Holz oder Stein gewinnen. Immerhin ver-

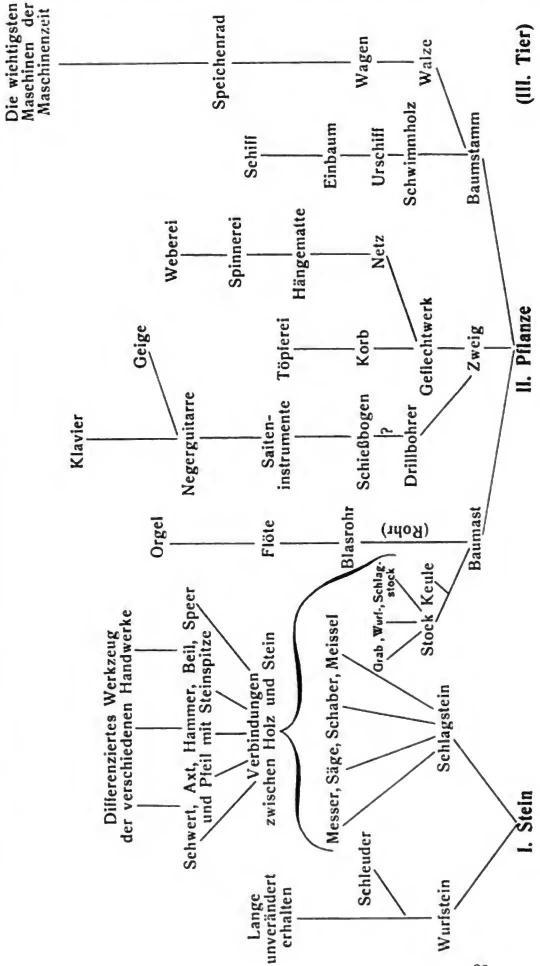
dankte der Mensch (unter vielen andern Dingen) dem Fell der Tiere seine erste Kleidung und Säcke und Taschen (auch Schläuche), die für den Transport seiner wenigen Habseligkeiten sehr praktisch waren.

Die Urformen, auf die sich also der großartige Reichtum unserer heutigen Technik zurückführen läßt, sind äußerst einfach und wenig zahlreich gewesen. Anfänglich wurden nur solche Gegenstände der Natur entnommen, die ohne alle Bearbeitung zu menschlichen Zwecken verwendbar waren. Daraus ging dann, indem man zu immer spezielleren Zwecken stets künstlicher werdende Umformungen vornahm, ein immer differenzierteres Werkzeug hervor. (Vgl. z. B. die Entwicklungslinien vom Stock zum Schießgewehr, vom Baumstamm zur Lokomotive, vom Schießbogen zum Klavier usw.) Die meisten dieser Errungenschaften wurden ursprünglich wohl kaum durch besonderes Nachdenken oder bewußte Absicht erfunden — noch weniger durch sog. „Organprojektion", wie eine leider ziemlich verbreitete Theorie will*) — sondern sie wurden zufällig gefunden und dann im Laufe ungezählter Jahrtausende erst langsam, und später als die Wissenschaft planvolles Suchen und Finden möglich gemacht hatte, in immer schnellerem Zeitmaß verbessert und vervollkommnet.

Auf umstehender Tafel, die von unten nach oben zu lesen ist, wollen wir versuchen, den Stammbaum einiger der wichtigsten Werkzeuge übersichtlich zu veranschaulichen.

*) Nach dieser Theorie soll der Mensch in den Werkzeugen seine eigenen Körperorgane nachgebildet haben: so den Hammer nach der Faust, die Zange nach den Zähnen, den Stock als Verlängerung des Arms usw. Aber abgesehen davon, daß solche künstliche Gedankengänge dem Bewußtsein sowohl, als dem Unterbewußtsein des primitiven Menschen ganz fern liegen dürften, kann diese Theorie die Erfindung vieler Werkzeuge, wie die des Schießbogens, des Rades usw. nur erklären, indem sie die gequältesten und unwahrscheinlichsten Konstruktionen zur Hilfe herbeizieht.

Überblick über die Urformen und den Stammbaum des „Werkzeugs".



III. Kapitel.

Entwicklungsgeschichte der Kleidung.

I. Epoche: Nacktheit und primitive Kleidung.

(Nacktheit.)

Der natürliche und ursprüngliche Zustand des Menschen, die Nacktheit, findet sich noch jetzt bei vielen Naturvölkern, besonders in der heißen Zone, in der übrigens das Nacktgehen auch bis in hohe Kulturstufen hinaufreicht. Von den zahlreichen hierhergehörigen Völkern*) seien genannt: die Australier, von denen die meisten Stämme zu Cooks Zeiten und noch später ganz unbekleidet waren, die Buschmänner, die Andamanen-Insulaner, ferner mehrere Dajakenstämme im Innern von Borneo, die Bewohner der Marquesas-Inseln, der Neuen Hebriden, der Osterinsel und viele andere Ozeanier. An der Geelvinkbai auf Neu-Guinea traf J. B. Meyer Stämme, die ganz und gar nackt gehen, ohne jede, auch die geringste Kleidung. (Globus 1874, S. 165.) Sogar die Eskimo ziehen sich in ihren unterirdischen Bauen ganz nackt aus. — Sehr verbreitet ist die Kleiderlosigkeit im heißen Afrika. Nackt gehen dort durchweg, oder der Mehrzahl nach die Latuka, die Djur, die Dinka, die Bawe am Zambesi, die Bewohner von Darfur und vieler anderer Gegenden. Die Königin der Balonda war, als sie Livingstone empfing, völlig nackt, und in derselben „Tracht“ erschienen die Frauen der Kissama-Neger bei Festlichkeiten. — Unter den Indianern Amerikas gab es ebenfalls viele nackt gehende Völker, so die Brasilianer, die Alt-Kariben, Patachos-Botokuden, die Bewohner der Kleinen Antillen. Gänzlich nackt fanden die Spanier die Bewohner der Baham-Inseln und eine Anzahl von Stämmen in Venezuela und Guyana. „Manche Indianer am Orinoco schämten sich sogar anfangs der Kleider und weigerten sich deshalb, sie zu tragen, namentlich galt ihnen als höchst unanständig vor Fremden unbemalt zu erscheinen“ (Waitz I. 358).

*) Literaturzusammenstellungen bei Lippert, Kulturgeschichte, I. 66 ff; Waitz-Gerland, Anthropol. der Naturvölker, I. 357; Peschel, Völkerkunde, 174 ff.; Lubbock, Entstehung der Zivilisation, 46; Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, 187 usw.

Aber auch zivilisierte Völker, die das Naturstadium längst überwunden haben, lassen erkennen, daß Nacktheit mit einer beträchtlichen Kulturhöhe verträglich ist, ja sogar mit einer peinlichen Ausbildung des Anstandsgefühls und großer Strenge der zeremoniellen Regeln.*) So stellen z. B. die Skulpturen auf den altindischen Tempeln Frauen und Männer nackt dar; nach Fergusson soll überhaupt Nacktheit in Indien bis zur mohammedanischen Eroberung das Anstandsgefühl keineswegs beleidigt haben (Lubbock, Vorgesch. Zeit, II. 262). Ähnliches geht aus den Gemälden und Bildhauerarbeiten der alten Ägypter hervor. Sogar der König trug dort vor versammeltem Volk außer einem großartigen Kopfschmuck nur einen Lendenschurz, den Schendot; die vornehmen Frauen waren in ein Gewand von durchsichtigen Stoffen gehüllt, das nur zur Verzierung, nicht zur Verdeckung diente, die weibliche Dienerschaft und die Tänzerinnen waren bis auf einen verzierten Lendengurt völlig nackt. Am längsten strahlten auch in Ägypten, wie z. T. in der Antike, in primitiver Nacktheit die Götter: Ammon-Ra wurde sogar mit demonstrativer Betonung des Geschlechtsteils dargestellt. In Japan ist es heute noch Sitte, daß Familien des Nachmittags Besuche beiderlei Geschlechts im Bade empfangen.

(Primitive Kleidung.)

Um die primitive Kleidung richtig aufzufassen, müssen wir, vorgreifend, den Körperschmuck mit in die Betrachtung hereinziehen. Bekanntlich gibt es drei Beweggründe, die den Menschen bestimmten, der ursprünglichen Nacktheit zu entsagen und Kleider anzulegen: das Schutzbedürfnis, die Lust sich zu schmücken und das Gefühl der Schamhaftigkeit oder Wohlanständigkeit.

Das Schamgefühl, oder richtiger gesagt: das Gefühl der Körperscham, ist dem primitiven Menschen vollkommen fremd, es ist (wie andernorts gezeigt werden wird) erst später entstanden und war nicht eine Ursache, sondern vielmehr eine Folge der Gewohnheit, Kleider zu tragen.

Von den beiden übrigen Motiven scheint nun nicht, wie man etwa denken sollte, das Schutzbedürfnis, sondern vorwiegend die Eitelkeit, sich zu schmücken, das ursprünglichere zu sein. Dafür

*) Vgl. darüber die trefflichen Bemerkungen Gust. Fritschs in der pol.-anthropol. Revue, I. 876, 1903 (Bekleidung und Sittlichkeit).

spricht, daß der Schmuck auf den untern Kulturstufen die Kleidung weit überwiegt. Der über alle Maßen eitle Naturmensch legt einen außerordentlichen Wert auf Körperschmuck und unterzieht sich, um geschmückt zu sein, den größten Unbequemlichkeiten und Qualen. Soweit es seine Mittel gestatten, sucht er den nackten Leib mit wildem Schmuck und Verzierungen zu überladen. Weit verbreitet finden wir die Bemalung und Tätowierung des Körpers, welch letztere oft Monate und Jahre qualvoller Arbeit erfordert; ferner fabelhafte Kopfputze, auf die auch völlig nackt gehende Völker einen ungemein hohen Wert legen — so z. B. die Neger, die vielfach ihre Haare mit einer Mischung von Fett, Ocker und Kuhmist in eine steife Maße verwandeln, die dann zu den bizarrsten Formen, etwa wie die Bäume im Versailler Gartenstil, zugeschnitten werden. Damit die Frisur, die mühsam hergestellt wird und deshalb auf Wochen und Monate halten muß, nicht leidet, unterziehen sie sich der erstaunlichen Unbequemlichkeit, den Kopf des Nachts auf einen hölzernen Schemel, das sog. Kopfbrett, zu legen und regungslos auf dem Rücken zu schlafen.

Die Eitelkeit des Naturmenschen schreckt vor keiner Art der Körperverstümmlung und -verunstaltung zurück, wenn diese für „schön" gehalten wird. Die Zähne werden zum Teil ausgeschlagen oder spitzgefeilt, wie Haifischzähne, oder schwarz lackiert, der Kopf wird platt gepreßt, die Ohren und Lippen werden durchlöchert und durch eingeschobene immer dickere Pflöcke ins riesenhafte vergrößert, ebenso wird die Nasenscheidewand durchbohrt und durch einen quer hindurchgesteckten Nasenpfeil oder einen Nasenring „verziert". Sogar bis in die zivilisierten und neuesten Zeiten hinein haben sich bei den Frauen diese barbarischen Körperverstümmlungen erhalten, wie der Schnürfuß der Chinesin und vor allem der Schnürleib der Europäerin zeigt, der das Becken und die Büste in aufdringlicher und roher Weise aus der natürlichen Linie herausdrückt und von allen Körperverunstaltungen gerade die am meisten gesundheitsschädliche ist.

Kommen wir nun zu dem eigentlichen Zierat, so finden wir die Naturmenschen überladen mit allem, was ihnen die Natur an Buntem, Farbigem, Glänzendem und Glitzerndem darbietet. Aus Federn wird künstlicher Kopfputz hergerichtet, Steine, Muscheln und Zähne werden zu Halsbändern aufgereiht, Lendenschnüre

und Gürtel, Lippen-, Ohr-, Arm-, Nasen-, Bein- und Fußringe*) werden oft in großer Zahl angelegt. So tragen die Weiber der Hottentotten Ringe aus Schaffellstreifen um die Beine und zwar oft bis zu hundert Stück, so daß sie kaum gehen können; die Weiber der Herero tragen zahlreiche eiserne Ringe an den Unterschenkeln und Armen und dazu einen ledernen Kopfschmuck, der bis zu 20 Pfund wiegt.

Daß die Naturvölker in warmen Ländern auch Kleider lediglich als Schmuck betrachten, geht daraus hervor, daß manche von ihnen wie z. B. die Altkariben zwar Kleider besitzen, aber doch für gewöhnlich nackt gehen und die Kleider nur bei Festlichkeiten als Putz anlegen; auch zeigen dies die Erfahrungen von Reisenden, die Wilden Kleidungsstücke zum Geschenk machten: so hängten die Bewohner von Botany-bay die ihnen von Philipp geschenkten roten Decken als Zierat an den Kopf. Ähnliches erfuhr Cook bezüglich eines Hemdes, das er bald als eine Art Turban wieder zu sehen bekam.

Allerdings gibt es auch auf den untersten Kulturstufen Stämme, deren Kleidung nicht zum Schmuck, sondern zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung bestimmt ist, so die Hyperboreer, die Eskimo. Aber in den warmen Ländern, die ja jedenfalls der ursprüngliche Aufenthaltsort der menschlichen Rasse sind, wird offenbar das Bedürfnis, sich zu schmücken, älter gewesen sein als das, Kleider zum Schutz zu tragen.

Gehen wir nun zu der Kleidung über, die anfänglich neben dem Schmuck auftauchte und erst später jenen mehr und mehr verdrängen sollte, so kommen auch hier wieder zunächst solche Stoffe zur Verwendung, die unmittelbar der Natur entnommen werden; so vor allem Felle, die man meist einfach um die Schultern

*) Die Geschichte des Ringes läßt erkennen, in welcher Richtung die Entwicklung sich bewegt: Bei den Naturvölkern finden wir den Ring an allen möglichen Körperteilen, es gibt Nasenringe, Lippenringe, Hals-, Arm-, Bein-, Finger- und Zehenringe. Von all diesen Ringarten haben sich in unsere Zeit nur noch der Ohr-, Arm- und Fingerring herübergerettet. Aber auch der Ohrring ist in den letzten Jahrzehnten bei den Männern vollständig, bei den gebildeten Frauen fast ganz verschwunden und beginnt uns nun ebenso barbarisch zu erscheinen, wie vorher der Nasenring. Der Armring wird nur noch von Frauen getragen, der Fingerring hält sich am zähesten, wird aber bei den Männern immer seltener.

wirft oder um die Hüften gürtet, dann Geflechte aus Gras, Blättern, Rinde, Bast und — als eine charakteristische Form der primitiven „Kleidung“ — Einreibungen mit Fett.

Das Fettkleid, das unserm Empfinden so fremd geworden ist, scheint von ganz besonders hohem Alter zu sein. „Das Schminken (sagt Ehrenberg) ist älter als die Bekleidung.“ Das Fett bildet eine ungemein leicht herzustellende Schicht, die den Körper gegen Kälte und Nässe, sowie auch vor Ungeziefer schützt, die Haut geschmeidig macht und doch in keiner Weise die Beweglichkeit behindert. Außerdem läßt sich das Einfetten sehr leicht mit der bei den Naturvölkern so sehr beliebten Körperbemalung verbinden, indem dem Fett Ocker, Ruß oder andere Farbstoffe beigemengt werden. Dieser Vorteile halber ist das Salben mit Fett oder Öl (in Südafrika wird auch Rizinusöl verwendet) bei den Naturvölkern weit über die Erde verbreitet und wurde sogar noch von den hochgestiegenen Hellenen geübt, wo das Baden und Salben (mit Olivenöl) bekanntlich zu den Pflichten der Gastfreundschaft gehörte. — Der Vorzug der Reinlichkeit dürfte allerdings diesem Fettüberzug meist nicht nachgerühmt werden. Die Galla z. B. salben ihren Leib mit Hammelfett, so daß sie einen unerträglichen Geruch ausströmen. Die Makololoinnen (sagt Livingstone) benutzen das Wasser sparsam; statt dessen reiben sie sich mit geschmolzener Butter ein. Diese hält zwar die Schmarotzer ab, gibt aber ihren Kleidern einen ranzigen Geruch. Die Hottentotten setzten ihrer Salbe Ruß oder Ocker zu; die Buschmänner, die eine ähnliche Salbe gebrauchen, haben das Wort: „Dreck wärmt“; ihre Haut ist oft ganz mit Krusten bedeckt.

II. Epoche: Kleider aus künstlichen Stoffen.

Eine zweite Epoche in der Geschichte der Kleidung beginnt mit der Erfindung künstlicher Kleiderstoffe. Zu diesen gehören zunächst das Leder, aus dem die nordamerikanischen Indianer ihre fast den ganzen Körper bedeckende Kleidung anfertigten, dann die künstlichen Stoffe, die aus dem Bast und der Rinde gewisser Bäume durch Mazeration und darauf folgendes Zurechtklopfen hergestellt werden: so die Tapa der Ozeanier, das Mbugu der Neger, die lintwât (woraus später Leinwand), das älteste Kleid der europäischen Arier, das aus Lindenbast gefertigt war.

Am meisten kennzeichnend für diese zweite Epoche sind aber Zeuge, die aus Pflanzenfasern (Baumwolle, Flachs usw.) mittels des Webstuhls kunstvoll gewoben werden. Gewobene Zeuge finden wir schon bei den meisten der höher gestiegenen Naturvölker, so bei den Ozeaniern, die ihre Webereien aus Baststreifen verfertigen, also weben ohne zu spinnen, und bei den Afrikanern. Seine epochemachende Wirkung in der Geschichte entfaltet aber der Webstuhl erst bei den Völkern, die auf der Stufe der ältern Zivilisation angelangt sind, und bei denen wir Kleider aus gewobenen Zeugen in allgemeiner Verbreitung antreffen. Die langen anliegenden Röcke der Assyrer, die Schurzkleidung der Inder und Ägypter, die Hosentracht der Perser und Meder und schließlich die faltenreichen Gewänder der Griechen und Römer sind zu bekannt, als daß wir sie weiter beschreiben brauchten.

Die charakteristischen Eigenschaften dieser Trachten des Altertums werden am besten in die Augen springen, wenn wir sie jetzt mit der Kleidung der dritten und letzten Epoche in Vergleichung bringen.

III. Epoche: Modetracht.

Die dritte Epoche läßt sich weder der Art nach, noch in der Zeit von der vorhergehenden scharf absondern. Es war ein langsamer Übergang, der die antike Kleidung in die moderne übergeführt hat. Und in der Tat, wenn man einen Germanen oder einen Römer aus der ersten Kaiserzeit neben einen modern gekleideten Menschen stellt, wird man begreifen, daß der Weg, der diese Extreme verband, lang gewesen sein muß.

Vergleichen wir nun die beiden Trachten miteinander, so finden wir, daß die moderne Kleidung sich von der antiken hauptsächlich durch folgende vier Punkte unterscheidet:

1. durch ihre Kompliziertheit,
2. durch ihre Enge, die durch den „Kleiderschnitt“ bewirkt wird,
3. durch die Erscheinung der „Mode“, der sie unterworfen ist und die den Alten fremd war, und
4. durch ihre alle zivilisierten Völker umfassende Universalität.

1. Suchen wir zuerst zu ermitteln, auf welchem Wege die Kompliziertheit der modernen Kleidung zustande kam.

Die Kleidung der Alten bestand aus einem Leibrock (Chiton, Tunica), der zugleich Rock und Hemd war, dazu kam ein Mantel (Himation, Toga), der einfach umgeworfen, noch nicht „angezogen“ wurde, und ein Paar Sandalen. Das war alles. Hose, Strumpf, Hemd, Hut usw. waren für unsere abgehärteten Kulturahnen teils unbekannte, teils ganz überflüssige Dinge.

Zu diesen wenigen Teilen, aus denen die antike Tracht sich zusammensetzte, wurden nun im Verlauf der Jahrhunderte bis auf unsere Zeit Schritt für Schritt immer neue Kleidungsstücke hinzugefügt; und zwar zuerst die Hose, die übrigens nicht, wie oft geglaubt wird, von den Germanen auf die Römer, sondern umgekehrt von diesen auf die Germanen überging. Die Römer lernten die Beinkleider bei den Galliern (Gallia braccata), bei den Daziern, Pannoniern, Sarmaten usw. kennen (v. Falke, Kostümgesch. 110, 129). Die Germanen überkamen dann das für ihr nördliches Klima sehr geeignete Kleidungsstück teils von den Römern, in deren Heeren sie dienten, teils von den Galliern, die als Vermittler römischer Kultur bei der Einführung der Hose wohl einen maßgebenden Einfluß ausübten. Übrigens bestand die Hose ursprünglich aus zwei nicht zusammenhängenden Röhren, Beinlingen, über denen die Riemen der Schuhe befestigt waren. Noch Karl d. Gr. trug solche Beinlinge. — Zu der Hose trat erst später das Hemd hinzu, das sich anfänglich und lange Zeit hindurch nur bei den Reichen Eingang verschaffte — noch im XIII. Jahrhundert fiel ein Besitzer von zwei Hemden wegen seines Reichtums an Untergewand auf — und durch das Mittelalter beim gemeinen Mann unbekannt blieb. — Kopfbedeckung wurde während des ersten christlichen Jahrtausends bei den Germanen wie bei den andern Völkern nur ausnahmsweise getragen; sie erschien zunächst in Form von Reifen, Kränzen, Diademen (Schapel), und erst im XII. und XIII. Jahrhundert kam der Hut zu allgemeiner Bedeutung.

Hose, Hemd und Hut waren die Kleidungsstücke, die neu zu der antiken Tracht hinzutreten mußten, um die moderne Kleidung zu schaffen. Allerdings vermehrte sich die Zahl der Kleidungsstücke auch nachher noch weiter, aber diese Vermehrung geschah

hauptsächlich teils durch Verdopplung (Unterkleidung), teils durch Zerlegung der alten Teile (z. B. der Strumpfhose in Hose und Strumpf, des Hemdes) und führte so endlich zu unserer jetzigen Tracht, deren viele Pfund schwere Last und deren Zusammengesetztheit aus etwa einem Dutzend einzelner Stücke wohl einen Tacitus, der die Einfachheit unserer Vorfahren gegenüber der Verweichlichung der Römer so beredt gepriesen hatte, in Erstaunen setzen müßte.*)

2. Der neuere Kleidungsschnitt. Ursprünglich wurden die Zeugstücke noch ganz nach Art der Tierfelle einfach umgehängt, oder übergezogen, aber nicht „angezogen"; der Poncho der Amerikaner, der Leibrock und die Toga der Alten waren solche umgelegte Kleider, über die die antike Kultur nicht hinausgekommen ist. Kleider zum Anziehen sind eine neuere Errungenschaft, die folgendermaßen Schritt für Schritt ins Leben trat:

I. Schon vom XI. Jahrhundert schreibt sich die Neigung her, die vorher faltigen Kleider zu verengern, um die Formen hervortreten zu lassen; namentlich ging diese Bewegung von modischen Damen aus, die um Busen und Hüften die Kleidung anliegend trugen, oder wie man sagte, „heimelich" anzulegen wußten.

II. Im XII. und XIII. Jahrhundert wurden die Kleider zu beiden Seiten unter den Achseln aufgeschnitten und durch Schnüre zusammengezogen, so daß bei den Frauen am Busen und Becken die Kleidung nun eng anliegt. Bereits Wolfram von Eschenbach († 1220) kennt die Ameisentaille (Falke a. a. O. 159).

III. Der dritte und endgültige Schritt in diesen Verengerungsbestrebungen wurde im XIV. Jahrhundert gemacht: man schnitt die Kleider vorne auf und verschloß sie dann durch Knöpfe. Von da ab werden die Kleider nicht mehr, wie früher, umgehängt oder über den Kopf gezogen, sondern sie werden „angezogen", und damit wird erst der neue Kleiderschnitt und die moderne Kleidung geboren; erst jetzt tritt die eigentliche Schneiderkunst

*) Wie die Alten über unsere Kleidung urteilen würden, läßt sich z. B. aus einer Stelle der Kyrupädie des Xenophon (VIII. 8, 17) erraten, wo es heißt, daß einer der Gründe des Verfalls des Perserreichs der verweichlichende Luxus gewesen sei, der so weit ging, daß „es im Winter den Persern nicht genügt, Kopf, Leib und Füsse zu bedecken, sondern daß sie auch an den äußersten Teilen der Arme Pelz- und Fingerhandschuh tragen".

ins Leben, und die bescheidene Erfindung, die diese Umwälzung ermöglicht hat, war — der Knopf.

3. Mode. Eine dritte charakteristische Erscheinung der letzten Epoche ist der immer rascher werdende Wechsel der Tracht, die Mode, die den Naturvölkern und noch den Griechen und Römern gänzlich unbekannt war. Bis dahin hatte sich überall bei den einzelnen Völkern eine durch Klima, Landesprodukte und Volkssitte bestimmte Tracht ausgebildet, die dann ein für allemal, wenigstens durch Jahrhunderte hindurch stabil blieb und von den ältesten Zeiten an ohne wesentliche Änderung beibehalten wurde.

Diese Periode, in der die Tracht für jedes Volk charakteristisch war, kann man deshalb auch die Periode der Nationaltracht nennen; sie besteht heute noch vielfach im Orient, bei den Chinesen usw. und dauerte in Europa ungefähr bis zum Untergang des römischen Reiches. Von da ab setzt langsam die Mode ein; erst ganz allmählich nur von Jahrhundert zu Jahrhundert sich ändernd, nimmt sie, besonders seit dem XIV. Jahrhundert, ein immer schneller werdendes, schließlich rasendes Tempo an, so daß sie, in unserer Zeit, von Jahr zu Jahr, in manchen Kreisen fast von Monat zu Monat wechselt. Weder der Schönheit, noch der Nützlichkeit dienend, ergießt sich dieser herdenmäßige Uniformierungszwang, ohne auf die Verschiedenheiten der Individualität oder des Klimas Rücksicht zu nehmen, über fast alle Länder der Erde in der gleichen Weise.

Die Hauptursache des merkwürdigen Phänomens liegt bekanntlich in dem plutokratischen Aufbau unserer Gesellschaft. Die besitzenden Klassen sehen es ungern, wenn die niederern ihnen in der äußern Erscheinung gleichkommen. Um dies zu verhüten, gibt es, nachdem die im Mittelalter beliebten Kleiderordnungen unzeitgemäß geworden sind, zwei Mittel: Man trägt Stoffe, Kleinode, Juwelen u. dgl., die so kostbar sind, daß sie für die weniger bemittelten unerschwinglich werden. Diese Art, sich äußerlich auszuzeichnen, kann aber fast nur bei festlichen Gelegenheiten, im Theater usw. zur Verwendung kommen, weil ein solcher Aufputz im gewöhnlichen Leben als zu barbarisch empfunden würde. Man greift deshalb zu dem andern, raffiniertern Mittel; man wechselt so schnell die Tracht, daß die weniger be-

mittelten, die einen Rock erst „abtragen“, bevor sie sich einen neuen anschaffen, nicht nachkommen können, sondern im Hintertreffen bleiben müssen. Kaum aber haben sich die Vertreter oder Vertreterinnen der höchsten Besitzklasse eine neue Tracht angeeignet, so erscheinen auch schon bald die Angehörigen der zweitnächsten Klasse mit dem neuen Prunkstück und zwingen nun jene, sich schleunigst mit einer neuen Mode zu versehen — und das Spiel beginnt von neuem. Die Mode ist also der Ausdruck des Wettlaufs, den hauptsächlich die Frauen, aber auch die Männer unter sich veranstalten, um möglichst wohlhabend und „gutsituiert“ zu erscheinen. Erreicht wird dieses Ziel nicht durch die Zweckmäßigkeit und Schönheit der Kleidung, die individuellen Geschmack erfordern würden, sondern ausschließlich durch die Neuheit, die Geld kostet, — was ganz folgerichtig ist.

4. Neben und parallel der Mode, die ja die alte Volkstracht zum Verschwinden gebracht hat, entwickelte sich als eine vierte Eigentümlichkeit unserer Epoche:

die Universalität der Kleidung,

die schon im XII. und XIII. Jahrhundert die Völker fast der gesamten Christenheit umfaßte und heute Japanern und Engländern, Norwegern und Italienern dieselbe Uniform aufgedrängt hat.

Diese Universalität der Kleidung ist der Ausdruck für die Tatsache, daß alle diese Nationen in unserer Zeit dieselbe Stufe der Zivilisation erstiegen haben, daß ihre Kultur — zum größten Teil durch Übertragung und Austausch der Kulturgüter, durch den Weltverkehr — einheitlich, uniform geworden ist.

Schlußbetrachtung.

Denn auch in der Kleidung liegt ein „tiefer Sinn“ verborgen. Wenn die Kleider vielleicht Leute, aber keine Menschen machen, so machen doch umgekehrt die Menschen ihre Kleider, und wie in seinen Göttern, wie im größten und im kleinsten, so malet sich der Mensch auch in seinen Kleidern. Überblicken wir vom Gesichtspunkt dieses Gedankens aus die Phasen der Kleidung, so werden wir überall dessen Wahrheit bestätigt finden:

Die erste Epoche, die Epoche der Naturaltracht (auch Tropentracht könnte man sie nennen) zeigt den Menschen noch ganz nahe dem Naturzustand. Aber neben der wenig verhüllten

Nacktheit spiegelt der wilde Schmuck, mit dem er sich überladet, schon eine der bedeutungsvollsten und am meisten sozialen menschlichen Leidenschaften, seine unvergleichliche Eitelkeit, die allerdings durch keine Verfeinerung des Geschmacks noch geläutert ist.

In der zweiten Epoche, die man kurz als die der Nationaltracht bezeichnen kann, ist die Kultur aus der Tropenzone in die gemäßigte gewandert und hat in den alten Zivilisationen schon eine bedeutende Höhe erreicht. Die glückliche Mischung von Natur und Kultur verkörpert sich in der edeln Einfachheit der antiken Kleidung, die der Naturtracht noch ganz nahe steht, aber schon den barbarisch gleißenden Schmuck abgelegt hat.

In der dritten Epoche, die zur Modetracht führt, bringt mehr und mehr der Norden seinen Einfluß zur Geltung. — Die byzantinische Kleidung (die sich übrigens bis auf unsere Tage in den Meßgewändern der katholischen Kirche erhalten hat) ist gekennzeichnet durch die faltenlose Steifheit; alles Nackte ist aus Fleischesabscheu verpönt, sogar die Körperform wird möglichst verhüllt. In diesen mit Stickereien verzierten Schildkrötenkleidern verbarg sich aber auch jene Gesinnung, durch die die Byzantiner sprichwörtlich geworden sind. — Im Zeitalter der Minneritter, im XII. und XIII. Jahrhundert, als man den ästhetischen Reiz der Liebe, oder wie man sagen könnte, als man die Frau entdeckte und in ihr das höchste Ideal verehrte, war das Kostüm der Ritter ausgesprochen weibisch: glattes Gesicht, langer Rock, langes Haar. — Das XIV. und XV. Jahrhundert war eine Zeit des schroffsten Übergangs: die Kultur beginnt aus den Burgen in die Städte umzuziehen. Der mit jedem Übergang verbundene Verfall und die bei jähen Übergängen unvermeidliche Unordnung, die sich im Faustrecht, in den ewigen Fehden äußerte, wozu noch das Wüten der Pest hinzukam, all das spiegelt sich in jenen närrischen Trachten, die als Schnabel-, Schellentracht usw. bekannt sind. Gerade in dieser Zeit setzt auch die Mode ein. — Mit der Reformation war diese Übergangszeit überwunden, eine neue Tracht, die Ernst und Würde ausspricht, tritt auf, neben der aber bald der 30 jährige Krieg die abenteuerlichen Figuren eines rohen Soldatentums aufsprießen läßt. — Im XVII. und XVIII. Jahrhundert, der Zeit, wo die französische

Tracht herrschte, war eine unnütz gewordene Adelskaste tonangebend, und gerade so hohl wie die Kaste, war ihre Tracht, die mit ungeheuren Perücken, Reifröcken und Stöckelschuhen dem ausgebeuteten Volk zu imponieren suchte. — Als dann dieses Volk sich seiner Peiniger entledigte, bließ auch der Sturmwind der Revolution all den hohlen Plunder hinweg, und flugs tauchte eine neue, die heutige Tracht auf, die — mit Zylinder, Frack und Pantalons — charakteristischer Weise aus dem Lande Amerika stammt. Diese steife und verweichlichende Tracht, die rastlos von der Peitsche der Mode hin und her gejagt wird, spiegelt den kaufmännischen Geist einer Plutokratie wieder, die den Wert der Person mit dem Besitz mißt und diesen Wertmesser in ihrem Kostüm so vordringlich zum Ausdruck bringt (vgl. S. 124), daß der Sinn für Schönheit, Zweckmäßigkeit, Bequemheit, Individualität in dieser Gewandung fast gar nicht zum Wort kommen kann.

So sehen wir immer mit dem neuen Menschen ein neues Kleid entstehen. Gerade der Umstand, daß die Tracht dem innern Menschen einen sinnenfälligen Ausdruck verleiht, macht die Kostümkunde zu einem wichtigern Zweig der Kulturwissenschaft, als sie es ohne diese tiefere Bedeutung zu sein beanspruchen könnte. Und in diesem Sinn predigt auch die Entwicklungsgeschichte der Tracht den ewigen Wechsel, dem alles unterliegt: die Kleider ändern sich, und wir ändern uns in ihnen, könnte man sagen. Ebenso verschieden wie die Tracht unserer Altvordern, z. B. jener Zimbern, die auf mächtigen Schilden in rasender Schlittenfahrt im Schneetreiben ihre in Nacktheit leuchtenden gewaltigen Körper jauchzend vor Lust die Abhänge der Alpen nach Italien zu hinabgleiten ließen — ebenso verschieden, wie das adamitische Kostüm dieser Vorfahren von unserer ehrbaren und komplizierten Kleidung, war auch ihr Sinnen und Trachten von dem unsrigen. Diese außerordentliche Wandelbarkeit des Menschen, seine unvergleichliche Veränderungs- und Anpassungsfähigkeit muß uns mit der frohen Hoffnung erfüllen, daß unsere Nachkommen sich einst, unter anderm, auch einer edlern und vernunftgemäßern Tracht erfreuen werden, als es im XX. Jahrhundert der Fall war. Eine vernünftige Tracht müßte, wenn sie dem modern empfindenden Menschen auf den Leib passen sollte,

vor allen Dingen (im höchsten Sinn des Wortes) individuell sein — individuell sein dürfen! — Doch erst eine neue Gesellschaft wird die neue Kleidung tragen, eine Gesellschaft freier Individuen. Solange diese nicht da ist, solange der alte Klassen- und Herdenzwang herrscht, wird „das Eigenkleid" eine Unmöglichkeit und alles Kritisieren und Reformieren wird verlorene Mühe sein.

Fassen wir zusammen, so ließen sich in der Entwicklungsgeschichte der Kleidung folgende drei Phasen erkennen:

I. Naturaltracht (auch Tropentracht), charakterisiert durch Nacktheit, Körperbemalung, Tätowierung, Schmuck, Körperverstümmlungen; ferner durch die Verwendung natürlicher Kleiderstoffe: Felle, Bast, Blätter, Gras und — Fett. — Umfaßt die meisten niederen Naturvölker.

II. Nationaltracht (subtropische Tracht), gekennzeichnet durch die Verwendung künstlich hergestellter, namentlich gewobener Kleiderstoffe, und ferner durch die Einfachheit und Stabilität der Kleidung. — Umfaßt die höher stehenden Naturvölker und besonders die zivilisierten Nationen des Altertums. Aus ihr geht allmählich hervor:

III. Die Modetracht (nördliche Tracht), charakterisiert durch ihre Kompliziertheit, durch den ihr eigenen „Kleiderschnitt", durch ihren steten Wechsel (Mode) und ihre Universalität. — Umfaßt den gesamten Völkerkreis der modernen Zivilisation.

IV. Kapitel.

Entwicklungsgeschichte der Wohnung.

I. (Primitive Obdachlosigkeit.) Auch bezüglich des Wohnens finden wir den Urzustand noch bei manchen Völkerschaften; wie es kleiderlose Völker gibt, so gibt es auch wohnungslose, obdachlose. Die Berg-Wedda z. B. haben keine Wohnungen, sie übernachten gewöhnlich unter einem Baum, „dem ältesten Herbergs-

vater der Menschheit", bei Gefahr schlagen sie, nach Sarasin (S. 379) ihr Nachtquartier auch auf Bäumen auf, während der Regenzeit hausen sie in Felsenhöhlen. Auch die Neusüdwales-Insulaner bewohnen die in ihrem Lande häufig vorkommenden Felsenhöhlen, vor jeder bewohnten Höhle wird stets ein Feuer unterhalten. Die Tasmanier zogen sich des Nachts in Baumhöhlen zurück. Ebenso besitzen die Buschmänner keine künstlichen Behausungen, sie kampieren im Freien, nur hie und da fertigen sie einen Windschirm aus Zweigen an, seltener rammen sie einige Pfähle ein, die sie mit Moos und Gesträuch etwas verkleiden. Der Windschirm dient meist mehr zum Schutze des Feuers als der Lagernden.

II. (Hütte.) Der Anfang künstlicher Wohnungen sind Erdhöhlen und besonders Hütten, die zunächst aus dem Windschirm hervorgegangen zu sein scheinen. So ist die Hütte der Feuerländer nur ein etwas vervollständigter Windschirm, der die Gestalt einer Haube angenommen hat und seine Öffnung dem Feuer zuwendet. In den fruchtbarern Strichen Australiens besitzen die Eingeborenen Hütten, die so klein und nieder sind, daß nur zwei bis drei Personen „wie Igel zusammengerollt" oder zur gegenseitigen Erwärmung sich im Schlaf umschlungen haltend darin liegen können. Andere Australier wohnen in künstlich hergestellten Erdhöhlen, oder sie flechten bienenkorbförmige Hütten aus Zweigen, die dann mit Rasen und Erde bedeckt werden. Doch bauen einige australische Stämme, wie z. B. die am Darlingfluß, große Hütten, die bis zu 30 Personen fassen.

Die Wohnung der Hirten ist das Zelt, das aus einem Holzgerüst besteht und mit Fellen, Häuten, Filz usw. überdeckt ist. Die Zelte sind so eingerichtet, daß sie mit großer Leichtigkeit jederzeit abgebrochen, weiter transportiert und wieder aufgerichtet werden können. In den Zelten der Mongolen und Kirgisen haben oft 20 und mehr Menschen Platz.

Die Hütten der niedern Ackerbauer sind schon etwas mehr auf Dauer gebaut. Doch findet sich auch hier noch viel verbreitet der alte nomadenhafte Zug: so bei den meisten Indianern, ja sogar bei den Negern werden die Hütten meist nach zwei bis drei Jahren verlassen, wo dann alles rasch wegfault. Die wahre Seßhaftigkeit entsteht erst mit der Stadt.

Die Indianerhütten sind meist sehr einfacher Art: das bekannte Wigwam bestand aus Stangen, die im Kreise aufgestellt und oben zusammengebogen und bei einigen Stämmen wie den Algonkin mit Baumrinde, bei andern, wie den Sioux, mit Büffelhäuten bedeckt waren.

Die Negerhütte ist meist ein Bienenkorb mit Spitzdach, die Wand wird zusammengesetzt aus zwei Parallelreihen von Stöcken, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt sind; die Hütten mancher Stämme, wie z. B. bei den Mandingos haben auch Steinmauern. Das Dach ist von Stroh, Rohr, Bambus oder Blättern. Die Wohnung hat weder Fenster, noch eine Öffnung für den Rauch, der sich seinen Weg durch die niedere Türe suchen muß.

III. (Haus.) Mit steigender Kultur wird die Hütte mehr und mehr vom Haus verdrängt; doch finden sich Häuser — Holzhäuser — schon auf niederer Kulturstufe. So bauten z. B. die Bewohner Nordamerikas, statt vieler kleinen Hütten, aus mächtigen Baumstämmen große Blockhäuser, in denen eine ganze Anzahl von Familien beisammen wohnten. Die aus Balkenwerk gebauten und mit Rinde bedeckten Häuser der Irokesen waren bis zu 500 Fuß lang. — Das frühe Vorkommen großer Häuser ist wohl aufzufassen als Ausdruck des solidarischen und kommunistischen Geistes, der vielfach die Naturvölker beseelt.

Auch die, übrigens kleinern Wohnungen der Ozeanier, die aus Balkenwerk gebaut, mit künstlich geschnitzten Bretterwänden und Mattenvorhängen versehen sind und oft mehrere Abteile enthalten, verdienen zum Teil schon die Bezeichnung des Hauses.

Das Holzhaus war auch charakteristisch für die ältere Kultur der Arier. Die Germanen bauten nach Weinhold nur von Holz — daher die Verwandtschaft der Wörter Bauen und Baum; die Wohnungen waren aus unbearbeiteten, ungefügen Holzstämmen ausgeführt. Im Winter waren Erdhöhlen beliebt, die oben mit Dünger bedeckt waren (sog. tunc). In diesen Erdwohnungen, die ein mehr geschützter als anmutiger Aufenthalt gewesen sein müssen, befanden sich gewöhnlich auch die Frauen; auch wurden diese Gruben als Weberwerkstätten benützt. — Das Holzhaus hielt sich noch lange, als die mittelalterliche Baukunst schon hoch entwickelt war, selbst in den Städten. „Zu derselben Zeit, wo die Schlösser der Fürsten und des Adels finstere, eng und winklig

gebaute, aufs dürftigste ausgestattete Kastelle waren, wo ferner die bürgerlichen Häuser selbst der größten und reichsten Städte fast durchgehends aus Holz oder Fachwerk erbaut und mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren, errichtete man die großen romanischen und gotischen Dome .... Wie eine winzige zerbrechliche Spielware lagerten zu Füßen der gewaltigen Dome die Häuser einer mittelalterlichen Stadt" (von Eicken, Mittelalter 536). Nach der Gebäudestatistik hatten noch 1816 nicht ganz 10 Prozent aller Gebäude in Preußen massive Ringwände, und $^2/_3$ aller Gebäude waren noch mit Stroh oder Rohr gedeckt. — Die Holzwohnungen gaben Veranlassung zu den zahlreichen Feuersbrünsten, die im Mittelalter wüteten und nebst Fehden, Seuchen, Hungers- und Wassernöten die Bevölkerung in Angst hielten. In Schlesien z. B. brannte, nach Henne am Rhyn, zwischen 1440 und 1526 durchschnittlich jedes zweite Jahr eine Stadt ganz oder großenteils ab; fast alle Städte loderten mehrere Male in einem Jahrhundert in Flammen auf. (Kulturgesch. d. deutschen Volkes, I. 316).

(Steinhaus). Erst mit der Verwendung des Steins beginnt die eigentliche Baukunst. Ihre Vorläufer findet man in Europa in den sog. Riesenkammern, Dolmen, Menhirs und andern primitiven Steinbauwerken der vorgeschichtlichen Zeit. Als Baumaterial gebrauchte man: in steinarmen Ländern zuerst ungebrannte, an der Sonne getrocknete, später gebrannte Backsteine (aus denen z. B. die Assyrer, Babylonier ihre gewaltigen Städte erbauten); in gebirgigen Gegenden erst unbehauene und roh zusammengefügte (Cyklopische Mauern), dann zugehauene Bruchsteine. Neben den Wohnhäusern entstehen schon früh andere kunstvolle Gebäude, Tempel, Grabdenkmale, Aquädukte, Amphitheater, Befestigungswerke, Türme, Dämme gegen Überschwemmungen usw.

Schwierigkeiten machte anfänglich die Aufrichtung der Steine zu senkrechten Wänden — daher die Neigung zum Pyramidenbau — und besonders die obere Deckung. Um die letztere Aufgabe zu lösen, legte man die Steine immer einen über den andern etwas hervorspringend übereinander (sog. unechte Gewölbe), wie es z. B. die alten Mexikaner machten, oder man stellte die Decke aus riesigen Steinplatten her, wie in Ägypten, wo hierzu das richtige Material vorhanden war, oder man blieb bei der alten Deckung durch Balkenwerk. Die richtige Lösung des Problems bot die Er-

findung des Gewölbes, das zwar schon von den Assyrern und Ägyptern, auch den Inka (ja sogar von den Eskimo!) gekannt war, aber wenig in Anwendung kam, bis es sich bei den Römern (denen es vermutlich von den Etruskern übermittelt worden ist) allgemein verbreitete und eine neue Periode der Baukunst einleitete.

Die weitern Schicksale des Hauses, seine verschiedenen Arten, die Entwicklung der Baustile usw. werden uns hier als zur Geschichte der Baukunst gehörend nicht weiter beschäftigen. Nur eine soziologisch sehr wichtige Veränderung, die sich seit dem Aufkommen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung überall in den größern Städten vor unsern Augen vollzieht, sei noch kurz notiert, es ist der Übergang des kleinern Familienhauses in das vielstöckige Miethaus. Die Bedeutung dieser Tatsache kann erst an späterer Stelle besprochen werden; hier dagegen mögen noch einige Bemerkungen Platz finden über die Geschichte des Zusammenwohnens, über die Siedelungsweise, deren wichtigste Arten das Dorf und die Stadt sind.

(Dorf und Stadt.) Häuser fanden wir neben Hütten schon auf niedern Kulturstufen, die Stadt aber entwickelt sich aus dem Dorf erst mit der Zivilisation oder bei solchen Völkern, sog. Halbzivilisierten, die bereits in den Vorhallen der Zivilisation angelangt sind.

Die Siedelungen der einfachen Naturvölker sind ausnahmslos Dörfer, die häufig zugleich als kleine Festungen dienen. Man umgibt sie zum Schutz gegen den Feind mit Palisaden, Erdwällen und Gräben oder errichtet sie auf Berggipfeln, auf dem Wasser (Pfahlbauten), selbst auf Bäumen. Auf Hawaii hatte man sogar besondere Festungen auf Bergspitzen gebaut, die durch 18' hohe und 20' dicke Lavamauern geschützt waren und bei drohender Kriegsgefahr der Bevölkerung als Zufluchtsort dienten.

Je mehr wir uns der Kulturstufe der Zivilisation nähern, um so mehr vergrößern sich einzelne Dörfer, und schon in manchen Königreichen der Neger treffen wir auf Städte. So hatte der König Mtesa in Uganda zwei Hauptstädte, die er abwechselnd bezog. Die Hauptstadt von Bornu, Kukaua, hatte 14' dicke Mauern, sieben Tore, 60000 Einwohner und andere Städte in Bornu zählten 10—30000 Einwohner. Die Einwohnerzahl von Benin, das mit einem 20' breiten und tiefen Graben umgeben ist, soll sich auf

80000 belaufen, die von Timbuktu auf 40000, worunter 10000 Fremde usw. Die Zahlen beruhen allerdings nur auf Schätzung, nicht auf Zählung. Alle Negerstädte sind Handelsplätze. Auf der Unterstufe der Zivilisation dagegen, bei den alten Mexikanern, Peruanern, in China, Indien, bei den verschiedenen Völkern des Altertums treffen wir bekanntlich überall größere Städte, die nicht mehr bloße Handelsplätze sind, sondern die führende Stellung einnehmen, die für die Zivilisation kennzeichnend ist.

Über die Entstehung der Städte hat man sich viele Gedanken gemacht. Klar ist jedenfalls, daß eine so große Ansammlung von Menschen, wie sie die Stadt vor dem Dorf auszeichnet, nur dann existenzfähig sein kann, wenn die Arbeitsteilung einen gewissen Grad erreicht hat; denn Ackerbauer und Viehzüchter können sich nicht in großer Anzahl auf einen Punkt konzentrieren, weil sie sonst vom Ort ihrer Tätigkeit zu entfernt wohnen müßten. Die Stadt entsteht also als Konzentrationspunkt der spezialisierten Arbeitskräfte, nämlich der Handwerker und Kaufleute, wodurch sie zum Handelsplatz, zum Markt und zum Sitz des Reichtums wird; — des Kriegerstandes, der sie zur Festung macht, welche bei feindlichen Überfällen dem ganzen Land zum Schutz- und Stützpunkt wird, — der Priester und Gelehrten, die dem Ort der großen Tempel, der nationalen Heiligtümer und der Opferfestlichkeiten den Charakter des religiösen Mittelpunktes verleihen; — schließlich des Herrschers und der obersten Behörden, wodurch die Stadt politisches Zentrum wird. Je nach der Örtlichkeit, den Umständen und Zeitverhältnissen tritt natürlich bald der Charakter der Festung oder der Residenz, des Marktes, der Genuß- und Luxusstadt usw. mehr in den Vordergrund. Die Stadt entsteht also mit der Arbeitsteilung und entwickelt sich mit dieser ganz parallel; je mehr die Arbeitsteilung zunimmt, um so zahlreicher und größer werden die Städte.

Aber wie die Stadt der Ausdruck und die Folge der Arbeitsteilung ist, so wird nun auch diese wieder durch die Stadt zu höhern Formen ausgebildet, und der Gegensatz zwischen Stadt und Land wird immer mehr verschärft.

Dieser Gegensatz beruht demnach auf der Verschiedenartigkeit der Funktion: Das Dorf bleibt bei der ältesten Beschäftigung der Menschheit, der Produktion der Nahrungsmittel, stehen, die

Stadt wird der Sammelpunkt der spezialisierten Arbeitskräfte, auf deren Tätigkeit alle höhere Kultur beruht. Und tatsächlich gehen von da ab auch alle Bewegungen der Kultur, alle Erfindungen und Fortschritte — mögen sie nun Technik, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Religion, sogar die Landwirtschaft selbst oder auch nur die Kleidertracht betreffen — von der Stadt aus; das Land bleibt ewig konservativ und rückständig und ist auch in modernen Großstaaten im wesentlichen kaum über einen Kulturzustand hinausgekommen, wie er für die ackerbauenden Naturvölker charakteristisch ist.*) Auf der andern Seite sorgt aber, gerade durch seine Schwerbeweglichkeit das Land dafür, daß die Entwicklung nicht zu rasch und stürmisch vor sich geht, sondern sich in einem gemäßigten Tempo hält, wie es für den wahren Fortschritt günstig und notwendig ist. Denn die Kultur ist ein zartes Gebilde: sobald sie auf ihrem wirksamen Wege in die Höhe zur Eile getrieben wird, bricht sie zusammen oder fällt zurück.

Die vorstehende flüchtige Skizze läßt uns also als Phasen in der Geschichte der Wohnung erkennen:

I. Primitive Obdachlosigkeit; Kampieren im Freien unter Bäumen, in Felsenhöhlen, Erdgruben, im Schutz von Windschirmen und daraus hervorgegangenen einfachen Reisiglauben.

II. Hütte (auch Zelte und größere Blockhäuser). (Dorf.)

III. Haus. (Stadt.)

a) Holzhaus, b) Steinhaus.

1. Familienhaus,
2. Miethaus.

*) Wie stabil das Land gegenüber der immer in Veränderung begriffenen Stadt ist, illustriert sehr schön das berühmte Werk von Meitzen: „Siedelung“. „In jedem Dorf (sagt Meitzen) wandeln wir gewissermaßen in den Ruinen der Vorzeit, und zwar in Ruinen, die an Alter die romantischen Trümmer der mittelalterlichen Burgen und Stadtmauern weit hinter sich lassen. Bei jedem Schritt, überall in Hof und Feld, können wir Spuren der ältesten Anlage begegnen, und das Kartenbild der Besitzungen ist eine eigenartige Schrift, die uns Ideen und Zwecke der Begründer wie in Hieroglyphen lesbar übermittelt“. — Diese Hieroglyphen entziffert zu haben, ist das große Verdienst Meitzens.

III.

Entwicklungsgeschichte der Arbeit.

„Viel Gewaltiges gibt es, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch.“ — Dem stolzen Hochgefühl, das sich in dem schönen Wort des hellenischen Dichters offenbart, hat die moderne Wissenschaft einen kleinen Tropfen Bescheidenheit beigemischt: Nicht seiner individuellen Kraft verdankt eigentlich der Mensch die Gewaltigkeit, die Überlegenheit über das Tier, die Macht über die Natur; sondern in weit höherem Maße der Zusammenfügbarkeit mit seinesgleichen, dem einheitlichen Zusammenwirken der Vielen, die sich als Elementargebilde in einen Organismus höherer Ordnung eingliedern und so ein immer unwiderstehlicher werdendes, schließlich die ganze Erde umspannendes System ineinander spielender Kräfte darstellen.

Dieser Gedanke, den wir andernorts*) als die Grundwahrheit der Soziologie bezeichneten, wird sich uns ganz besonders aufdrängen, wenn wir jetzt die Entwicklungsgeschichte der Arbeit an unsern Augen vorüberziehen lassen. Die menschliche Arbeit erhält ihre unvergleichliche Kraft so sehr durch das Zusammenwirken der einzelnen, durch „Vergesellschaftung“, daß man sagen muß: die Geschichte der Arbeit ist die Geschichte ihrer immer intensiver werdenden und auf immer weitere Kreise sich ausdehnenden Vergesellschaftung.

Durch Vergesellschaftung werden Arbeiten überwältigt, an die der einzelne nicht im entferntesten sich heranwagen könnte. Und zwar gibt es zwei Arten des Zusammenwirkens, je nachdem es sich nämlich um Aufgaben handelt, die für den einzelnen entweder zu *schwer* oder zu *schwierig* sind:

1. Ist die Arbeit zu schwer, so geschieht das Zusammenwirken nach dem Prinzip der K o o p e r a t i o n, d. h. durch die Verbindung mehrerer, die alle dieselbe oder ähnliche Tätigkeiten verrichten, so z. B. wenn mehrere einen Baumstamm wälzen, den der einzelne nicht vom Platz bringt.

---

*) Einführung in die Gesellschaftslehre S. 38.

2. Ist die Arbeit zu schwierig, so tritt ein anderes Verbindungsprinzip in Kraft: die Arbeitsteilung, auch Spezialisation oder am besten mit einem naturwissenschaftlichen Ausdruck Differentiation genannt, die darin besteht, daß verschiedene Individuen dauernd, berufsmäßig — d. h. mehr oder weniger ausschließlich — sich verschiedenen Arbeiten widmen (z. B. dem Kahnbau, der Schuhmacherei, dem Geigenspiel), weil sie dadurch für die einzelne Tätigkeit geübter und geschickter werden.

Allerdings wird es auf den ersten Blick scheinen, als ob in der Arbeitsteilung oder Differentiation überhaupt kein Prinzip des Zusammenwirkens gegeben sei: der Schuhmacher, der Kahnbauer usw. arbeiten ja getrennt und ohne sich bei der Arbeit irgendwie zu helfen oder sich auch nur um einander zu kümmern. Und doch arbeitet der differenzierte Arbeiter nur scheinbar als Einzelner, als Isolierter. Denn während der Schuhmacher bei seiner Arbeit sitzt, pflanzen ihm andere sein Getreide, mahlen sein Korn, backen sein Brot, verfertigen ihm Werkzeug, weiden die Tiere, aus deren Fell wieder andere ihm Leder bereiten usw. Diese alle helfen ihm also in der Tat, zwar nicht unmittelbar, aber in einer um so wirksameren, raffinierteren Weise mittelbar bei seiner Arbeit.

Also nicht nur die Kooperation, sondern auch die Differentiation ist ein Prinzip des Zusammenwirkens oder der Arbeitsvergesellschaftung; und zwar sind dies die beiden einzigen derartigen Prinzipien, über die hinaus bis jetzt der Mensch nichts weiteres hat ersinnen können. Denn auch wenn Individuen sich verbinden, um durch verschiedenartige Tätigkeiten bei einer Arbeit sich zu unterstützen, wenn z. B. der Zimmermann, der Maurer, der Dachdecker usw. sich zum Bau eines Hauses vereinigen, so ist diese sog. arbeitsteilige Kooperation nichts anderes als eine Verbindung von Kooperation und Differentiation.

* * *

Eine Gesellschaft oder eine Gruppe von Menschen, die in der Form der Kooperation oder der Differentiation oder unter beiden Formen irgendwie zusammenwirken, leistet nun, wie man

im Gegensatz zur Einzelarbeit sagt, organisierte Arbeit. Die Gruppen, um die es sich dabei handelt, können je nach ihrer Größe, d. h. je nachdem sie wenige oder viele Individuen umfassen, und je nach der Art ihrer Verbindung die mannigfaltigsten Gestaltungen — Organisationsformen — annehmen, die wir sogleich im einzelnen kennen lernen werden.

Die Entwicklung der Arbeitsorganisation geht nun in der Weise vor sich, daß immer neue Organisationsformen auftreten, und daß immer eine neue Phase dadurch entsteht, daß zu den alten Formen eine neue hinzutritt. Diesen interessanten Aufbau der Arbeitsorganisation, der sich bis jetzt der Aufmerksamkeit entzogen hat, wollen wir nun von der untersten Stufe, der Hordenwirtschaft, wo der Mensch als ein Bettler der Natur noch ganz von ihren Launen abhängt, bis hinauf zur Weltwirtschaft, wo er die Umwelt beherrschen gelernt hat, Schritt für Schritt verfolgen. Um das Bild mit aller Schärfe hervortreten zu lassen, werden wir zunächst absichtlich von den Ursachen, die diese Entwicklung hervorgerufen haben, ganz absehen und unsere Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Beschreibung der Formen konzentrieren. Erst wenn wir den Siegeslauf der Arbeit rein morphologisch klargestellt haben, soll dann den zugrunde liegenden Ursachen ein besonderes Kapitel*) gewidmet werden.

*) Vgl. „Die Ursachen des Kulturfortschritts“.

I. Kapitel.
Der Aufbau der Arbeitsorganisation.

Erste oder Frühsippschaftliche Phase.
(Arbeitsorganisation der geschlossenen Horde oder Sippe.)

Auf der untersten uns bekannten Kulturstufe lebt der Mensch in kleinen Horden oder Sippen — die beiden Bezeichnungen können in ökonomischer Beziehung einander als gleichwertig erachtet werden — d. h. in Gruppen, deren Mitglieder durch gemeinsame Abstammung, also durch die Bande der Verwandtschaft zusammengehalten werden. Diese Gruppen betrachten jeden, der innerhalb ihres Kreises steht, als Freund, jeden außerhalb stehenden als Fremden oder Feind, sie rächen jede Verletzung eines ihrer Glieder als eine allgemeine Angelegenheit der Horde, liegen mit den benachbarten Horden fast stets in Hader und Streit, kurz sie führen den Kampf ums Dasein in solidarischer Verbindung.

Aber nicht nur nach außen, besonders im Krieg, dieser Pflanzschule des Gemeingefühls, tritt die Horde solidarisch auf, sondern auch bei friedlicher Tätigkeit; sie stellt zugleich eine wirtschaftliche Verbindung, eine Arbeitsorganisation dar. Die Hordenglieder verrichten Arbeiten, die für den einzelnen zu schwer oder zu unvorteilhaft sind, gemeinsam. Auf der Jagd bilden sie Ketten, um das Wild aufzuspüren, um es sich zuzutreiben, sie bekämpfen gemeinschaftlich die großen Raubtiere, fischen zusammen, vereinigen ihre Kräfte, um Bäume zu fällen, große Fallgruben herzustellen, Feuer durch Reibung zu entzünden, helfen sich bei der Anfertigung der langen Fischnetze, beim Kahn- und Hüttenbau usw.

Hand in Hand mit diesem Arbeitskommunismus, der überall bei sippschaftlich organisierten Völkern gefunden wird, geht eine gewisse Gütergemeinschaft, eine Art von Nahrungskommunismus

einher. Es herrscht allgemeine Gastfreundschaft unter diesen „Wilden“, jeder kann sich beim Nachbarn zu Tische setzen, und in Hungersnot verteilen sie alles untereinander, was sie haben. Bei den meisten heute noch lebenden Jäger- und Fischervölkern gehört die Beute der Gruppe, und bei manchen (z. B. Australiern, Eskimo) wird die Verteilung des erjagten Wildes durch strenge Speiseregeln bestimmt. Freigebigkeit gilt gleich nach der Tapferkeit als höchste Tugend, während es dem Diebstahl als gleich erachtet wird, den Genossen vom Überfluß nicht mitzuteilen.

Die Gastfreundlichkeit der Naturvölker hat zivilisierte Reisende oft in Erstaunen gesetzt. Auch in den dürftigsten Verhältnissen wird sie geübt: so luden z. B. die abgemagerten Einwohner der Osterinsel die Begleiter Cooks freundlich zu ihrem armseligen Essen ein. (Forster, Reise um die Welt, II, 218.) Bei den Feuerländern wird, nach Darwin, „selbst ein Stück Tuch, das dem einen gegeben wird, in Stücke zerrissen und verteilt, und kein Individuum wird reicher als das andere“. Bei den Indianern war nach Loskiel (Mission der evangelischen Brüder S. 85) übertriebene Gastfreundschaft sogar zu einem Schaden ausgeartet, „da der Faule immer beim Fleißigen zu Gast geht“, und so die Faulheit auf Kosten des Fleißes allzusehr ermutigt wurde. In Afrika herrscht „die allgemeine Gewohnheit, die Speisen mit allen zu teilen, die ringsherum sitzen“ (Livingstone, Neue Miss.-Reisen in Südafrika, II, 234), eine Sitte, die noch heute vom kleinen Volk in Italien mit großer Gewissenhaftigkeit und auch in manchen Gegenden Deutschlands von der Landbevölkerung beobachtet wird.

Fügen wir noch hinzu, daß auch der Grund und Boden des Landes, den die Horde oder Sippe bewohnt, als Gemeineigentum gilt, so finden wir also bei primitiven Stämmen einen ziemlich weitgehenden Kommunismus; doch wäre es ein Irrtum zu glauben, daß der primitive Mensch des Eigentumssinnes bar wäre. Waffen, Werkzeuge, Geräte, Schmuck usw., die aus individueller Arbeit hervorgegangen sind — und der individuellen Eigenproduktion ist auf dieser Kulturstufe ein sehr großer Spielraum gelassen — gelten so sehr als persönliches Eigentum, daß sie sogar nicht einmal vererbt werden, sondern dem verstorbenen Eigentümer ins Grab nachfolgen. Jedenfalls stellt aber die Horde oder Sippe schon auf den untersten Kulturstufen eine verhältnismäßig machtvolle

Organisation dar, die im Krieg wie im Frieden solidarisch zusammenhält und zusammenarbeitet.*)

* * *

Neben dieser Sippengenossenschaft finden wir aber schon auf der untersten uns bekannten Kulturstufe eine zweite Arbeitsorganisationsform: die Familie, d. h. die feste Verbindung von Mann, Frau und ihren Kindern. Auch die Familie ist nicht nur ein soziales, sondern auch und vor allem ein wirtschaftliches Gebilde, das auf der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, auf der „geschlechtlichen Differentiation" beruht. Der Mann ist Krieger und Jäger und verfertigt sich die für diese Tätigkeiten nötigen Waffen und Werkzeuge, die Frau baut die Hütte, unterhält das Feuer, bereitet die Speisen zu, erzieht die kleinen Kinder und hat fast alle beschwerlichen und peinlichen Arbeiten auf sich zu nehmen. Die Arbeit ist also, wie in einem späteren Kapitel über die „Phasen der Differentiation" noch näher auseinandergesetzt werden soll, zwischen den Geschlechtern in Männer- und Frauenarbeit geteilt, spezialisiert, und da jede Arbeitsteilung nur möglich ist, wenn die Spezialitäten wieder in Verbindung zu einander treten, so müssen sich Mann und Frau wirtschaftlich ergänzen; die primitive Ehe ist nichts anderes als der Ausdruck dieser ökonomischen Verbindung.

Da die Familie ein Teil der Sippe ist, so produziert die Horde oder Sippe alles, was sie braucht, selbst. Es besteht „Eigenproduktion" der Sippe und man könnte deshalb von einem „geschlossenen Sippenhaushalt" sprechen, aber noch nicht, wie es oft geschieht, von einem „geschlossenen Familienhaushalt"; dieser ist, wie wir bald sehen werden, eine spätere Erscheinung.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so fanden wir auf der untersten Kulturstufe zwei Formen der Arbeitsorganisation:

1. die Horden- oder Sippengenossenschaft mit ihrem Arbeits-, Nahrungs- und Bodenkommunismus;
2. den auf der geschlechtlichen Arbeitsteilung beruhenden Familienhaushalt.

*) Vgl. Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft, 4. Aufl. S. 73 ff.; Schurtz, Grundriß einer Entw.-Gesch. d. Geldes S. 10; Waitz-Gerland, Anthr. der Naturvölker II. 89, 70, 165 u. a.

Welche von diesen beiden Organisationsformen die ältere ist, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Wie wir aber an anderer Stelle noch sehen werden, ist es wahrscheinlich, daß in der Urzeit bloß die Hordenorganisation bestand, und daß die Familie, die schon eine erste Form der Differentiation darstellt, erst später hinzutrat. Jedenfalls sind aber Völker, die eine solche urzeitliche Organisation repräsentierten, ausgestorben und nicht bekannt.

Zweite oder Hochsippschaftliche Phase.

(Sippenorganisation mit Außenhandel.)

Die beiden ältesten Formen der Arbeitsorganisation waren, wie wir soeben sahen, die Sippe und die Familie, also zugleich die beiden ältesten Gruppenbildungen, die die Soziologie kennt. (Innerhalb der Sippe wird alles erzeugt, was überhaupt gebraucht wird.)

Der nächste Schritt auf dem langen Weg von der Sippenwirtschaft zur Weltwirtschaft, von der Eigen- zu der Warenproduktion, geschieht nun dadurch, daß benachbarte Horden oder Stämme miteinander in Verkehr treten und ihre Landesprodukte austauschen. Als dritte Organisationsform kommt also zu den beiden ersten, der Familie und Sippe, die — wenn wir diesen namentlich für die ersten Anfänge etwas zu großartig klingenden Ausdruck gebrauchen dürfen — die äußere Arbeitsorganisation hinzu, d. h. die Arbeitsteilung und der Tauschhandel zwischen benachbarten Stämmen, die wir der Kürze wegen als „Außenhandel“ bezeichnen wollen. Daß in der Tat diese äußere Arbeitsteilung (äußere Differentiation) älter ist als die Berufsbildung innerhalb des Stammes (innere Differentiation), geht ganz deutlich aus der vergleichenden Völkerkunde hervor, denn fast alle Stämme, die eine Gliederung in Berufe noch nicht kennen, d. h. die meisten Jäger- und Hirtenvölker, die Ackerbauer der untersten Stufe (Indianer, Papúas usw.) besitzen bereits diesen intertribalen Verkehr, und dieser fehlt nur ganz wenigen, nämlich den fast ausgestorbenen Repräsentanten unserer ersten Phase, z. B. einigen

Horden in Australien, im Innern von Borneo, den Feuerländern. Von australischen Stämmen, die er 1770 besuchte, sagt Kapitän Cook: „Wir konnten keinen Handelsverkehr mit ihnen einleiten. Sie nahmen die Sachen, die wir ihnen gaben, hin, schienen aber nie unsere Zeichen zu verstehen, wenn wir etwas dafür zurück zu haben wünschten"; und Dampier berichtet von ihnen: „Sie hatten keine Ahnung von Tauschhandel; alle Zeichen, die wir ihnen machten, halfen nichts, sondern sie blieben wie die Stöcke unbeweglich stehen, bleckzähnten wie die Affen und sahen einander an". Ganz ähnlich verhielten sich nach Bock (Unter den Kanibalen auf Borneo S. 186) Stämme im Innern von Borneo, die sich den Gegenstand ihrer Wünsche „durch Gewalt und nötigenfalls durch Mord zu verschaffen pflegen".

(Formen des primitiven Tauschhandels.)

Untersuchen wir nun, in welcher Weise die oben genannten, in der zweiten Phase angelangten Naturvölker den Tauschhandel vollziehen, so ist wohl als eine der ältesten Formen zunächst

1. der sog. stumme Tauschhandel

zu erwähnen. Schon Herodot kannte ihn; er erzählt (IV, 196): „Wenn die Karchedonier (Karthager) an die westafrikanische Küste kommen, laden sie ihre Waren aus und legen sie am Strande der Reihe nach hin, dann gehen sie wieder in ihre Schiffe und machen einen großen Rauch. Wenn nun die Eingeborenen den Rauch sehen, so kommen sie an das Meer und legen für die Waren Gold hin und dann gehen sie wieder weit weg von den Waren. Die Karchedonier aber gehen an das Land und sehen nach, und wenn des Goldes genug ist, so nehmen sie es und fahren nach Hause. Ist es aber nicht genug, so gehen sie wieder an Bord und warten ruhig ab. Dann kommen jene wieder und legen noch immer etwas Gold zu, bis die Karchedonier zufrieden sind. Keiner aber betrügt den andern, denn sie rühren weder das Gold eher an, als bis die Waren damit bezahlt sind, noch rühren jene eher die Waren an, als bis das Gold genommen."

Diese Art des Tauschverkehrs ist tatsächlich noch heute, nach so vielen Jahrhunderten, in Westafrika, am Niger, gebräuchlich, ferner findet sie sich zerstreut in den verschiedensten Erd-

teilen.*) Der ganze Handelsverkehr geht auf Entfernung und ohne daß ein Wort gewechselt wird, vor sich; darin drückt sich noch deutlich das uralte Mißtrauen und die Feindseligkeit aus, die zwischen sich fremden primitiven Horden zu bestehen pflegt. Aber der Handel hat bekanntlich die unschätzbare Bedeutung für den Fortschritt der Kultur, daß er die Völker auf friedlichem Weg einander näher bringt und verbindet; ein viel freundlicheres Gesicht zeigt schon eine zweite Form des primitiven Handels: 2. der Tauschhandel mittels des sog. Gastgeschenkes.

Ein anschauliches Bild dieser uralten Form entwirft K. von den Steinen in seinem bekannten Werk: „Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens“ (S. 333): Es bestand dort, sagt er, ein alter Tauschhandel, der geradezu eine Notwendigkeit war, weil gewisse Materialien, wie z. B. für Steinbeile, sich nur in bestimmten Gegenden fanden. Es hatten sich so zwischen den einzelnen Stämmen bestimmte Spezialitäten ausgebildet; die Bakairi hatten als Spezialität Halsketten mit weißen, rechteckigen Muschelstücken, ferner Baumwollfaden und Hängematten, die Nahuquà Kürbisse sowie Ketten mit roten Muschelstücken und Tukumperlen, die Mehinakù und Verwandte feinen Baumwollfaden und Töpfe, die Trumaì und Suya Steinbeile und Tabak.**) Diese Produkte gingen von Stamm zu Stamm und wurden unter der Form des Gastgeschenks folgendermaßen umgetauscht: „Der Ankommende brachte dies oder jenes mit und lieferte es ab, wenn er zum Empfang bewirtet wurde. In kleinerer Menge beim Empfang, in größerer beim Abschied erhielt er die gewünschte Gegengabe. Wir haben beim Abschied in Maigeri das typische Beispiel erlebt, wir wurden hingesetzt und erhielten dann einen Korb Mehl. So übersetzten die Bakairi das portugiesische Wort comprar, kaufen, mit yekadile, sich setzen. Der Handel ist also noch ein Austausch von Gastgeschenken. Allein dies ist nur in der Kulturstufe, nicht in dem edelmütigen Charakter begründet. Der Indianer ist keineswegs gastfreundlich in dem Sinn, daß er sich durch den Besuch

*) Vgl. die Lit. Zusammenstellungen von Kulischer, Jahrb. f. Nat.-Ök. III. Folge 18. Bd. S. 321; Schurtz, Das afrikan. Gewerbe, S. 122; Schrader, Linguist.-histor. Forschungen über Handelsgesch. I, 11.

**) Ganz ähnliche Verhältnisse schildert im Thurn, Among the Indians of Guyana S. 271.

riesig geehrt und schlechthin verpflichtet fühlte, ihn mit Bejus (Kuchen) und Getränken verschwenderisch zu bewirten. Er möchte schon für diese Leistung eine Gegenleistung haben, und er wird bald ungeduldig, wenn der Gast nur bleibt, um billig zu leben, und bittet ihn offenherzig, das Dorf zu verlassen. . . . Die ewige Unterhaltung unter ihnen selbst, ob dieser oder jener Stamm „kura“ (gut, d. h. hier freigebig) sei, zeigte deutlich, daß man nichts weniger als naiv gastfrei war. . . . Unsere nüchterne geschäftsmäßige Art, der Umtausch von Gegenstand um Gegenstand, war allen Stämmen im Anfang völlig neu. Sie lernten aber rasch. Doch kamen die possierlichsten Ungeheuerlichkeiten vor. Einer raffte eine Hand voll Mangaven auf und verlangte dann ungestüm ein großes Messer dafür, einer wollte Perlen dafür haben, daß man ihm die Hand verbunden hatte.“

Bei Licht betrachtet ist das Gastgeschenk offenbar überhaupt kein „Geschenk“, sondern eine primitive, plumpe Form des Güterumtausches. Den Charakter des Geschenks erhielt es erst später, als man zu höheren Formen des Handels vorgerückt war, das Geben aber sich als ein Überbleibsel, dessen wahrer Sinn verloren gegangen, als eine Zeremonie der Gastfreundschaft noch erhalten hatte. Noch im homerischen Griechenland, wo man das Gastgeschenk mit derselben Naivetät verlangte wie gab, sah man sehr darauf, daß der Grundsatz „Gleiches um Gleiches“ befolgt wurde. Als z. B. Glaukus mit seinem Gastfreund eine goldene Rüstung gegen eine eherne austauscht, fügt der Dichter mißbilligend hinzu, „weil ihn Zeus ganz und gar seiner Sinne beraubt hatte“. (Ilias VI, 232.)

3. Eine fortgeschrittenere Form des Tauschhandels wird vermittelt durch die Einrichtung von Märkten. Bei vielen Naturvölkern besteht der Brauch, an den Grenzen ihres Landes zur Vermeidung von Streitigkeiten eine mehr oder weniger breite Zone unbesetzt zu lassen. In diesen neutralen Gebieten, oft mitten im Urwald, werden zu bestimmten Zeiten periodisch wiederkehrende Märkte oder Messen abgehalten, wo die Produkte der aneinander grenzenden Stämme verhandelt werden. So hatten z. B. die nordamerikanischen Indianer einen großen Marktplatz am Mississippi. . . . Dort kamen sie alle des Handels wegen zusammen. Was für Stämme auch aufeinander trafen, so mußten

sie ihre Feindschaft unterdrücken und alle feindlichen Handlungen vermeiden". (Klemm, Allgem. Kulturgesch. II, 133.) Solche Märkte, aus denen sich auf späterer Kulturstufe Markt- und Handelsstädte entwickelten, findet man fast überall bei höherstehenden Naturvölkern, in Amerika, Polynesien, in Afrika, im alten Europa usw.

Bei allen diesen Formen des primitiven Handels wird das Geschäft einfach durch einen unmittelbaren Austausch der verschiedenen Güter vollzogen. Es gibt auf dieser Stufe noch kein Geld, kein Tauschmittel. Ferner ist jeder zugleich Käufer und Verkäufer. Das Wort kaufen, choufan, bedeutet nach Schrader (Handelsgesch. I. 89) ursprünglich tauschen — verwandt mit täuschen, da Handel und Betrug anfänglich innig verquickt waren — und kann sowohl auf den Käufer als auf den Verkäufer bezogen werden; denn es gibt noch keinen besonderen Stand von Kaufleuten, wie überhaupt keine Stände, jeder ist vielmehr sein eigener Kaufmann, wie er sein eigener Waffenschmied, Metzger, Schneider und Friseur ist.

* * *

(Sippe und Familie auf dieser Stufe.)

Selbstverständlich spielt der soeben geschilderte äußere Handelsverkehr in dem primitiven Wirtschaftsleben der hierher gehörigen Stämme eine verhältnismäßig nur ganz untergeordnete Rolle, er findet nur mehr oder weniger gelegentlich statt und ist noch kaum als ein notwendiges Glied der Produktion zu betrachten. Die wichtigsten Formen der Arbeitsorganisation sind auch bei den Höhern Jägern, den Hirten und den Niedern Ackerbauern die Sippe und die Familie. Gerade auf den untersten Stufen des Ackerbaus (Indianer, Malaien usw.) gelangt die Sippe zu besonderer Bedeutung und in die Zeiten ihrer höchsten Blüte. Überall wird anfänglich der Ackerbau in Gemeinwirtschaft betrieben. Der Boden wird gemeinsam bestellt und die Erzeugnisse werden nach Bedarf an die einzelnen Glieder verteilt. Denn das Roden, Urbarmachen erfordert vereinte Kräfte, und durch die beginnende Seßhaftigkeit wird die Sippe außer durch Blutbande nun auch durch den gemeinsam bestellten Boden noch fester zusammengehalten. Die Organisation der Sippe wird in ein-

zelnen Fällen so stark, daß dadurch, wie wir später sehen werden, die Familie sogar eine Abschwächung erleidet; im großen Ganzen bildet sie auch in dieser Phase neben der Sippe die wichtigste Form der Arbeitsorganisation.

* * *

Wir fanden also, daß in unserer zweiten oder hochsippschaftlichen Phase die Arbeitsorganisation sich aus folgenden drei Formen oder Elementen zusammensetzt:

1. der Sippengenossenschaft, die sich namentlich auf den untersten Stufen des Ackerbaus zu höchster Blüte entfaltet,
2. dem Familienhaushalt und
3. dem Außenhandel, d. h. der Arbeitsteilung und dem Tauschverkehr zwischen benachbarten Stämmen.

Dritte oder Frühgewerbliche Phase.

(Hofwirtschaft, Dorfwirtschaft bei halbstaatlichen Völkern.)

Bei den bisher betrachteten Völkern waren alle Männer sowohl sozial wie ökonomisch gleich: es gibt noch keine Herren und Knechte, keine Reichen und Armen, aber auch noch keine Berufe und keine Arbeitsteilung, außer der geschlechtlichen, die in der Familie Männer- und Frauenarbeit trennt.

Steigen wir jetzt von diesen Jägern, Hirten, Jägerhackbauern zu den ozeanischen und afrikanischen Ackerbauern empor, so ändert sich das Bild: es tritt soziale Ungleichheit ein, und mit ihr die wirtschaftliche Differentiation, d. h. es entstehen die besonderen Berufe unter den Männern.

Sobald nämlich Ackerbau zur Seßhaftigkeit geführt hat, drängt sich allmählich mehr und mehr der Gedanke auf, daß es zu größerem Vorteil gereicht, statt den im Krieg besiegten Feind zu töten und, was auf niederer Kulturstufe viel verbreitet ist, aufzuessen, ihn zum Gefangenen zu machen und für den Sieger arbeiten zu lassen. Es findet nun eine gesellschaftliche Differentiation in Herren und Knechte statt, und dieser folgt die ökonomische Differentiation auf dem Fuß nach: die Herren nehmen von nun

ab die ehrenvollen und angenehmen Tätigkeiten für sich in Anspruch, während sie alle mühsamen und undankbaren Arbeiten den Knechten aufbürden. Die durch diesen Differenzierungsprozeß hervorgerufene neue Phase der Arbeitsorganisation wollen wir nun zunächst in Polynesien und dann in Afrika näher untersuchen.

A. Arbeitsorganisation in Polynesien.*)

(Herrschaftliche Großhaushalte.)

In Polynesien ist die Gesellschaft überall in drei Klassen geschieden, in 1. Vornehme, die die Macht in Händen haben, 2. Gemeine und 3. Sklaven, die aus Kriegsgefangenen bestehen. Die Vornehmen besitzen große Güter, die sie durch Sklaven bewirtschaften lassen. Unter diesen findet nun eine Arbeitsteilung in der Weise statt, daß für alle Bedürfnisse des Großhaushalts durch eigene Kräfte — auch Freie, die vom Gutsherrn abhängig, sind eingegliedert — gesorgt wird. Auf dem Herrenhof eines polynesischen Vornehmen gibt es: Feldarbeiter, Fischer, Bootmacher, Zimmerleute, Dachdecker, Netzmacher, Holzschnitzer, Diener, Köche, Frauen, die Stoffe und Kleidung herstellen, auch Musiker und Tänzer.

In diesen Großhaushalten greift also eine neue, über die geschlechtliche hinausgehende Arbeitsteilung Platz, eine Differentiation unter den Männern, von denen ein jeder durch Ausübung eines besonderen Berufs für den Eigenkonsum des Herrenhofes zu arbeiten hat. Die ganze Organisation, die man jetzt passend als „geschlossenen Haushalt“ bezeichnen kann, da sie ja für fast alle ihre Bedürfnisse selbst aufkommt, ist nichts anderes, als der uns schon bekannte Familienhaushalt, der nun aber nicht mehr bloß aus Mann, Frau und Kindern, sondern aus der Herrenfamilie und den Sklaven zusammengesetzt ist. Dieser, aus dem Familienhaushalt durch Eingliederung unfreier differenzierter Arbeitskräfte entstandene herrschaftliche Großhaushalt stellt nun eine neue Form der Arbeitsorganisation dar, die für die Geschichte der Arbeit von großer Bedeutung ist, und der wir in den Latifundien, Grundherrschaften der Römer, in den Herren-

*) Vgl. Sartorius von Waltershausen, Ztschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgesch. 1896. IV. Bd. S. 1).

höfen oder Fronhöfen des Mittelalters noch später begegnen werden.

(Freies Kleinhandwerk.)

Aber außer den unfreien Differenzierten des herrschaftlichen Großhaushalts gibt es in Polynesien auch noch freie Kleinhandwerker, die vielleicht aus Sklaven, als Freigelassene, hervorgegangen sind, dieselben Arbeiten verrichten wie jene, aber nicht einem Einzelnen dienen, sondern jedem aus dem Volk, der ihnen für ihre Arbeit Entschädigung gewährt, zur Verfügung stehen.

* * *

Es sind also zwei neue Organisationsformen, auf die wir in Polynesien stoßen:

1. der herrschaftliche Großhaushalt mit seinen differenzierten Unfreien und
2. das freie Kleinhandwerk,

und diese beiden neuen Elemente treten nun zu den uns schon bekannten noch hinzu und setzen mit ihnen die Arbeitsorganisation der dritten Phase zusammen. Doch sind die älteren Elemente (Sippe, Familie und Außenhandel) wie wir sogleich sehen werden, unterdessen nicht ohne Veränderung geblieben.

* * *

(Sippe und Dorfgemeinde.)

Das Sippenwesen ist bei den meisten Völkern dieser Stufe schon in Verfall geraten, die Gesellschaft ist nicht mehr auf dem Prinzip der Verwandtschaft, sondern der Herrschaft aufgebaut (worüber das nähere in dem Bande über die soziale Organisation im III. Teil). Mehrere Sippen haben sich zu einer Dorfgemeinde zusammengeschlossen, mehrere Dorfgemeinden sind unter einem Oberhäuptling oder einem König zu einem Stamm vereinigt, und die Dorfgemeinde und der Stammesverband, der Vorläufer des zukünftigen Staates, haben der Sippe ihre wichtigsten Funktionen abgenommen. Trotzdem herrscht in der Dorfgemeinde noch vielfach der alte kommunistische Sippengeist; noch im alten Griechenland, das wir später zu betrachten haben werden, war der Nahrungskommunismus in der Form der

bekannten Syssitien oder gemeinschaftlichen Mahlzeiten bei den Kretern, Spartanern und ursprünglich überhaupt ziemlich allgemein verbreitet. (Büchsenschütz, Besitz und Erwerb S. 29.) Erst mit der Einführung des Geldes kommen diese alten Sitten langsam zum Verschwinden.

* * *

(Familienhaushalt.)

In der vorhergehenden Phase, d. h. auf den unteren Stufen des Ackerbaus hatte das Sippenwesen seine höchste Entfaltung erreicht und zwar in solchem Maße, daß eine Verkümmerung der Familie vielfach die Folge davon war. Nach der Blüte der Sippe tritt nun die Familie in ihr Blütenalter ein. Denn da der erst erwachende Staat noch zu schwach ist, um schon als ökonomische Macht aufzutreten, so übergibt die absterbende Sippe alle ihre wirtschaftlichen Funktionen der Familie, die nun nicht nur ihren bisherigen Bestand beibehalten und den höhern kultürlichen Anforderungen entsprechend erweitern, sondern auch noch dieses ökonomische Erbe in Verwaltung nehmen muß. So wird der Familienhaushalt — auf lange Zeiten hinaus — die wichtigste Organisationsform dieser und der folgenden Phasen. Die machtvollen herrschaftlichen Großhaushalte dieser Phase sind, wie schon bemerkt, nichts anderes als erweiterte Familienhaushalte und wie diese produzieren auch die viel zahlreicheren gewöhnlichen Familienhaushalte fast alles, was sie brauchen, selber. Sie verschaffen sich ihre Nahrungsmittel durch Feldbau, etwas Tierzucht und Fischerei, sie bauen ihre einfachen Hütten selber, sie fertigen sich Haus- und Küchengeräte, Bogen, Pfeile, Speere, Kämme, Matten, Körbe usw. selber an. Nur wenige Arbeiten, die „nicht jeder versteht", werden von außerhalb der Hauswirtschaft stehenden Kräften ausgeführt: so das Tättowieren, Bartscheren, das Auftakeln der Boote, ärztliche Hilfeleistungen usw., zu denen teils freie Handwerker, teils differenzierte Sklaven, die die Vornehmen ausleihen, requiriert werden.

* * *

Andere seltenere und Luxusbedürfnisse befriedigt der Außenhandel, der zwar durch die Seeschiffahrt begünstigt, und wie die

regelmäßig abgehaltenen Märkte zeigen, nicht ohne Bedeutung ist, aber immer noch ein verhältnismäßig wenig wichtiges und nicht geradezu unentbehrliches Glied der Arbeitsorganisation darstellt; was schon daraus hervorgeht, daß der Handel immer noch ein unmittelbarer Tausch ist, der noch nicht einmal das Bedürfnis nach Geld geweckt hat. Denn auch diese Stufe steht noch im Zeichen der Eigenproduktion, die Produktion für andere ist noch die Ausnahme, und die wichtigste Organisationsform, der beinahe die gesamte Bedarfsdeckung zufällt, ist die Familie.

* * *

Überblicken wir die Arbeitsorganisation dieser „Frühgewerblichen Phase", die man auch als Hof- und Dorfwirtschaft bezeichnen kann, so fanden wir also folgende Elemente:

1. die Sippe ist in Verfall geraten, ihre Erben sind einerseits die Dorfgemeinde und der Stammesverband und andererseits
2. der Familienhaushalt, die wichtigste Form dieser Stufe,
3. der Außenhandel ist noch von verhältnismäßig geringer Bedeutung;
4. in dem herrschaftlichen Großhaushalt und
5. in dem freien Kleingewerbe kommt die beginnende Berufsgliederung der Männer zum Ausdruck.

* * *

Aus denselben Elementen zusammengesetzt, wie in Polynesien, nur in einem ganz anderen quantitativen Verhältnis, ist

B. die Arbeitsorganisation in Afrika.

1. Sippe und Dorfgemeinde.

Auch bei den afrikanischen Ackerbauern hat sich die Gesellschaft in die drei Klassen der Vornehmen, der Freien und der Sklaven differenziert. Das Sippenwesen ist in der Auflösung begriffen. Die Sippen sind zu Dorfgemeinden zusammengetreten, die Gemeinden zu einem Stammesverband, dem der Häuptling oder König und der aus den früheren Sippenältesten gebildete Rat vorsteht. Diesen neuen politischen Gebilden hat die Sippe

ihre politischen Funktionen abgegeben, ihre wirtschaftlichen zum größten Teil an den

2. Familienhaushalt,

der auch in Afrika von allen Organisationsformen die wichtigste ist. Feldbau, Getreidemahlen, Backen, Weben, Nähen, Färben, Bierbrauen, Töpferei usw. werden von jeder Familie verstanden und betrieben, so daß das meiste, was eine Familie konsumiert, auch von ihr selbst erzeugt wird; wobei den Frauen, allerdings uneigentlich gesprochen, der Löwenanteil zufällt.*)

3. Der Außenhandel, oder die äußere Arbeitsorganisation

hat in Afrika eine ganz besondere und charakteristische Ausbildung erfahren, sie hat sich zum sog. Stammesgewerbe entwickelt, das darin besteht, daß ganze Dörfer oder Stämme sich mehr oder weniger ausschließlich mit bestimmten Arbeiten, Lokalindustrien, beschäftigen. Bei den Marutse z. B. fertigt der eine Stamm Boote und Ruder, ein anderer Lanzen, ein dritter widmet sich dem Fischfang usw. Die einzelnen Stämme sind Zünfte geworden, sie führen Handwerkernamen (wie z. B. „die Schmiede", „die Fischer" usw.), die nach und nach zu Stammesnamen geworden sind. Es gibt Handelsvölker, wie die Jolofs, Schmiedevölker, wie die Balongo in Usindya, deren Dörfer in einer eisenreichen Gegend liegen, es gibt „Salzdörfer", ferner Arbeiterkolonien, die sich mehr oder weniger ausschließlich mit Töpferei, Waffenschmiedekunst, Schifferei, Gerberei, Palmweinbereitung, Lederbearbeitung, mit der Herstellung verzierter Kleiderstoffe, mit Jagd, Fischfang u. a. beschäftigen; auch kommen unstete Pariavölker vor, die, wie unsere Zigeuner, als Zauberer, Wahrsager, Sänger, Töpfer, Chirurgen usw. unter der seßhaften Bevölkerung herumwandernd ihr Leben fristen. — Der Verkehr zwischen allen diesen differenzierten Stämmen wird durch zahlreiche Märkte vermittelt.

4. Der herrschaftliche Großhaushalt

mit seiner differenzierten Sklavenarbeit ist ein wenig wichtiges Element der afrikanischen Arbeitsorganisation. An den Höfen

*) Schurtz, Das afrikanische Gewerbe S. 29—66; Bücher, Entstehung der Volkswirtsch. 4. Aufl. S. 68 ff.

der Negerfürsten werden allerdings die geschicktesten Handwerker, wie Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Brauer, Köche, Musiker usw. gehalten, ja der König von Dahomeh läßt sogar in seinem Palast Töpfe, Pfeifen, Kleider und Matten, deren Herstellung er monopolisiert hat, massenhaft, fabrikmäßig herstellen; auch kommen Handwerkersklaven z. B. bei den Fulbe vor. Doch sind das Ausnahmen. Im allgemeinen hat die Sklaverei im nigritischen Afrika nach den eingehenden Untersuchungen von Schurtz mit der Entwicklung des Gewerbes wenig zu tun. Immer sind es die freien Leute, die ein Gewerbe als Hauptberuf betreiben. Die Sklaven werden hauptsächlich auf dem Felde beschäftigt und zur Herstellung der Rohstoffe verwendet, wodurch der Mittelstand für das Gewerbe frei wird, während die Reicheren jeder Arbeit aus dem Wege gehen.

5. Das freie Gewerbe

spielt also in Afrika eine viel bedeutendere Rolle als in Polynesien. Der typische Neger Afrikas (sagt Schurtz l. c. 141) kennt die Verachtung des Handwerks nicht, ist vielmehr immer gerne bereit, sein Einkommen durch gewerbliche Arbeit zu vergrößern. Unter den Gewerben, die von freien Kleinhandwerkern betrieben werden, ist besonders verbreitet das Handwerk der Schmiede, die häufig stammfremd, teils verachtet, teils gefürchtet werden, dann die Gewerbe der Schreiner, Tischler, Holzschnitzer, Kalebassenmacher, Elfenbeinschnitzer, Schiffbauer, Gerber, Lederarbeiter, Schuster, Schlächter, Barbiere, die sich mit dem Muhammedanismus verbreitet haben, der Sänger, Tänzer, Korbmacher usw. Selten dagegen sind Weber, Färber, Schneider, Hausbauer, da diese Arbeiten von jeder Familie verstanden und geleistet werden. Oft vererbt sich das Handwerk vom Vater auf den Sohn, in diesem sog. „Familiengewerbe“ darf man wohl mit Recht den Vorläufer des Kastensystems sehen.

* * *

Unser kurzer Überblick (hauptsächlich der trefflichen Monographie von Schurtz über „das afrikanische Gewerbe“ entnommen) ergibt also folgende Analyse der afrikanischen Arbeitsorganisation:

1. An Stelle der Sippe ist der Stammesverband und die Dorfgemeinde getreten; letztere ist noch immer für manche gemeinsam betriebene Arbeiten von einiger Bedeutung.
2. Der Familienhaushalt ist die wichtigste Organisationsform, die die meisten Bedürfnisse zu decken hat.
3. Der Außenhandel oder die äußere Arbeitsorganisation ist ebenfalls von nicht zu unterschätzender Bedeutung und in ihrer Ausbildung zum Stammesgewerbe für Afrika besonders charakteristisch.
4. Der herrschaftliche Großhaushalt ist von geringem Einfluß, dagegen ist
5. das freie Kleingewerbe wieder als ein wertvolleres Element dieser Organisation anzusehen.

* * *

Wir haben nun von der „Frühgewerblichen Phase" zwei Typen kennen gelernt, den polynesischen, den man mehr als Hofwirtschaft, den afrikanischen, den man mehr als Dorfwirtschaft bezeichnen kann; zugleich sahen wir, daß die Berufsbildung, die ökonomische Differentiation der Männer aus einer dreifachen Wurzel hervorgegangen ist

1. aus der Sklaverei,
2. aus dem freien Kleingewerbe und
3. aus dem Stammesgewerbe.

In Polynesien überwog mehr das unfreie, in Afrika mehr das freie Gewerbe. Welchem von diesen beiden Typen wird die Zukunft gehören? Es wird sich bald zeigen, daß die Antike mehr auf der polynesischen, das Mittelalter mehr auf der freiheitlichen Grundlage weitergebaut hat, daß aber in Beziehung auf Arbeitsorganisation die Polynesier im ganzen viel mehr als unsere Kulturahnen zu betrachten sind, als die Afrikaner.

Vierte oder Hochgewerbliche Phase.

(Entwickelte gewerbliche Organisation bei zivilisierten Völkern. Stadtwirtschaft.*)

Wir verfolgen nun die Entwicklung der Arbeitsorganisation weiter bei den Griechen und Römern. Vom wirtschaftlichen Standpunkt läßt sich die Entwicklungsgeschichte dieser Völker in zwei Phasen zerlegen, in eine

1. frühere, die sich — als vierte Phase — unmittelbar an die soeben beschriebene polynesische Organisation anschließt und sich von dieser dadurch unterscheidet, daß sie, was dort nur in Ansätzen vorhanden war, zur vollen Entfaltung bringt, und in eine
2. spätere — fünfte Phase —, die dem Bestand der bisher beschriebenen Organisationsformen ein neues Element, die kapitalistische Unternehmung, hinzufügt.

In der älteren Geschichte Griechenlands und Roms sind, wie schon angedeutet, die Formen der Arbeitsorganisation dieselben geblieben, wie in der dritten Phase, kein neues Element ist zu den alten hinzugetreten, aber das Kind ist unterdessen zum Mann herangereift, was dort nur im Keim vorhanden war, ist hier in epochemachender Weise zur Entfaltung gelangt; wie wir nun sogleich erkennen werden, wenn wir die einzelnen Organisationsformen der neuen (vierten) Phase ins Auge fassen.

1. Staat und Stadt.

Beim Beginn der historischen Zeit treffen wir die Gesellschaft in Griechenland und in Rom, gerade wie schon bei den halbstaatlichen Völkern, in drei Klassen geschieden: in Adel, Bürger und Sklaven, wozu noch als eine weitere Klasse die Fremden, die Halbbürger oder Metöken hinzukommen. Das Sippenwesen hat zwar noch deutliche Spuren hinterlassen, ist aber verfallen, die verwandtschaftliche hat der voll ausgebildeten herrschaftlichen Organisation Platz gemacht. Aber die Entwicklung ist nicht bei der Dorfgemeinde und dem Stammesverband stehen geblieben, sondern aus der Vereinigung mehrerer Stämme ist ein größeres

*) Auf die Bezeichnung „Stadtwirtschaft" werden wir später noch zurückkommen.

Gesellschaftsgebilde, der Staat, entstanden. Wie an die Stelle des Stammes der Staat, so ist an die Stelle der Dorfgemeinde die Stadtgemeinde als führende Macht getreten. Die Stadt, die, wie wir früher sahen,*) ihrem Wesen nach einen Sammelpunkt der differenzierten Kräfte darstellt, ist von so charakteristischer Bedeutung für diese Phase, daß man letztere auch als Stadtwirtschaft bezeichnen kann. Der Staat und die Stadtgemeinde sind die politischen Erben der Sippe, von ihren ökonomischen Erben ist zunächst

2. der Familienhaushalt

zu nennen. Auf den unteren Stufen der Zivilisation erreicht die Familie, wie wir noch andernorts näher darzulegen haben werden, den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Trotz der unterdessen weit fortgeschrittenen Kultur ist der Familienhaushalt noch immer als das wichtigste Element der gesamten Arbeitsorganisation zu betrachten; wie in der dritten Phase werden die meisten für die Wirtschaft notwendigen Gegenstände im Hause selbst hergestellt. Um diesen Anforderungen zu genügen, arbeiten die Frauen jetzt fast ausschließlich im Hause, und außerdem wird der Haushalt auch der gewöhnlichen Bürger durch Eingliederung von Sklaven verstärkt und erweitert. Über die Anzahl der in den Haushalten beschäftigten Sklaven gehen übrigens die Angaben so weit auseinander, daß wir uns über diesen Punkt eine genaue Vorstellung nicht mehr machen können. In den

3. Herrschaftlichen Großhaushalten

der Vornehmen waren Sklaven als Feldarbeiter, Hirten, Fischer, Bäcker, Schlächter usw. jedenfalls in sehr großer Anzahl eingegliedert, so daß sie imstande waren, beinahe den ganzen Bedarf des „Oikos", wie man den geschlossenen Haushalt auch nennt, durch Eigenproduktion zu decken. Die höchste Ausbildung erfuhr dieses Oikensystem später in den großen Grundherrschaften des römischen Adels. Hier nahmen die einzelnen Patriziern gehörigen Latifundien schließlich den Umfang von Fürstentümern an, die Paläste mit den Anlagen wuchsen zu Städten und die einzelnen Oiken wurden zu Staaten im Staate. Die Familia (von

*) Vgl. „Entwicklungsgeschichte der Wohnung".

Famel d. i. Sklave) umfaßte Tausende von Sklaven, so daß man sie in Gruppen einteilte und von Scharen von Aufsehern überwachen ließ. Unter ihnen waren alle Berufe vertreten, von Feldarbeitern, Hirten, Webern, Spinnerinnen, Schneidern, Schmieden, Kammerdienern, Vermögensverwaltern, Buchhaltern usw. bis zu leibeigenen Malern, Chirurgen, Ärzten, Pädagogen, Bibliothekaren, Rhetoren, Philosophen usw. Doch fällt diese monströse Entwicklung allerdings erst in eine spätere Zeit.

4. Der intertribale Tauschhandel (Außenhandel) hat sich auf dieser Stufe schon zu einem ansehnlichen, durch das unterdessen erfundene Geld*) vermittelten internationalen Handel entwickelt. Durch die Schiffahrt auf dem völkerverbindenden Mittelmeer begünstigt, ist er ein wichtiges Glied der Arbeitsorganisation geworden und wird, indem er die Anhäufung von Reichtümern in den Händen einzelner bewirkt, wie wir bald sehen werden, eine der wichtigsten Ursachen der späteren Weiterentwicklung der Wirtschaft.

5. Das freie Handwerk.

Außer den unfreien Differenzierten gab es auch freie Kleinhandwerker, die in Griechenland bezeichnenderweise Demiurgen genannt wurden, weil sie nicht, wie die Sklaven für einen Privaten, sondern für jeden aus dem Volk (Demos) arbeiteten. Schon in der homerischen Zeit hatte jedes Dorf seine Handwerker, besonders Metallarbeiter; außerdem gab es Zimmerleute, Lederarbeiter, Fischer, Tonarbeiter, Musiker, Tänzer, Gaukler, Seher, Ärzte, Schiffer, Kaufleute usw. (vgl. Ed. Meyer, Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums S. 70). Da jede Erwerbstätigkeit im Altertum als verächtlich und als eines freien Mannes unwürdig galt, so bequemten sich Freie nur unter dem Drang der Umstände zur Ausübung eines Handwerks, die freien Gewerbetreibenden rekrutierten sich daher hauptsächlich

1. aus niedern Proletariern, die ohne Grundbesitz waren und sich so gezwungen sahen, sich von ihrer Hände Werk zu ernähren;

*) Die Geschichte des Geldes behandeln wir in einem späteren Kapitel.

2. aus Schwächlichen und körperlich Minderwertigen, die wegen irgend eines Defektes zur normalen Bauernarbeit nicht zu gebrauchen waren. Daraus erklärt es sich auch, warum nach der Sage Homer blind und Hephästos lahm gewesen sein soll; denn gerade Blinde ließ man vorzugsweise den Beruf eines Sängers ergreifen, so wie man Personen, die zur Feldarbeit zu schwach auf den Beinen waren, zu Schmieden ausersah;
3. aus Metöken, d. h. Fremden, die ohne das Bürgerrecht zu besitzen, doch frei und selbständig waren und einen großen Teil der gewerblichen Tätigkeit in Händen hatten. Daß trotz der Verachtung der Arbeit das Gewerbe in Athen zu so hoher Bedeutung kommen konnte, verdankte es, außer den Sklaven, wohl hauptsächlich seinen Metöken; kamen doch in Athen bei einer in der 117. Olympiade vorgenommenen Volkszählung auf 21000 Bürger nicht weniger als 10000 Metöken. (Büchsenschütz a. a. O. S. 12.)

Auch in Rom gab es, neben überwiegender Sklavenarbeit, ein freies Handwerk, das namentlich in der Kaiserzeit seine Glanzzeit erlebte. Auch hier waren die Handwerker Nichtbürger oder Halbbürger, Provinziale, Fremde, hauptsächlich aber Freigelassene. „Die fort und fort in Menge freigelassenen Sklaven (sagt Friedländer, Sittengeschichte Roms, 3. Aufl. I, 249) suchten natürlich ihren Lebensunterhalt in der Regel mit Arbeiten an Geschäften zu gewinnen, die sie als Sklaven gelernt hatten.“ Auch die Polizeimannschaft wurde aus Freigelassenen angeworben (S. 292) und die Subalternämter wurden größtenteils von ihnen versehen (S. 291).

Fünfte oder Frühkapitalistische Phase.

(Anfänge kapitalistischer Organisation im Altertum.)

In der soeben kurz analysierten ältern Phase der Wirtschaft des Altertums fanden wir, wie schon oben bemerkt wurde, dieselben Formelemente der Arbeitsorganisation vor, wie schon bei den höchstgestiegenen, halbstaatlichen Naturvölkern,

aber die Organisationen, die diese nur in ihren ersten Ansätzen und schwachen Anfängen kannten, gelangten in der vierten Phase, die mit der Unterstufe der Zivilisation zusammenfällt, erst zu voller Entfaltung: Der Stammesverband hat sich zum Staat erweitert und erhoben, aus den Dorfgemeinden ragt die Stadt empor, die nun führend und tonangebend wird; der Familienhaushalt ist zur höchsten Blüte gediehen, der herrschaftliche Großhaushalt hat zum Teil ungeheure Dimensionen angenommen, der äußere Handelsverkehr ist zum Reichtum akkumulierenden internationalen Handel geworden, die Berufsgliederung der Sklaven, Metöken, Bürger ist hoch entwickelt.

Doch auch an diesem Punkte blieb die Entwicklung im Altertum nicht stehen, sie schritt weiter fort und fügte der Arbeitsorganisation der höchststehenden Naturvölker und der Zivilisierten der untern Stufe ein weiteres Element hinzu, und dieses Element war

6. die kapitalistische Unternehmung.

Verstand sich zwar der Vollbürger nicht dazu, bei der Arbeit Hand anzulegen, so verstand er es doch sehr gut, sein Kapital anzulegen, und um es fruchtbar zu machen, kapitalistische Unternehmungen ins Leben zu rufen.

a) Handelsunternehmungen.

Den Anstoß zu dieser neuen Entwicklung gab auch hier wieder die Berührung mit fremden Völkern. Die Völker des Altertums saßen, nach einem Wort Herodots, wie Frösche um einen Teich um das Mittelländische Meer herum. Die geographische Lage war für den Handel und Verkehr eine überaus günstige und die Begierde nach den Produkten fremder Länder mußte entfacht werden durch die Leichtigkeit, mit der hier die verschiedenartigsten Nationalitäten durch die Seeschiffahrt miteinander in Verbindung treten konnten. Anfänglich zwar war der Handel gering und sehr verachtet. Den phönizischen Händlern pflegten die homerischen Griechen alle möglichen Schimpfworte beizulegen und Odysseus ist tief entrüstet, als ihn der Phäake Euryalos für einen Kaufmann hält. Der phönizisch-griechische Tauschhandel, wie er in den homerischen Gesängen beschrieben wird, war auch

allerdings danach, er war durchaus von der Art, wie etwa zwischen modernen europäischen Kaufleuten und einem halbbarbarischen Negervolk. Mit unzähligem Tand beladen (sagt Schrader, Ling.-hist. Forschungen zur Handelsgesch. I, 69), landet das phönizische Schiff am griechischen Gestade, wo es liegt, bis der Austausch der Waren vollendet ist, zuweilen ein Jahr. (Od. XV, 455.) Nachdem die Gunst des Häuptlings oder Königs durch reiche Geschenke erkauft ist, werden die Waren am Ufer gewöhnlich unter Zelten zum Verkauf ausgestellt. Die Phönizier verhandelten bernsteinverzierte Halsketten, feine Zeuge und Gewebe, Schmucksachen, glänzendes Geschmeide, Metallarbeiten jeglicher Art, Purpurfarbe, also lauter Industrieartikel, die hauptsächlich auf die Eitelkeit der Frauen berechnet waren. Die Griechen konnten diese Waren nur mit Rohprodukten bezahlen, mit Getreide, Wein, Holz, Häuten, Erz, Sklaven usw.

Aber als der Handel von den Phöniziern mehr und mehr auf die Griechen überging, lernten die Reichen und besonders auch der Adel bald die mühelose Art, in Handelsunternehmungen Geld durch Geld zu gewinnen, schätzen. Zur Zeit der Blüte Athens waren die meisten wohlhabenden Bürger am Seehandel beteiligt, die Reicheren, indem sie ihr Kapital an andere zu diesem Zweck gegen hohe Zinsen ausliehen, die weniger Angesehenen, indem sie selbst Handelsgeschäfte betrieben. Bereits Thales und Hippokrates sollen sich mit Handel abgegeben haben, und Plato verdiente sich sein Reisegeld durch Ölverkauf. (Hermann, Privataltertümer, 3. Aufl. 419.) Im römischen Kaiserreich bildete sich eine Kapitalistenklasse, eine Finanzaristokratie aus, und zwar war es hauptsächlich die Klasse der Ritter, die Bank- und Handelsgeschäfte, oft auch sehr unsauberer Art, in großem Stil betrieben, wozu sie sich übrigens meistens der Sklaven und Freigelassenen bedienten. (Friedländer a. a. O. I, 254.)

b) Industrielle Unternehmungen.

Vom Handel griff die kapitalistische Unternehmung bald auch auf die Industrie über. Man ließ nämlich die Sklaven nicht nur für „die geschlossene Hauswirtschaft“ arbeiten, sondern auch für den Markt Waren herstellen. Schon der besser situierte Handwerker in Athen hatte, nach Ed. Meyer (a. a. O. S. 722), ein

paar unfreie Arbeiter, auch war es nicht gar selten, daß ein Kapitalist seinem Sklaven ein Geschäft oder eine Marktbude gab, wo er für den Profit des Herrn verkaufte oder arbeitete. Reichere Sklavenbesitzer errichteten Manufakturen oder Fabriken, in denen sie durch zahlreiche Sklaven Massenartikel für den Markt produzieren ließen. So hatte der Vater des Demosthenes, wie wir aus den Angaben seines Sohnes wissen (Apob. I, 9—11), zwei Werkstätten, eine Messerschmiede mit 33 und eine Stuhlfabrik mit 20 Arbeitern, womit er viel Geld verdiente, so daß er ein Vermögen von ungefähr 40 Talenten hinterlassen konnte (ein Talent = 4701 Mark). Kleon besaß eine Gerberei, Hyperbolos eine Lampenfabrik, der Vater des Redners Isokrates eine Flöten-, Kleophon eine Leierfabrik. Der Kapitalist hatte bloß die nötige Räumlichkeit, Sklaven und Werkzeuge zu beschaffen, alles andere wurde wohl einem Werkführer überlassen. Die Leichtigkeit, mit der durch solche Unternehmungen Geld zu verdienen war, lockte die reichen Leute, ihr Kapital darin anzulegen, so daß, wie Büchsenschütz nachweist (a. a. O. S. 336), in Griechenland fast alle Handwerke, wie Müllerei, Gerberei, Töpferei, Bäckerei, Weberei usw. in Gestalt solcher Fabriken betrieben wurden. Auch Erz- und Lederarbeiten, Schilde, Schleier, Möbel, Arzneiwaren, Salben, Öle usw. wurden fabrikmäßig hergestellt. In Schuhfabriken wurden die einzelnen Teile der Arbeit an denselben Schuhen von verschiedenen Personen ausgeführt, und die Arbeitsteilung war so hoch gestiegen, daß es z. B. in der Kleiderbranche Fabriken gab, die sich speziell mit der Anfertigung von Mänteln oder von Oberkleidern oder von Arbeitskitteln befaßten. Einige Städte waren geradezu Fabrikstädte geworden, so soll Korinth 460000, die Insel Ägina 470000 Sklaven beschäftigt haben. (Ebenda S. 137.) — Und ähnlich war es im römischen Kaiserreich, wo der landwirtschaftliche, der kommerzielle und der industrielle Kapitalismus Riesenvermögen anhäufte, die, wie Bücher sagt, nur mit denen moderner Millionäre verglichen werden können. (A. a. O. S. 118.) Der Ertrag der Papierfabriken des Firmus z. B. war so groß, daß er sich rühmte, von Papyrus und Leim ein Heer unterhalten zu können. (Friedländer a. a. O. II, 135.)

* * *

Das spätere Altertum ließ also an dem Baum der Arbeit einen neuen, zukunftsreichen Sproß erstehen, die kapitalistische Unternehmung; so daß in den Zeiten der höchsten Entwicklung der antiken Wirtschaft die Formen, aus denen sich die gesamte Arbeitsorganisation zusammensetzte, die folgenden waren:

1. Der Familienhaushalt, in dieser Phase das älteste und zugleich das wichtigste aller Elemente,
2. der Außenhandel, der schließlich, namentlich in den langen, friedlichen Jahrhunderten des römischen Kaiserreiches alle Völker der antiken Welt vereinigte,
3. der herrschaftliche Großhaushalt, zum Teil zu geradezu monströsen Gebilden entartet,
4. das freie Kleingewerbe, betrieben von Besitzlosen, Fremden, Metöken, Freigelassenen, auch von ärmeren Bürgern, die zum Teil mit Sklaven als Gehilfen arbeiteten,
5. die kapitalistische Unternehmung, die besonders in der Form des überseeischen Großhandels und des industriellen fabrikmäßigen Großbetriebs vorkam.*)

Vorstufen zur sechsten Phase.

Nach dem Verfall der alten Welt kam eine lange Periode, in der die Kultur keine weiteren Fortschritte machte, sogar in niedere Formen zurückfiel. Es traten neue, besonders germanische Völker auf die Weltbühne, die noch auf barbarischer Stufe standen

*) Über die quantitativen Verhältnisse der wirtschaftlichen Entwicklung im Altertum sind wir leider wenig unterrichtet, und die Ansichten der Historiker und Nationalökonomen über diesen Punkt gehen weit auseinander. Man vergleiche z. B. Ed. Meyer, Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums. Jahrb. f. Nat.-Ökonomie, III. Folge, 9. Bd.; Büchsenschütz, Erwerb und Besitz im griechischen Altertum; Büchsenschütz, Die Hauptstätten des Gewerbefleißes im griech. Altertum; Blümner, Die gewerbliche Tätigkeit der Völker des klassischen Altertums; Honegger, Kulturgeschichte, II. Bd.; Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft S. 117 ff.; Beloch, Jahrb. f. Nat.-Ökon. 18. Bd. S. 626 ff.; L. M. Hartmann, Zeitschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 4. Bd. S. 153 ff; Kulischer, Jahrb. f. Nat.-Ökon., III. Folge, Bd. 18, S. 384 ff.; Friedländer, Sittengeschichte Roms, 3. Aufl. I. 245 ff. „Der dritte Stand", II, 55—70; Der Handelsverkehr. U. a.

und zunächst die Aufgabe vor sich sahen, die Höhe, auf der die Antike den Untergang gefunden hatte, in langen Mühen zu erklimmen. Erst nachdem dieser Weg in ungefähr anderthalb Jahrtausenden zurückgelegt war, fand eine Weiterentwicklung der Kultur statt, ein Fortschritt zu höhern Formen, die das Altertum nicht gekannt hatte. Der Zeitpunkt, in dem diese Überflügelung des Altertums vor sich ging, läßt sich, für das wirtschaftliche Gebiet, ungefähr in das XVIII. Jahrhundert verlegen.

Wenn es sich nun nur darum handelte, den Entwicklungsfaden wieder da aufzunehmen, wo wir ihn verlassen haben, so könnten wir den ganzen Zeitraum vom Verfall des Römerreichs bis zum XVIII. Jahrhundert als eine Abschweifung einfach übergehen. Und doch soll diese Abschweifung nicht vermieden werden, und zwar aus folgendem Grunde:

Die bisher beschriebene Entwicklung kam dadurch zustande, daß sich an die früheren Elemente der Arbeitsorganisation immer neue anschlossen und zwar in folgender Ordnung:

1. Sippengenossenschaft,
2. Familienhaushalt,
3. äußerer Handel und Verkehr,
4. herrschaftlicher Großhaushalt,
5. freies Kleinhandwerk,
6. kapitalistische Unternehmung:
   a) Großhandel,
   b) industrieller Großbetrieb.

In diesem Aufbau scheint nun ein allgemeineres Entwicklungsgesetz der Arbeitsorganisation vorzuliegen; und da wir über den Weg, den die germanische Kultur von jenen primitiven Zuständen an, die Cäsar und Tacitus schildern, durch alle Phasen hindurch bis auf den heutigen Tag in zwei Jahrtausenden durchlaufen hat, gut unterrichtet sind, so liegt hier eine durch die Geschichte festgestellte Entwicklungsstrecke vor unsern Augen, die eine ungemein wertvolle Gelegenheit darbietet, jenes „Entwicklungsgesetz" einer Prüfung zu unterziehen. Aus diesem Grund soll ein Überblick über die der sechsten Phase vorausgegangene Entwicklung hier in den Gang der Darstellung eingeschaltet werden. Die Untersuchung wird, um es gleich vorwegzunehmen, das Resultat ergeben, daß in der Tat der Aufbau der Arbeitsorganisation

bei den Germanen, wenn auch nicht in Einzelheiten, so doch in den wesentlichen Zügen, mit dem geschilderten in überraschender Weise übereinstimmt; wir werden deshalb diese Einschaltung sehr kurz gestalten können.

* * *

Die Germanen vor der Völkerwanderung.

1. Sippengenossenschaft. Wie bei den Griechen und Römern in der halbhistorischen Zeit, bestand auch bei den Germanen vor der Völkerwanderung Sippenverfassung. Der uralte Sippenkommunismus war bei ihnen noch sehr ausgeprägt. Sie kannten keinen privaten Grundbesitz; jedes Jahr wurde alles Land durch das Los neu verteilt, und mit dem Wechsel des Landes war ein allgemeiner Wohnungswechsel verbunden. Diese Ackerverteilung hatte, wie ein Suevenhäuptling dem Cäsar erklärte, den Zweck, daß keiner mehr besitzen sollte, als ein anderer, also die wirtschaftliche Gleichheit der Sippengenossen.

2. Der Familienhaushalt mit seiner geschlechtlichen Arbeitsteilung kam für den eigenen, übrigens noch sehr bescheidenen Bedarf im wesentlichen selber auf. Für den Mann galten neben Krieg und Jagd die Viehzucht und der Hausbau als die einzigen eines Freien würdigen Beschäftigungen. Den Ackerbau überließen sie nach Tacitus (Germania c. 15) „den Weibern, den Greisen und den Schwächlichen".

3. Der Außenhandel war noch sehr unentwickelt. Als Tauschmittel diente das Vieh, Geld nur im Verkehr mit den Römern.

Eine Berufsgliederung existierte noch nicht, wohl aber eine soziale Differenzierung in Freie und Sklaven. Aber „zahlreich waren die Unfreien noch nicht, sie wurden es erst auf römischem Boden, während und zumal nach der Wanderung. In der Urzeit*) bestellte der kleinere Freie durch Weib und Kind das Feld, der mittelgroße hielt einige Knechte und Mägde, nur auf den Gütern des Königs und der Edlen häuften sie sich". (F. Dahn, Deutsche Gesch. I, 209.)

Die Arbeitsorganisation der Germanen vor der Völkerwande-

*) Natürlich ist damit nicht die „Urzeit" im soziologischen Sinn gemeint.

rung bestand also aus den drei Elementen der Sippengenossenschaft, des Familienhaushaltes und des Außenhandels. Außerdem waren aber deutliche Ansätze zu einer vierten Organisationsform vorhanden: zum herrschaftlichen Großhaushalt. Somit waren sie bei ihrem Eintritt in die Geschichte wirtschaftlich auf einer Stufe angelangt, die zwischen unserer zweiten und dritten Phase, der Hochsippschaftlichen und der Frühgewerblichen, einen Übergang darstellt.

* * *

Die Germanen im frühen Mittelalter.

(Fronhofsverfassung.)

Nach der Völkerwanderung verfällt die Sippenverfassung, an ihre Stelle tritt die herrschaftliche Organisation. Die Gesellschaft differenziert sich in einen Krieger- und einen Bauernstand. Der Berufskriegerstand, der anfänglich aus der unfreien Umgebung der Großen zusammengesetzt war, erhebt sich im Laufe der Zeiten zu Adel und Freiheit, die ursprünglich Gemeinfreien sinken in Hörigkeit und Erbuntertänigkeit hinab; in der fränkischen Zeit war dieser Vorgang bereits abgelaufen. (Vgl. Rachfahl, Jahrb. f. Nat. Ökon. III. Folge XIX. Bd. 196.)

Das Abhängigkeitsverhältnis der Hörigen von den Herren fand seinen Ausdruck in der Fronhofsverfassung. (Vgl. v. Maurer, Gesch. der Fronhöfe, 4 Bde.) Ein Fronhof (Herrenhof, Salhof, lat. Villa) ist nichts anderes, wie der uns schon bekannte herrschaftliche Großhaushalt, nur daß an die Stelle von Sklaven an die Scholle gebundene Hörige getreten sind. Jeder weltliche oder geistliche Herr (auch die Klöster), besaß einen oder mehrere Fronhöfe, d. h. Landgüter, die aus dem Herrenhause, den zugehörigen Gebäuden und Ländereien bestanden, oft die Größe eines Dorfes erreichten und von Hörigen bewirtschaftet wurden. Die Hörigen erzeugten fast alles, was der Hof brauchte, sie differenzierten sich zu diesem Behufe in Schäfer, Schweinehirten, Bauern, Schmiede, Jäger usw. Auch die hörigen Frauen hatten ihre Spezialitäten; sie verfertigten die Kleider, brauten Bier, mahlten das Getreide usw. Die Hörigen waren zu Dienstleistungen verpflichtet und mußten Naturalabgaben leisten: Brot, Leinen, Bier, Fässer, Kessel, Messer, Schuhe, Becher usw.

Auf den größeren Fronhöfen ging die Differenzierung noch weiter. In seiner Anweisung über die Verwaltung seiner Landgüter schrieb Karl der Große vor: „Ein jeder Vogt soll in seinem Dienste haben gute Werkleute, als da sind Schmiede, Gold- oder Silberarbeiter, Schuhmacher, Drechsler, Zimmerleute, Schildmacher, Fischer, Vogelsteller, Seifensieder, Methbrauer, Bäcker und Netzstricker.“ (Vgl. Bücher a. a. O. S. 187 ff.) Auch in den großen Klöstern, die ganze Staaten im kleinen darstellten, war die Differenzierung unter den Hörigen weit vorgeschritten; so finden wir z. B. in der Abtei Korvei schon zu Anfang des IX. Jahrhunderts: Bäcker, Brauer, Schuster, Lederarbeiter, Walker, Grobschmiede, Schildmacher, Pergamentbereiter, Schwertfeger, Zimmerleute, Maurer, Steinmetzen, Gießer, Ärzte (letztere in dieser Zeit meist Juden oder Slawen). (Maurer a. a. O. I, 253.)

Die ersten Differenzierten waren also auch in unserm wirtschaftlichen Entwicklungsgang wieder Unfreie, Hörige, die in die Arbeitsteilung hineingezwungen wurden. Allerdings gab es auch schon in der merowingischen Zeit Handwerker und Künstler, die nicht in der Abhängigkeit eines Fronhofs standen, sondern vollfrei waren. (Maurer I, 181, Henne am Rhyn, Deutsche Kulturgesch. I, 88), und namentlich als Gold-, Silber- und Waffenschmiede, als Baumeister und (Schild)Maler ihr Brot verdienten. Doch waren die unfreien Differenzierten die zahlreichsten; die Fronhöfe waren zur fränkischen Zeit, nach Maurer, so verbreitet, daß Dörfer (vicus im Gegensatz zu villa, Fronhof) in den Urkunden verhältnismäßig nur selten genannt werden.

Also die Arbeitsorganisation des frühen Mittelalters weist in den wesentlichen Zügen denselben Typus der Wirtschaft auf, den wir bei den halbstaatlichen Völkern, den Polynesiern, den Griechen und Römern der ältesten Zeiten vorfinden; sie entspricht demnach unserer „dritten oder Frühgewerblichen Phase“.

* * *

Die mittelalterliche Stadtwirtschaft.

(Handwerksmäßige Organisation.)

In der soeben besprochenen Periode vollzog sich bei den germanischen Völkern der Übergang von der „Barbarei“ zur „Zivilisation“, das Sippenwesen zerfiel, an seine Stelle trat der

Staat, und wie überall mit der Zivilisation erschien ihre treue Begleiterin, die Stadt.

Ursprünglich dienten die Städte, bei der ungeheueren Unsicherheit und Unordnung der Zeit, hauptsächlich kriegerischen Zwecken, als Burgen, Festungen, in die sich das Landvolk bei feindlichen Überfällen mit seiner Habe flüchten konnte. Doch hatten, trotz ihrer kriegerischen Mauern und Zinnen, die mittelalterlichen Städte schon von allem Anfang an, einen viel freiheitlicheren Charakter, als die Städte des Altertums. Bei den Römern hatten die Herren ihren Wohnsitz in der Stadt, ihre Landgüter bezogen sie nur vorübergehend in der heißen Jahreszeit. Die Großen und Adeligen der germanischen Völkerschaften dagegen hatten keine Lust am Aufenthalt in den Städten, sie hausten auf ihren Fronhöfen, in Burgen und Schlössern, fernab von der Stadt auf dem Lande. So konnte, im Gegensatz zur Antike, in den mittelalterlichen Städten ein freier Bürgerstand aufkommen, der allmählich so viel Macht erlangte, daß er in späterer Zeit die Adelsherrschaft abzuwerfen vermochte und damit eine neue Aera heraufführte, in der das alte Prinzip der Herrschaft, der gewalttätigen Unterdrückung, durch das der friedlichen Arbeit und der Freiheit ersetzt werden sollte. Denn je mehr der Städter sich von dem ausbeutenden Adel und dem ausgebeuteten Bauernstand als eine neue Macht, die weder unterdrückte, noch sich unterdrücken ließ, abhoben, je zahlreicher die Städte wurden, — besonders das XII. Jahrhundert war das Jahrhundert der Städtegründungen, aber auch das XI. und XIII. — je höher das Städtewesen und die bürgerlich-städtische Kultur aufblühten, um so entschiedener traten die kriegerischen Aufgaben der Stadt vor ihren friedlichen zurück: Handel und Verkehr fanden hinter ihren Mauern eine gesicherte Stätte, und schon dadurch mußte die Stadt mehr und mehr der Sammelpunkt für die differenzierten Arbeitskräfte und besonders auch für die Handwerker werden. Von allen Seiten zogen die Besitzlosen in die neue Freistätte, um dort durch Ausübung eines Handwerks sich eine selbständige Existenz zu gründen, und unter ihnen waren nicht wenige gelernte Arbeiter, die bis dahin ihre Kunst als Hörige auf einem Fronhof im Dienste eines Herrn hatten ausüben müssen und vom Land in die Stadt flüchteten; denn es

galt der Grundsatz: „Städtische Luft macht frei.“ Bald bildeten die freien Handwerker einen der wichtigsten Teile der städtischen Bevölkerung. Schon im XII. Jahrhundert begannen sie sich zu Zünften zusammenzutun. Diese Vereinigungen, anfänglich nur zu gegenseitigem Schutz und zur Wahrung gewerblicher Interessen gegründet, erlangten, besonders im XIV. und XV. Jahrhundert, der Blütezeit der Zünfte, in vielen Städten auch politische Macht und Anteil am Stadtregiment. Durch das ganze Hoch- und Spätmittelalter war das Handwerk so sehr die typische gewerbliche Betriebsform, daß man in wirtschaftlicher Beziehung diese lange Periode auch geradezu als die der handwerkmäßigen Organisation bezeichnet hat.

* * *

Frühkapitalistische Entwicklung.

Außer dem Handwerk bildete sich in den Städten noch eine andere Form der Arbeitsorganisation aus, die, wie im Altertum, als letzter Sproß am Baum der Arbeit sich an die anderen, älteren anschloß; es war das

die kapitalistische Unternehmung

und ebenfalls wie im Altertum war es auch hier wieder der internationale Handel und Verkehr, der, nach der Erschließung des Orientes, zuerst den Unternehmungsgeist zu neuen Taten reizte. In den italienischen Städten nahm der Handel schon im XIV. Jahrhundert ein stark kapitalistisches Gepräge an, und im XV. Jahrhundert begann der kapitalistische Großhandel auch in den süddeutschen Städten festen Fuß zu fassen (vgl. Sombart, Der moderne Kapitalismus I, 398).

Im XV. und XVI. Jahrhundert begnügte sich die neue Betriebsform nicht mehr damit, Geld in Handelsunternehmungen anzulegen, sondern sie griff jetzt in den verschiedenen Ländern Europas auch auf das Gebiet der Industrie über. Zunächst verstanden es Kapitalisten, ihre Hand auf den Bergbau zu legen und Messinghütten, Eisen- und Kupferhämmer in ihre Abhängigkeit zu bekommen. Bald wurden auch Großbetriebe in Form von Manufakturen und Fabriken gegründet: zunächst [Conrads Handwörterb. d. Staatsw. Art. Fabrik] Buchdruckereien, Papiermühlen, Glashütten, Spiegelmanufakturen, Seidenfabriken.

1515 gab es schon einen Großbetrieb der Seidenfabrikation in Ulm, 1676 eine Seiden- und Wollenfabrik in Dresden, 1686 eine Tuchfabrik in Halle a. S. usw.

Aber die Fabriken und Manufakturen blieben noch für lange Zeit hinaus dünn gesät, die Fortentwicklung des Kapitalismus schlug zunächst einen andern Weg ein, sie ging zu dem sog. Verlagssystem über, zur Hausindustrie.*) In dieser Betriebsform beschäftigt bekanntlich ein kapitalistischer Unternehmer eine Anzahl von Arbeitern in ihren eigenen Wohnungen; das Wesen der Hausindustrie besteht also, nach der Definition von Pohle, in dem einheitlich organisierten Großvertrieb von Waren, die in vielen zerstreuten Kleinbetrieben hergestellt worden sind. Schon im XVI. und XVII. Jahrhundert vereinigten sich Handwerker, um ihre Waren durch Beauftragte auf entfernteren Märkten zu verkaufen. Dabei wahrten sie zunächst ihre Selbständigkeit, die aber dann im Verlauf der Zeit immer mehr verloren gehen sollte. Seit dem XVIII. Jahrhundert nahm die Hausindustrie ihre heutige traurige Gestalt an. Sie wurde nun diejenige Unternehmungsform, in der bis in den Beginn der hochkapitalistischen Periode hinein der größte Teil der kapitalistisch betriebenen Industrie organisiert war. (Am Schluß des XIX. Jahrhunderts gab es noch eine halbe Million Heimarbeiter in Deutschland.)

* * *

Überblicken wir die soeben durchmessene interessante Entwicklungsstrecke, die in zwei Jahrtausenden die europäischen Völkerschaften von den primitiven Zuständen der Sippenverfassung bis vor die Tore des Hochkapitalismus führte, so ergibt sich als Resultat der Untersuchung, daß die Arbeitsorganisation sich auch hier aus denselben Formelementen aufbaute, die uns schon durch die vorhergehenden Untersuchungen bekannt waren.

Und auch in der Reihenfolge, in der diese Formen aufeinanderfolgten: 1. Sippengenossenschaft, 2. Familienhaushalt, 3. Außenhandel. 4. herrschaftlicher Großhaushalt (Fronhof), 5. freies Handwerk, 6. kapitalistische Unternehmung (a) Groß-

*) Pohle, Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im XIX. Jahrhundert.

handel, b) industrieller Großbetrieb) — erkennt man leicht die Übereinstimmung mit jener oben in Frage gezogenen Gesetzmäßigkeit, die wir hier einer Prüfung unterziehen wollten.

Auch in der Folge der Phasen fanden wir nur eine Wiederholung des uns schon bekannten Vorgangs. Indem immer neue Formelemente auftraten, und sich jedes neue Element an die vorhergehenden anschloß, wurde die Arbeitsorganisation Schritt für Schritt immer zusammengesetzter, und bei jedem Schritt entstand eine neue Phase des Gesamtbildes. Solcher Phasen konnten wir bei den germanischen Völkern vier unterscheiden:

1. Die Sippenorganisation, die von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis in die Völkerwanderung hinein bestand, übrigens zur Zeit Cäsars schon deutliche Ansätze zum Übergang in die folgende Phase aufwies,
2. die Frühgewerbliche Organisation (Fronhofwirtschaft), die das frühe Mittelalter (eine genaue Abgrenzung ist natürlich unmöglich) umfaßte und die europäischen Völkerschaften von der Barbarei durch halbstaatliche Zustände hindurch in die Zivilisation hinüberführte,
3. die Handwerkmäßige Organisation (Stadtwirtschaft), die das ganze Hoch- und Spätmittelalter ausfüllte und
4. die Frühkapitalistische Phase, die, vom Beginn der Neueren Zeit bis ans Ende des XVIII. Jahrhunderts dauernd, den Schluß dieser ganzen Wiederholung bildete.

Die letzten beiden Phasen lassen sich übrigens noch weniger scharf, als die andern voneinander abgrenzen, da die frühkapitalistische Entwicklung mit ihren langen und langsamen Anfängen zum großen Teil mit der Stadtwirtschaft zusammenfällt, und der Übergang hier ein ganz besonders allmählicher und fließender war.

Diese vier Phasen nun entsprechen in allen wesentlichen Zügen unserer zweiten bis fünften Phase. Aber so groß die Übereinstimmung ist, so darf doch nicht unterlassen werden, auf ein unterscheidendes Merkmal hinzuweisen: die mittelalterliche Entwicklung war freiheitlicher als die antike. In den Fronhöfen des Mittelalters waren anstatt der Sklaven (oder doch neben den Sklaven) Hörige eingegliedert,

die nicht wie jene gänzlich unfrei und rechtlos, sondern nur an die Scholle gebunden und zu Dienstleistungen (Fronden) und Naturalabgaben verpflichtet waren; und zweitens konnte, aus einem früher angeführten Grunde, in den Städten das freie Handwerk in viel höherem Maß zur Entfaltung gelangen, als es im Altertum der Fall war. Diese beiden Erscheinungen finden sich allerdings schon in der spätern Kaiserzeit im Römerreich, wie die massenhaften Freilassungen von Sklaven und die Einrichtung des Erbpachtverhältnisses (des Kolonats und der Emphyteuse) beweisen, deutlich vorbereitet und sind vielleicht von dort herübergenommen worden. Jedenfalls lagen sie in der Richtung der Entwicklung; die Vorteile der freien Arbeit gegenüber der Sklavenarbeit mußten früher oder später erkannt werden.

Sechste oder Hochkapitalistische Phase.*)

(Seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts in England, seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts in Deutschland.)

Die Anfänge des Kapitalismus waren, wie wir soeben gesehen, ungemein lange und langsam gewesen; bis in die Zeit der Kreuzzüge lassen sich seine dünnen und schwachen Wurzeln verfolgen. Zuerst hatte er die Gestalt des Großhandels angenommen. Aber der Großhandel war das ganze Mittelalter hindurch nur ein unbedeutendes Element der Wirtschaft, und noch gegen Ende dieser Periode umfaßte er nach Bücher (a. a. O. S. 147) nur folgende fünf Artikel: 1. Gewürze und Südfrüchte, 2. getrocknete und gesalzene Fische, die damals allgemeines Volksnahrungsmittel waren, 3. Pelze, 4. feine Tücher, 5. für die norddeutschen Städte Wein, in einzelnen Teilen Deutschlands auch Salz, das aber vom Rat meist direkt von den Produktionsstätten bezogen wurde. Bezeichnend für die Schwäche des früheren kapitalistischen Handels ist es auch, daß noch im Jahre 1825 die ganze Handelsflotte Bremens nicht so viel Tonnen zählte, wie heute der eine Dampfer „Kaiser Wilhelm II." (Pohle S. 118). Dann bemächtigte sich die kapitalistische Unternehmung des Berg-

*) Literaturzusammenstellung bei Pohle a. a. O. S. IV.

baus und begann Manufakturen und Fabriken zu gründen, aber auch diese waren und blieben bis ins XVIII. und XIX. Jahrhundert hinein vereinzelte Erscheinungen. Darauf folgte die Zeit der Hausindustrie, die nun von allen Organisationen, die für einen größern Abnehmerkreis arbeiteten, die wichtigste wurde, aber neben Eigenproduktion und Handwerk immer noch verhältnismäßig wenig Bedeutung hatte.

So zog sich die Entwicklung der kapitalistischen Organisation langsam und energielos dahin. Da trat ein Ereignis ein, das in diese Entwicklung plötzlich stürmisches Leben brachte, das den Anstoß gab, daß der Fortschritt, nach einem Stillstand von anderthalb Jahrtausenden zu neuen höhern Formen weiterentwickelt wurde, und das die größte Umwälzung des ganzen wirtschaftlichen Lebens hervorrief, die die Geschichte kennt. Dies epochemachende Ereignis war die Erfindung der großen Arbeitsmaschinen. Als der König Dampf seinen Einzug in die Industrie hielt, die bis dahin als bewegende Kraft nur den menschlichen (und tierischen) Muskel und etwa noch des Wassers gekannt hatte, da begann die kapitalistische Organisation in raschem Siegeslauf auf der ganzen Linie vorzurücken, und es entstand eine neue Wirtschaftsepoche: der Hochkapitalismus.

Zuerst waren es die älteren Großbetriebe, die sich bis dahin neben dem Handwerk entwickelt hatten, wie die Papierfabrikation, Seifensiederei, Buchdruckerei, die Tabak-, Porzellan-, Schokoladenfabrikation usw., die nun an Ausdehnung bedeutend gewannen. Dazu kamen zweitens ganz neue Industrien, die erst seit dem letzten Jahrhundert entstanden sind: die Gummiwaren-, die Zuckerindustrie, die chemischen und Maschinenfabriken. Drittens griff aber die neue Betriebsform auch auf das Gebiet der ehemals handwerkmäßig betriebenen Gewerbe über, die nun aus ihrem Jahrhunderte alten Besitz verdrängt wurden. Dazu gehörten besonders: die Spinnerei, die Weberei, Gerberei, Müllerei, Hutmacherei, Buchbinderei, Handschuhmacherei, Ziegelei, Töpferei. Der Verdrängungsprozeß ging zum Teil so stürmisch vor sich, daß allein durch die Einführung der Maschinenspinnerei in den vierziger Jahren Tausende von Spinnern in den Hungertod getrieben wurden. Schließlich bemächtigt sich die kapitalistische Unternehmung fast aller Produktion, soweit sie überhaupt mit

Vorteil im Großen betrieben werden kann, sowie des gesamten Handels und Verkehrs: der Schiffahrt, der Eisenbahnen, des Postwesens, der Bergwerke (Eisen, Kohle, Petroleum usw.); der Kapitalismus zentralisiert den Warenvertrieb in großen Magazinen mit Dutzenden von Filialen, die große Massen vorher freier Handwerker unter ihre Botmäßigkeit bringen, in großstädtischen Waren- und Kaufhäusern; er ruft riesenhafte kombinierte Unternehmungen ins Leben, in denen Tausende von Arbeitern zu einer einzigen arbeitsteiligen Kooperation, zu einem ungeheuren Gesamtarbeiter von übermenschlichen Kräften und Fähigkeiten vereinigt sind, und entwickelt so auf den verschiedensten Gebieten des Wirtschaftslebens höhere Formen der Arbeitsvergesellschaftung, die an Leistungsfähigkeit alles, was die Welt bis dahin gesehen, weit hinter sich zurücklassen. Und dieser großartige Umschwung vollzog sich in dem kurzen Zeitraum weniger Jahrzehnte. Im ganzen repräsentierten die im Dienste der Industrie stehenden Dampfmaschinen, nach Pohle, 1837 in Preußen erst etwas über 7000 Pferdekräfte, 1855 waren es schon fast 62000 und 1875 zwei drittel Millionen. In Deutschland betrug die Leistungsfähigkeit der Maschinen 1879 4510637 Pferdestärken, eine Pferdestärke = der Leistungsfähigkeit von drei Pferden oder 20 Menschen gerechnet (Conrads Handw. d. Staatsw.). Nach Sombarts Berechnungen hat sich die gesellschaftliche Produktivkraft in den letzten hundert Jahren etwa verfünffacht, von 1840 bis 1895 soll die Produktivkraft der deutschen Nation im Verhältnis von 1 : 3 gewachsen sein (Sozialismus und soziale Bewegung 5. Aufl. S. 80).

* * *

Bis zum Eintritt der hochkapitalistischen Bewegung konnten wir die Entwicklung der Arbeitsorganisation dem stillen Wachstum einer Pflanze vergleichen, die Sproß auf Sproß langsam hervortreibt und alle Äste und Zweige friedlich nebeneinander grünen und blühen lässt. So war es jetzt nicht mehr. Als der Hochkapitalismus sein riesiges Haupt erhob, wurde es ein blutiger Kampf, der zwischen den älteren Elementen und dem neuen übermächtigen Eindringling entbrannte, und aus dem dieser als Sieger hervorging. Es wird deshalb, wenn wir uns ein Bild

von der gesamten Arbeitsorganisation dieser Phase machen wollen, jetzt notwendig sein, uns nach den Schicksalen dieser älteren Elemente etwas umzusehen.

1. Die Sippenverfassung ist, wie wir schon gesehen haben, längst verschwunden und verschollen; an ihre Stelle war zunächst der Feudalstaat, dann die absolute Monarchie und schließlich mit dem Beginn der hochkapitalistischen Phase die konstitutionelle Monarchie und zum Teil die bürgerliche Republik getreten. Aber eine in ökonomischer Beziehung bedeutsame Funktion hat die Sippe doch bis zum heutigen Tage sich zu erhalten gewußt: sie regelt, innerhalb gewisser Grenzen, die Verteilung der Güter, indem bekanntlich auch in den neuesten Gesetzbüchern die Erbfolge durch die Verwandtschaft bestimmt wird.

2. Der Familienhaushalt, in der Frühgewerblichen Phase und auf den untern Stufen der Zivilisation in höchster Blüte, blieb auch durch die Zeiten der Stadtwirtschaft hindurch noch immer das wichtigste Element der Arbeitsorganisation, indem er durch Eigenproduktion für die meisten Bedürfnisse der gesamten Wirtschaft aufkam. Ein immer größer werdender Teil seiner Funktionen wurde ihm zwar abgenommen durch das mehr und mehr erstarkende und sich stetig feiner differenzierende Handwerk. Aber auch die Städter des Mittelalters hatten meist ein kleines Feld oder einen Garten, den sie bebauten, trieben Schweinezucht usw., und mancher Handwerker konnte sich nur durch solche Nebenbeschäftigung erhalten.

Erst die kapitalistische Organisation gab dem allerdings auch schon vorher progressiv verfallenden alten Oikensystem den Todesstoß. In den großen arbeitsteiligen Kooperationen mit eingegliederten Krafts- und Arbeitsmaschinen usw. stellte der Kapitalismus Betriebsformen von so überlegener Leistungsfähigkeit auf, daß damit der Familienhaushalt mit seinem Zwergbetrieb nicht mehr konkurrieren konnte. Eine neue Ära der Wirtschaft beginnt jetzt: es dringt das der Eigenproduktion entgegengesetzte, bis dahin fast nur durch das Kleingewerbe vertreten gewesene Prinzip durch, daß nicht derjenige ein Gut herstellt, der dessen bedarf, sondern diejenigen, die für die Arbeit am geschicktesten und am besten eingerich-

tet sind. Beinahe niemand produziert mehr für den eigenen Bedarf, sondern für den Austausch. Die Eigenproduktion wird auf der ganzen Linie verdrängt durch die Warenproduktion. Ein Produktionsakt nach dem andern: „das Spinnen und Weben, das Nähen und Schneidern, das Backen und Schlachten, das Seifenkochen und Lichterziehen, das Bierbrauen und Krauteinmachen“ usf. wird nun aus der Hauswirtschaft losgelöst und der gesellschaftlichen Produktion übertragen. Und damit hat der Familienhaushalt die bedeutsame Rolle, die ihm durch so viele Jahrhunderte hindurch vor allen andern Elementen der Arbeitsorganisation zugefallen war, endgültig ausgespielt.

Da die meisten hauswirtschaftlichen Tätigkeiten von den Frauen verrichtet worden waren, so werden diese nun eines großen Teiles ihrer bisherigen Beschäftigungen beraubt, und so wurde der ungeheure Fortschritt, den die Arbeitsvergesellschaftung durch die kapitalistische Organisation gemacht hat, wie wir später noch sehen werden, eine der Hauptursachen der modernen Frauenbewegung; denn die Frau wird nun aus dem Haus in das Erwerbsleben hineingedrängt und der immer weiterschreitenden Differentiation aller erwachsenen Glieder der Gesellschaft in die Arme getrieben.

3. Der herrschaftliche Großhaushalt ist seinem kleinern aber ältern Bruder, dem Familienhaushalt, im Verfall lange vorausgegangen. Schon das aufblühende Städtewesen trug zur Untergrabung der Fronhofwirtschaft mächtig bei (Maurer a. a. O. IV, 481). Viele Hörige flohen ihre harten Herren und fanden in den Städten die Freiheit, so daß schon im Mittelalter das Los der Leibeigenen, wenn man sie nicht verlieren wollte, gemildert werden musste. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft — 1781 in Österreich unter Joseph II., 1789 in Frankreich, 1783 in Baden, 1807—11 in Preußen (Stein) — verschwand der „herrschaftliche Großhaushalt“. Als letzte Reste dieser Organisationsform, die in der frühgewerblichen Phase das Land mit Fronhöfen übersät hatte, sind nur die Rittergüter und die Majorate geblieben, und auch diese produzieren nicht mehr für den eigenen Bedarf, sondern für den Markt.

4. Auch das Handwerk*) hat durch den rapiden Aufschwung der kapitalistischen Organisation einen schweren, nach der Ansicht der meisten Nationalökonomen einen tödlichen Schlag erlitten. Der kapitallose Kleinbetrieb hat dem kapitalkräftigen Großbetrieb weichen müssen. Während der Schuhmacher mit Pfriemen und Hammer hantiert, arbeitet eine moderne Schuhfabrik nach Sombart mit nicht weniger als 34 verschiedenen Arten von Maschinen, die Gewehrfabrikation wird mit über 600 verschiedenen Maschinen und sogar die Herstellung der Zündhölzer mit 16 Maschinenarten betrieben. Eine einzige Spinnmaschine erhöht die Arbeitsleistung eines Spinners um das 100fache. Infolge dieser überlegenen Konkurrenz sind manche Handwerke wie z. B. die Weberei, die Spinnerei, ganz ausgestorben oder eilen, wie die Gerberei, Schneiderei, Kürschnerei usw. mit Riesenschritten ihrem Untergang entgegen. In anderen Betriebsarten wurde der Handwerker vielfach zum Händler oder zum Heimarbeiter hinabgedrückt, dem die Großindustrie die wichtigsten Produkte fertig liefert und ihn so in Abhängigkeit hält, so z. B. in der Uhrmacherei, Klempnerei, Schlosserei, Schuhmacherei usw. Manche Handwerke haben sich aus der Stadt auf das Land geflüchtet, wo namentlich der Schmied und der Wagner noch immer ein gesichertes Fortkommen finden. Während früher, zur Zeit der Zünfte, Stadtzwang herrschte, d. h. kein Handwerker auf dem Lande sich niederlassen durfte, gibt es jetzt 675000 Meister auf dem Lande (52% aller selbständigen Handwerker) und daraus erklärt es sich wohl, daß die Anzahl der Handwerker trotz des Niederganges ihres Gewerbes vom Beginn des XIX. Jahrhunderts bis jetzt nicht abgenommen hat. In der Stadt haben sich einige Handwerker zu kleinkapitalistischen Unternehmern, auch zu Großindustriellen aufgeschwungen, manche haben sich zu hausindustriellen Meistern im Dienste einer kapitalistischen Unternehmung umgewandelt, die meisten sind ins Proletariat hinabgestiegen oder der Verarmung verfallen, indem sie als Flickmeister und durch allerhand Nebenerwerb sich mühsam über Wasser halten und ein kümmerliches Dasein fristen.

*) Näheres bei Sombart, Der moderne Kapitalismus II 561, „Der Verkrüppelungsprozeß des Handwerks"; Bücher a. a. O. 215 ff. „Der Niedergang des Handwerks" u. v. a.

Und der geschilderte Umwandelungsprozeß geht infolge neuer Erfindungen immer weiter, „an allem Gewerbe frißt der Wurm“ (Sombart), so daß die Aussichten in die Zukunft für das Handwerk, das über ein halbes Jahrtausend in der Geschichte der Arbeit die Führung hatte, immer trüber werden.

5. Alle bis jetzt besprochenen Formen der Arbeitsorganisation fanden in dem plötzlich in die Höhe gekommenen Kapitalismus einen gefährlichen Gegner, durch den sie teils stark zurückgedrängt, teils geradezu dem Untergang nahe gebracht wurden. Der entgegengesetzte Fall liegt vor in Beziehung auf den Außenhandel oder die internationale Arbeitsorganisation, die gerade im Bunde mit dem kapitalistischen System eine Höhe der Entwicklung erreichte, die als eine der besten Errungenschaften der kapitalistischen Ära bezeichnet werden muß.

Während noch vor 100 Jahren der Güterumtausch zwischen den einzelnen Völkern ein mehr oder weniger entbehrliches Element der Wirtschaft darstellte, hat sich jetzt die internationale Organisation, dank den neuen Verkehrsmitteln, dank der Entwicklung des Großhandels, der Großindustrie, zu einer unentbehrlichen Einrichtung aufgeschwungen. Denn nicht nur führen wir als tägliche Bedürfnisse des gemeinen Mannes Produkte aus fernen Ländern ein, die wir in großen Massen verbrauchen, wie Kaffee, Tee, Gewürze, Kakao, Tabak, Baumwolle, Wolle, Seide, Petroleum usw., sondern infolge der Differentiation in Agrar- und Industrieländer ist auch die Bevölkerung der höchstentwickelten Staaten in ihrer Ernährung auf den Verkehr mit andern Ländern geradezu angewiesen.

So verbindet der „Welthandel“ in einem sozusagen tagtäglichen Verkehr fast alle Bewohner der Erdoberfläche zu einer großen universellen Arbeitsorganisation, in der sich die verschiedenen Völker derart in die Arbeit geteilt haben (äußere Differentiation), daß jedes Land die Produkte, die unter den spezifischen Verhältnissen seiner geographischen Lage, seines Klimas, der Kulturstufe seiner Bewohner am besten gedeihen, erzeugt und mit allen andern Ländern umtauscht. Und dieser großartige ökonomische Internationalismus nimmt an Macht und Geschlossenheit immer mehr zu und nähert sich mehr und mehr einem Zustande, den man schon jetzt als „Weltwirtschaft“ bezeichnet hat.

Siebente oder Spätkapitalistische Phase.

(Etwa seit der kaiserlichen Botschaft im Jahre 1881.)

Der Satz Kants, daß der Fortschritt immer schneller, und die Phasen, die er durcheilt, zeitlich immer kürzer werden, bestätigt sich in der Geschichte der Arbeit in auffallender Weise. Die sippschaftliche Organisation hatte aller Wahrscheinlichkeit nach eine Dauer von unzähligen Jahrtausenden und noch die Stadtwirtschaft von mehr als einem halben Jahrtausend gehabt; das Geburtsjahr der hochkapitalistischen Phase in Deutschland datiert man gewöhnlich in das Jahr 1833, in dem der deutsche Zollverein gegründet wurde, und schon steigt eine neue Phase herauf, die erst seit einigen Jahren mehr und mehr Gestalt gewinnt: die jüngste oder spätkapitalistische Phase, in der wir uns gegenwärtig befinden.

Wie jede neue Phase durch das Auftauchen einer neuen Organisationsform ins Leben gerufen wurde, so ist es auch mit der Spätkapitalistischen Phase der Fall, und das jüngste Formelement, das für unsere jetzige Phase kennzeichnend ist und vielleicht dazu bestimmt sein wird, die gesamte Arbeitsorganisation einst ebensosehr umzugestalten, wie es vorher die kapitalistische Unternehmung getan hat, ist

7. der sozialisierte Betrieb,

der in zwei Formen auftritt, erstens als staatlicher, und zweitens als genossenschaftlicher Betrieb.

a) Die staatlichen Betriebe (wir begreifen unter der Bezeichnung auch die Betriebe der unterstaatlichen Gebilde: Provinz, Kreis, Bezirk, Gemeinde mit ein) haben mit den kapitalistischen Unternehmungen die Größe und Höhe der Organisation gemein, aber sie unterscheiden sich von diesen 1. dadurch, daß sie nicht für den Nutzen eines Privaten, sondern für den der Allgemeinheit arbeiten, weshalb man sie eben sozialisierte Betriebe nennen kann. Der spekulative Eigennutz ist ihnen also fremd, dafür fällt ihnen aber, wenigstens bis jetzt, jene im Bürokratismus liegende Schwerfälligkeit zur Last, die der kaufmännische Betrieb nicht kennt. 2. Ein anderer Unterschied liegt darin, daß der Staat seinen Arbeitern den Charakter des Beamten verleiht

und ihnen dadurch Vorteile zuwendet, die den Angestellten der kapitalistischen Unternehmung abgehen.

Im Altertum, auch während seiner höchsten ökonomischen Entwicklung, waren staatliche Betriebe kaum vorhanden. Die Ausbeutung der Regalien, der Salinen und Bergwerke, in denen allerdings Staatssklaven arbeiteten, sogar die Beitreibung der Steuern und die Erhebung der Zölle wurden einfach an Pächter vergeben und in der Regel wurden alle für das Gemeinwesen erforderlichen Arbeiten von den Staatsbehörden ganz oder zum Teil an Unternehmer verdungen. (Büchsenschütz, Besitz und Erwerb S. 334.) Nicht einmal staatliche Unterrichtsanstalten kannte das Altertum. Nur die Soldaten ließ der römische Staat öffentliche Arbeiten verrichten: sie mußten, namentlich in den neu unterworfenen Ländern, Straßen und Brücken, Schanzen und Befestigungen bauen, Ziegel brennen, Steine brechen, wüstes Land urbar machen, damit sie nicht dem Müßiggang und der Zuchtlosigkeit verfielen. (Honegger II, 393; F. Dahn, Deutsche Gesch. I. 1, 399 Anm. 3.) Auch im Mittelalter war der Staat noch zu schwach, um an ökonomische Aufgaben herantreten zu können.

Dies änderte sich erst, als das Staatswesen immer mehr in Kraft, Ordnung, Umfang erstarkte und aufblühte. Der moderne Staat hat die Münze, das Zoll-, Steuer-, Forstwesen in eigene Verwaltung genommen, er hat den gesamten Unterricht (Schulzwang) in seine Hand gebracht, dann hat er das Versicherungswesen im großen Stil organisiert, seit 1883 die Krankenversicherung, 1884 die Unfall-, 1890 die Invaliditäts- und Altersversicherung; die Arbeiterversicherungen haben einen solchen Umfang angenommen, daß schon am Schluß des XIX. Jahrhunderts für ihre Zwecke Tag für Tag rund eine Million Mark verwendet wurde. Ferner gründet der moderne Staat öffentliche Sparkassen, Feuerversicherungen, Waisenversorgungen und andere Wohlfahrtseinrichtungen, er schützt Frauen und Kinder vor Ausbeutung, die Arbeiter durch die Einrichtung der Fabrikinspektion vor Unfällen usw., er baut Straßen, Kanäle, Brücken, Waisenhäuser, Irrenanstalten, Kinderheime, Museen, öffentliche Bibliotheken, auf eigener Werft Schiffe, er sorgt für die Beleuchtung und Reinigung der Straßen, für Trambahnen, Gasanstalten, Wasser- und Abfuhrleitungen, in manchen Ländern hat er die Tabakfabrikation,

den Alkoholverschleiß monopolisiert, verwaltet die Bergwerke und Salinen in eigener Regie, vor allem aber hat er die größten der Großbetriebe, die Riesenorganisationen des Transport- und Verkehrswesens, die Posten und Eisenbahnen, das Telegraphen- und Telephonwesen in eigenen Betrieb genommen. Und alle diese Betriebe verwaltet er durch ein Heer von Beamten, deren Menge das Mittelalter in Staunen setzen müßte, und deren Zahl in ständigem Steigen begriffen ist. Von 1882 bis 1895 sind nach der Statistik des Deutschen Reiches 4119 neue Berufsbezeichnungen aufgekommen, von denen nicht weniger als 2079, also über die Hälfte in die Berufsgruppe der öffentlichen Dienste fallen. 1894 bezifferte sich das Postpersonal allein auf 174398 Personen.

Diese großartige Entfaltung der ökonomischen Tätigkeit des Staates läßt sich auch leicht begreifen: Bei einer Entwicklung, die vom Kleinen ins Große gerichtet ist, muß der Staat als das machtvollste aller menschlichen und überhaupt irdischen Gebilde und als der reichste von allen Kapitalisten sich immer mehr seiner „organbildenden“ Kraft bewußt werden, und die Zukunft wird aller Wahrscheinlichkeit nach immer neue und größere Aufgaben mit sich bringen, die nur durch den Riesen Staat gelöst werden können. Ursprünglich waren ja alle größeren Unternehmungen der Initiative kapitalbesitzender Privatpersonen zu verdanken. Aber je mehr die Organisationen an Größe und Wert zunahmen, um so stärker zeigten sie die Neigung, sich den Händen der Einzelnen zu entwinden und in den Besitz von Vereinen, Aktiengesellschaften, Genossenschaften überzugehen; und bald trat auch der staatliche Betrieb als Konkurrent der kapitalistischen Unternehmung auf und begann, diese auf verschiedenen Gebieten immer mehr niederzukämpfen und zu verdrängen, gerade wie vorher der Kapitalismus die älteren Organisationsformen verdrängt und zum Teil vernichtet hatte (man denke z. B. an die Verstaatlichung der Eisenbahnen). Wir haben also auf manchen Gebieten eine Entwicklung vor uns, deren Stadien sich mit den drei Worten: Einzelunternehmer — Gesellschaft — Staat — bezeichnen lassen. Je größere Organisationen nun die immer zunehmende Arbeitsvergesellschaftung hervorbringt, um so mehr treten diese aus der Sphäre der privaten in die der öffentlichen Interessen über:

gerade in unserer gegenwärtigen Phase beginnen die einzelnen Großbetriebe sich zu Organisationen noch höherer Ordnung zu vereinigen, zu Kartellen, Syndikaten, Trusts, Ringen usw., deren Weiterentwicklung zwar eine Notwendigkeit ist, weil sie im Wesen unserer heutigen Produktionsweise begründet liegt, die aber zugleich die Gefahr der Monopolisierung ganzer Wirtschaftszweige durch Private immer drohender in Aussicht stellt; so daß dem Staat als dem Wächter der öffentlichen Interessen früher oder später die Aufgabe zufallen wird, seine Hand auf diese Riesenorganisationen zu legen. Auch den Streitigkeiten zwischen den großen Unternehmer- und Arbeiterkoalitionen, durch die oft Tausende, ja Zehntausende außer Tätigkeit gesetzt werden, wird der Staat nicht stets mit verschränkten Armen zusehen können, auch hier wird er erst kontrollierend und regulierend, dann immer aktiver eingreifen müssen usw. Und so drängen sich dem Staat von allen Seiten neue Aufgaben auf, die wohl dazu beitragen werden, daß „das Gesetz von der wachsenden Staatstätigkeit" auch in Zukunft seine Gültigkeit nicht einbüßen wird. Wir stehen offenbar in den Anfängen einer neuen Entwicklung, über deren Gestaltung wir natürlich nur Vermutungen hegen können.

* * *

b) (Genossenschaftliche Betriebe.) Außer den staatlichen gehören noch die Konsumgenossenschaften zu den sozialisierten Betrieben; denn auch sie bezwecken nicht den Privatvorteil eines einzelnen kapitalistischen Unternehmers, sondern den gemeinsamen Nutzen aller Teilnehmer. Aber während bei den staatlichen Betrieben sozusagen „von oben herunter" organisiert wird, findet die Organisation der Genossenschaften auf individuelle Initiative hin statt, „von unten hinauf", „durch Selbsthilfe". Die ersten Konsumvereine wurden in England gegründet. Es bedeutete einen Markstein der sozialen Geschichte, wie Sombart sagt (Sozialismus und soziale Bewegung 5. Aufl. S. 119), als im Jahre 1844 in dem Städtchen Rochdale der erste kleine Laden einer Genossenschaft eröffnet wurde, die anfänglich nur 28 Mitglieder zählte, deren Umsatz wöchentlich 2 £, und deren angesammeltes Vermögen 28 £ betrug; denn dies war der Anfang der Konsumvereinsbewegung, an der heute etwa zwei Millionen Menschen beteiligt sind, die

über ein Vermögen von mehr als 500 Millionen Mark verfügt und Waren jährlich umsetzt, deren Wert eine Milliarde Mark weit übersteigt. Allein die englischen und schottischen Großeinkaufsgenossenschaften haben zusammen heute schon einen Umsatz von etwa 500 Millionen Mark, und die englischen Konsumvereine besitzen selbst Fabriken, in denen sie für den eigenen Bedarf Waren im Wert von etwa 200 Millionen Mark herstellen lassen (a. a. O. S. 121). In Belgien und anderen Ländern hat das Genossenschaftswesen die Entwicklung im Stammland dieser Organisationsform sogar noch überflügelt.

* * *

Die sozialisierten Betriebe, die wir soeben mit wenigen Strichen zu skizzieren versucht haben, stellen eine neue und bis jetzt die letzte Form der Arbeitsorganisation dar, eine Form, die vorläufig allerdings nur in ihren ersten Anfängen zur Entfaltung gelangt ist. Nach dem ganzen Entwicklungsverlauf, den wir bis hierher kennen gelernt haben, ist anzunehmen, daß diese Anfänge sich nun weiter entwickeln werden, und daß dadurch, wie vorher durch das Aufkommen des Gewerbes, dann der kapitalistischen Unternehmung eine neue Epoche der Arbeitsorganisation entstehen wird. In diesem Sinne und auch aus später zu erwähnenden Gründen kann man in Analogie mit den Benennungen „frühgewerblich", „frühkapitalistisch", die gegenwärtige oder spätkapitalistische auch als „frühsozialistische Phase" bezeichnen, wobei unter dieser Bezeichnung nur verstanden werden kann, daß aller Erwartung nach in der kommenden Phase die sozialisierten Betriebe unter teilweiser Verdrängung der älteren Formelemente zu besonderer Bedeutung gelangen werden, und daß diese Entwicklung zu noch höheren Formen der Arbeitsvergesellschaftung weiterschreiten wird, von denen wir uns allerdings jetzt noch keine genaue Vorstellung bilden können.

II. Kapitel.

Betrachtungen über den Aufbau der Arbeitsorganisation.

Wir haben nun sieben Formen*) kennen gelernt, aus denen sich auf allen Stufen der wirtschaftlichen Entwicklung die gesamte Arbeitsorganisation zusammensetzt. Diese sieben Organisationsformen waren, nach ihrem zeitlichen Auftreten geordnet:

1. die Sippengenossenschaft mit ihrem Arbeits-, Nahrungs- und Bodenkommunismus;
2. der Familienhaushalt, beruhend auf der geschlechtlichen Differentiation, d. h. der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau;
3. der Außenhandel oder die äußere Arbeitsorganisation, die sich aus der äußeren Differentiation und dem äußeren Handel und Verkehr zusammensetzte,
4. der herrschaftliche Großhaushalt (Grundherrschaft, Oikos, Fronhof, Villa), der nichts anderes ist, wie ein durch die Eingliederung von (differenzierten) Sklaven oder Hörigen erweiterter Familienhaushalt,
5. das freie Gewerbe, im weitesten Sinne des Wortes, unter welcher Bezeichnung wir alle differenzierte nicht kapitalistisch organisierte Arbeit verstanden, also die sämtlichen Betriebsformen vom Hauswerk (Hausfleiß), Lohnwerk (Stör und Heimwerk), Handwerk (vgl. Bücher a. a. O. S. 182) bis zu den sog. „freien Berufen".
6. die kapitalistische Unternehmung, in der ein kapitalbesitzender Unternehmer oder Arbeitgeber mit einer Anzahl von Arbeitnehmern (Sklaven oder Freien) zu einer Arbeitsorganisation vereinigt sind, und

*) Vgl. damit die vier Betriebsformen von Schüz in „Grundsätze der Nationalökonomie" 1843, § 104 ff. und die fünf „Wirtschaftsformen" Sombarts in Brauns Archiv, XIV. Bd. 403—405.

7. der sozialisierte Betrieb, der die Größe und die Verwendung von Kapital mit der kapitalistischen Unternehmung gemein hat, sich von dieser aber dadurch unterscheidet, daß er nicht auf die Gewinnabsicht eines Privaten, sondern auf den öffentlichen oder auf den Gemeinnutzen seiner Teilnehmer eingerichtet ist. Dazu gehörten die staatlichen, gemeindlichen und genossenschaftlichen Betriebe.

* * *

(Entstehung der Phasen aus den Formelementen.) Dies waren also die Elemente, aus denen sich die Arbeitsorganisation auf den einzelnen Stufen der Wirtschaft zusammensetzte, und zwar entstand jede neue Phase nicht durch Umwandlung und dadurch Vernichtung der älteren Elemente, sondern durch Neubildung und Angliederung der neugebildeten Formen an die alten. Der Aufbau vollzog sich also etwa wie bei einer Pflanze, z. B. einer Zimmerpalme, die erst einen Sproß aufschießen läßt, dann, während der erste zu einem mächtigen Blatt heranwächst, daneben einen zweiten ansetzt, wieder daneben einen dritten usw. Und erst wenn eine Anzahl großer Blätter sich gebildet und die Pflanze ihren normalen Habitus angenommen hat, fangen die unteren, älteren an, langsam zu welken und abzusterben. So war es erst nur die Sippengenossenschaft und der Familienhaushalt, die auf der untersten uns bekannten Stufe die gesamte Arbeitsorganisation zusammensetzten, und noch vorher bestand wahrscheinlich nur die Sippengenossenschaft, dann trat 3. der Außenhandel, dann 4. der herrschaftliche Großhaushalt, 5. das freie Gewerbe, 6. die kapitalistische Unternehmung und zuletzt 7. der sozialisierte Betrieb, und jedesmal war es die neu entstandene Form, die für die neue Phase charakteristisch ward. Der Aufbau vollzog sich also ungefähr nach dem Schema:

I. Phase: a,
II. Phase: a + b,
III. Phase: a + b + c,
IV. Phase: a + b + c + d usw.

Eine solche Art der Angliederung ist bei soziologischen Entwicklungen nichts außergewöhnliches: auf dem Gebiet der Ernäh-

rung z. B. kannte der Mensch ursprünglich nur die Jagd und das Pflanzensammeln, dann kam er zum Fischfang, zur Viehzucht, zum Ackerbau; aber auf der höchsten Kulturstufe hat nicht etwa die vollkommenste Art der Nahrungsproduktion alle andern verdrängt und vernichtet, sondern alle Formen, die ältesten mit den jüngsten leben zusammen friedlich weiter und bringen gerade dadurch jenen Formenreichtum zustande, der für die hohen Kulturstufen kennzeichnend ist. Noch heute wird ja gefischt und gejagt, und in den großen Städten führen die Vorortzüge ganze Scharen armer alter Weiblein in die Wälder, aus denen sie, wie in der Urzeit, mit Schwämmen und Beeren beladen nach Hause zurückkehren. Nur pflegen bei diesem Prozeß der „Angliederung“ die älteren Formen gegenüber den neuern in den Hintergrund zu treten.

Aber so rein schematisch, wie es in der obigen mathematischen Formulierung dargestellt ist, ging der Aufbau der Arbeitsorganisation natürlich nicht vor sich, der lebende Baum zeigt von der theoretischen Formel mancherlei Abweichungen: die neuen Formen beeinflussen die ältern teils günstig, teils ungünstig, einige der Formen erleben eine Blütezeit, um dann teils zu verkümmern, teils abzusterben, während wieder andere durch die ganze Entwicklung hindurch stetig wachsen und immer mehr erstarken usw. Um über dieses ganze verwickelte Nach- und Nebeneinander der Formen in den einzelnen Phasen einen möglichst umfassenden Ueberblick zu gewinnen, wollen wir es versuchen, es in der folgenden Tabelle zusammenzustellen.

Liest man diese Tabelle in senkrechter Richtung (von oben nach unten), so gibt sie Auskunft über die Entwicklung, die jede einzelne Organisationsform in den verschiedenen Phasen durchlaufen hat. Man ersieht dann z. B. bei 1., daß die Sippengenossenschaft schon auf der untersten Stufe, bei Jägern, Hirten und niedern Ackerbauern vorgefunden wird, dann auf den untern Stufen des Ackerbaus zur höchsten Blüte gelangt, daß sie darauf, in der dritten Phase, bei den höhern Ackerbauern in Zerfall geratet und schon in den ersten Zeiten der Zivilisation verschwindet, oder besser gesagt sich in die Dorfgemeinde und den Stammesverband auflöst und an diese sowie den Familienhaushalt ihre Funktionen abgibt; daß bei 2. der Familienhaushalt ebenfalls zunächst einem Höhepunkt zustrebt, den er nach dem Verfall

Überblick über den Aufbau der Arbeitsorganisation.

	Phasen	Völker	Sippen-genossenschaft 1.	Familien-haushalt 2.	Außenhandel 3.	Herrschaftl. Großhaushalt 4.	Freies Gewerbe 5.	Kapitalist. Unter-nehmung 6.	Soziali-sierter Betrieb 7.	Epochen
I	**Früh-sippschaftliche Phase**	Nur noch wenige Stämme, z. B. in Australien	vorhanden	vorhanden	—	—	—	—	—	I
II	**Hoch-sippschaftliche Phase**	Jäger, Hirten, indianische Jäger-Ackerbauer usw.	In höchster Blüte auf den unteren Stufen des Ackerbaues	zum Teil stark reduziert	beginnt	—	—	—	—	
III	**Frühgewerbliche Phase**	Polynesier, Afrikaner, Germanen im frühen Mittelalter	im Verfall, an ihre Stelle tritt die Dorfgemeinde und der Stammesverband	in bedeutendem Aufschwung	im Zunehmen	beginnt	beginnt	—	—	II
IV	**Hochgewerbliche Phase**	Griechen u. Römer der älteren Zeit, Germanen im Hoch- u. Spätmittelalter	verschwunden (Entstehung des Staates und der Zivilisation)	auf dem Höhepunkt, dann in langsamem Abnehmen	im Aufschwung zum internationalen Handel	auf dem Höhepunkt, dann im Abnehmen	auf dem Höhepunkt	—	—	
V	**Früh-kapitalistische Phase**	Griechen u. Römer zur Zeit ihrer höchsten Entwicklung, europäische Völker im XVI.—XVIII. Jahrhundert.	—	in langsamem Abnehmen	in stetem Zunehmen	im Abnehmen	in langsamem Abnehmen	beginnt	—	III
VI	**Hoch-kapitalistische Phase**	Die europäischen Völker seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts.	—	in starker Rückbildung	in raschem Aufschwung	verschwindet	in starker Rückbildung	in rapidem Aufschwung	—	
VII	**Spät-kapitalistische Phase**	Die europäischen Völker seit dem Ende des XIX. Jahrhunderts.	—	in reduziertem Zustande	in stetem Zunehmen	—	in stark reduziertem Zustande	mächtig entwickelt	beginnt	IV

des Sippenwesens in der IV. Phase, auf der Unterstufe der Zivilisation, erreicht, um von da erst langsam, dann in der VI. Phase rasch zu seinem gegenwärtigen Zustand herabzusinken . . . usw.

Liest man die Tabelle in wagrechter Richtung, so erkennt man die Zusammensetzung der Arbeitsorganisation auf jeder einzelnen Stufe ihrer Entwicklung; nehmen wir als Beispiel die VII. oder spätkapitalistische Phase, so zeigt die wagrechte Reihe, daß in dieser Phase die Sippengenossenschaft verschwunden ist und ebenso der herrschaftliche Großhaushalt, daß der Familienhaushalt, jetzt das älteste aller Formelemente, und das freie Gewerbe durch den emporgekommenen Kapitalismus einen großen Teil ihrer Funktionen eingebüßt haben und stark reduziert sind, daß der internationale Handel und Verkehr, wie durch die ganze Entwicklung hindurch, in steter Zunahme begriffen ist, und daß als neue Organisationsform der sozialisierte Betrieb in Erscheinung tritt . . . . usw.

* * *

Versuchen wir aus allen diesen Einzelheiten heraus zu einer noch umfassenderen Übersicht aufzusteigen, so ergibt die Tabelle, daß sich immer zwei aufeinander folgende Phasen zu einer Epoche vereinigen lassen, so daß wir als Schlußergebnis zu folgender Einteilung kommen:

I. Epoche: Sippschaftliche Organisation.

a) Erste oder frühsippschaftliche Phase.
(Geschlossene Horden- oder Sippenorganisation.)

b) Zweite oder hochsippschaftliche Phase.
(Erweiterte Sippenorganisation.)

II. Epoche: Gewerbliche Organisation.

a) Dritte oder frühgewerbliche Phase.
(Fronhofwirtschaft, Dorfwirtschaft.)

b) Vierte hochgewerbliche Phase.
(Stadtwirtschaft.)

III. Epoche: Kapitalistische Organisation.

a) Fünfte oder frühkapitalistische Phase.
(Beginnende Volkswirtschaft.)

b) Sechste oder hochkapitalistische Phase.
(Volkswirtschaft.)

a) Siebente oder spätkapitalistische Phase.
(Beginnende Weltwirtschaft), ist mit Wahrscheinlichkeit als die erste Unterstufe einer jetzt anbrechenden IV. Epoche aufzufassen.

Die organbildenden Gruppen.

Im vorhergehenden haben wir uns bestrebt, vom rein morphologischen oder formalen Standpunkte aus einen möglichst klaren Überblick zu gewinnen über die Entwicklung, die die Organisation der Arbeit von dem einfachen Zustande der Sippenwirtschaft bis zu dem heutigen verwickelten und großartigen Aufbau der spätkapitalistischen Phase durchlaufen hat. Bevor wir nun daran gehen, das bisher bloss von der formalen Seite betrachtete Bild der Phaseologie der Arbeit zu vervollständigen, wollen wir versuchen, das erlangte Verständnis der Formentwicklung dadurch zu vertiefen, daß wir unser Augenmerk auf die menschlichen Träger dieser Bewegung, d. h. auf die Gruppen lenken, die die Organisation ins Leben gerufen haben und noch jetzt stetig weiter fortbilden.

Schon in der Einleitung wurde hervorgehoben, daß alle organisierte Arbeit durch Vergesellschaftung zustande kommt, durch die Bildung von Gruppen, in denen Individuen vereinigt sind, um — durch Kooperation oder Differentiation oder durch beide Arten des Zusammenwirkens — sich gegenseitig bei der Arbeit zu helfen. Nun werfen wir die Frage auf: Welches waren denn die Gruppen oder gesellschaftlichen Verbände, die die bisher geschilderten Organisationen gebildet haben?

Wenn wir unser Material auf diese Frage hin einer Untersuchung unterziehen, die besonders durch die S. 187 mitgeteilte Tabelle erleichtert wird, gelangen wir zu der Ansicht, daß es

zwei verschiedene Arten von Verbindungen waren, die „organbildend" gewirkt haben, und diese beiden Arten, die wir schon gleich auf der untersten uns bekannten Kulturstufe in den sozialen Gebilden der Sippe und der Familie antreffen, können allgemein bezeichnet werden als:

1. der gesellschaftliche Verband und
2. der Familienverband.

* * *

Fassen wir zuerst den „gesellschaftlichen Verband" ins Auge, so ist zuvor zu bemerken, daß dieser sich durch den ganzen Verlauf der Entwicklung hindurch von Etappe zu Etappe immer mehr vergrößert und erweitert. In der Urzeit waren es nur vereinzelte Horden oder Sippen, die aus einer kleinen Anzahl von Menschen bestanden, über weite Gebiete zerstreut lebten und ohne allen Zusammenhang miteinander waren; mehrere dieser Horden vereinigten sich dann zu einem Stamm, mehrere Stämme zu einem Kleinstaat und wieder mehrere Kleinstaaten schließlich zu einem Großstaat.

Auf diesem langen Wege von der Horde zum Großstaat erzeugte der gesellschaftliche Verband nacheinander folgende Formen der Arbeitsorganisation:

1. In der ersten Phase die Sippengenossenschaft, die ja nichts anderes ist als die Sippe selbst, von der wirtschaftlichen Seite her betrachtet, und

2. in der zweiten Phase durch friedliche Verbindung benachbarter Horden den Außenhandel oder die äußere Arbeitsorganisation.

3. In der dritten oder frühgewerblichen Phase vollzieht sich der Übergang von der sippschaftlichen zur herrschaftlichen Organisation, und bei diesem Übergang vergrößert sich der gesellschaftliche Verband dadurch, daß ein siegreicher Stamm die Angehörigen anderer Stämme versklavt und seinem Gesellschaftskörper als Unterklasse einverleibt; es entsteht der Stammesverband und die Dorfgemeinde. In dieser Phase treten zwei neue Formen der Arbeitsorganisation ins Leben: der herrschaftliche Großhaushalt und das freie Gewerbe. Ersterer ist eine Schöpfung der

Familie und wird später zu besprechen sein; das freie Gewerbe dagegen ist ein Erzeugnis des gesellschaftlichen Verbandes, denn es ist nichts anderes wie der Ausdruck der beginnenden wirtschaftlichen Differentiation der Glieder des Gesellschaftskörpers, die möglich wird, sobald letzterer eine gewisse Größe erreicht hat. Ein gewisser Umfang des Gesellschaftskörpers ist eben die Vorbedingung für jede Differentiation. In einer kleinen Horde von etwa 20 bis 30 Individuen kann sich kein Gewerbe ausbilden, weil Bäcker, Schlächter, Schneider usw. darin keinen genügend großen Kreis von Abnehmern finden würden. In der Dorfgemeinde dagegen umfaßt der Gesellschaftsverband bereits eine hinreichende Anzahl von Käufern, um eine erste gewerbliche Differentiation möglich werden zu lassen, und gibt so den Boden ab, auf dem das freie Gewerbe Wurzel fassen kann. Immerhin ist aber auch die Familie an der Entstehung dieser Organisationsform, wenigstens häufig, nicht unbeteiligt, denn das Gewerbe vererbt sich oft vom Vater auf den Sohn und wird so zum sog. „Familiengewerbe".

4. In der vierten Phase (Stadtwirtschaft) sind eine Anzahl von Stämmen zu einem größeren politischen Gebilde, zu einer Nation, zusammengetreten, der Staat ist entstanden, zunächst in der Form des Kleinstaates, der jetzt eine genügende Menge von Individuen umfaßt, um die Anfänge, die die gewerbliche Differentiation in der vorhergehenden Phase gemacht hatte, zu voller Entwicklung weiter zu führen und so, ohne daß neue Organisationsformen aufgetreten wären, eine neue wirtschaftliche Phase ins Leben zu rufen.

5. In der fünften oder Frühkapitalistischen Phase vereinigen sich die Nationen zu einer abermals größeren Verbindung, entweder bloß in wirtschaftlicher Beziehung, indem sie Handel miteinander treiben, oder sie werden zu einem großen Reiche durch Gewalt zusammengeschweißt: in beiden Fällen ist der gesellschaftliche Verband in der Lage, der kapitalistischen Unternehmung die Existenzbedingungen bieten zu können. Denn es ist damit ein Absatzgebiet von solchem Umfang geschaffen, daß der Großhandel und die Fabrikation von Massenartikeln nunmehr gewinnbringend und zweckmäßig werden, wenigstens in den Grenzen, die die frühkapitalistische Phase nicht

zu überschreiten vermochte. Wie also das freie Gewerbe, so ist auch die kapitalistische Unternehmung eine Schöpfung des Gesellschaftsverbandes. Inwieweit an dem Zustandekommen letzterer Organisationsform auch die Familie mitgewirkt hat, wird später noch zu berücksichtigen sein.

6. Dieselbe Betrachtung läßt sich anwenden auf die sechste oder Hochkapitalistische Phase, die, wie wir wissen, dadurch zustande kam, daß die kapitalistische Unternehmung zur Vorherrschaft über alle andern Organisationsformen gelangte; in der Tat ging ja eine Vergrößerung und Erweiterung des gesellschaftlichen Verbandes, der jetzt in wirtschaftlicher Beziehung sich über fast alle Völker der Erde erstreckt, mit dieser Entwicklung Hand in Hand.

7. Die neu hinzutretenden Organisationsformen der siebenten oder Spätkapitalistischen Phase sind die sozialisierten Betriebe. In der Form des modernen Großstaates ist der gesellschaftliche Verband zu so hoher Macht und Größe gediehen, daß er befähigt wird, jene Riesenbetriebe, die die Kräfte oder die Interessen einzelner Kapitalistenfamilien überschreiten, in eigene Verwaltung zu nehmen und so auch auf wirtschaftlichem Gebiete unmittelbar „organbildend" aufzutreten. Daß auch die genossenschaftlichen Betriebe Schöpfungen des Gesellschaftsverbandes sind, ist ohne weiteres einleuchtend.

* * *

Von unseren sieben Organisationsformen sind also fünf ausschließlich oder vorwiegend der organbildenden Kraft des Gesellschaftsverbandes zu verdanken:

als Sippe schuf er die Sippengenossenschaft,
als Sippenverband die äußere Arbeitsorganisation,
als Stamm und als Kleinstaat das freie Gewerbe,
als Staatenverband die kapitalistische Unternehmung und schließlich
als moderner Großstaat den sozialisierten Betrieb.

* * *

Dieser stattlichen Reihe von Schöpfungen des Gesellschaftsverbandes steht die Familie, die nur den Familienhaushalt und den herrschaftlichen Großhaushalt hervorgebracht

hat, scheinbar arm gegenüber. Aber wir wissen bereits, daß trotzdem der Familienverband für die Entwicklung der Arbeitsorganisation bis zum Eintritt der hochkapitalistischen Phase von der größten Bedeutung war und über einen langen Zeitraum hin als das wichtigste Element der gesamten Arbeitsorganisation betrachtet werden mußte. Bis zu dem angegebenen Zeitpunkt herrschte ja vorwiegend Eigenproduktion; Familienwirtschaft und Eigenproduktion sind aber zwei Begriffe, die sich ebenso decken, wie Gesellschaftswirtschaft und Produktion für fremden Bedarf.

Daraus geht hervor, daß Familienverband und gesellschaftlicher Verband in einem Gegensatz zueinander stehen, daß sie Feinde sind, von denen jeder um so voller sich entwickeln kann, je mehr es ihm gelingt, dem andern an Boden abzugraben. Aus diesem Gegensatz entspann sich nun durch die ganze Geschichte der Arbeit hindurch ein Kampf zwischen den beiden organbildenden Gruppenarten, der von hohem soziologischen Interesse ist, und dessen Verlauf wir jetzt, unter Zuhilfenahme der obigen Tabelle (S. 187) beleuchten wollen:

In den ersten Phasen der Sippenwirtschaft halten sich zunächst Familienhaushalt und Sippengenossenschaft so ziemlich die Wage; es dürfte jedenfalls nicht leicht zu bestimmen sein, welcher von beiden sozialen Gruppen bei Jägern und Fischern eine überwiegende ökonomische Bedeutung zugeschrieben werden sollte; ja bei den Hirten neigt sich die Wagschale eher auf die Seite des Familienhaushaltes.

Aber am Ende der ersten Epoche, auf der Unterstufe des Ackerbaus, nimmt das Sippenwesen einen außerordentlichen Aufschwung, es tritt in die Zeit seiner höchsten Blüte — und die Folge ist, daß die Familie ihre meisten wirtschaftlichen Funktionen an die Sippe abgeben muß. Die Sippengenossen wirtschaften gemeinsam, sie roden und sie bebauen das Feld mit vereinten Kräften und verteilen das Erträgnis je nach Bedarf an die einzelnen. In manchen Fällen (Indianer, Malaien) geht die Schwächung der Familie so weit, daß Mann und Frau nicht einmal mehr beieinander wohnen, sondern jedes bei seiner Sippe bleibt, und die Familie in ökonomischer Beziehung zu einer Null zusammenschrumpft. (Näheres in „Soziologie der Fortpflanzung".)

Doch nach diesem Sieg erwartet den Gesellschaftsverband eine

lang sich hinziehende Niederlage. In der dritten Phase beginnt die Sippenverfassung zu verfallen und in die staatliche Verfassung überzugehen, das verwandtschaftliche Prinzip, das durch ungezählte Jahrtausende die menschliche Gesellschaft in Ordnung gehalten hatte, stürzt zusammen und macht dem herrschaftlichen Platz. Die Gesellschaft geratet sozusagen in einen ungeheuren Mauserungsprozeß hinein, während dessen die Sippe im Sterben und der Staat noch in den Windeln liegt, so daß der Gesellschaftsverband an Schwäche krankt — und jetzt gewinnt die Familie die Oberhand, jetzt tritt sie in die Zeit ihrer höchsten Blüte: sie übernimmt den größten Teil der Sippenfunktionen, sie erweitert sich zur Großfamilie und durch Eingliederung von Sklaven (famel, daher der lateinische Name familia) schwillt sie zum herrschaftlichen Großhaushalt an.

Diese hervorragende Stellung behauptet nun der Familienverband durch den langen Zeitraum der Stadtwirtschaft bis zum Eintritt der hochkapitalistischen Phase, doch mit stets abnehmender Kraft; denn langsam erstarkt nun wieder der Gesellschaftsverband und beginnt leise und allmählich, in Jahrhunderte langer Arbeit die Burg des Gegners zu unterminieren. Zunächst ist es das Gewerbe, in dessen stets zahlreicher werdende Werkstätten eine häusliche Tätigkeit nach der andern (Brotbacken, Schneidern, Bierbrauen usw.) auswandert. Dazu kommen dann die ersten Großbetriebe der frühkapitalistischen Phase, die zwar dem Familienhaushalt noch keinen allzu tiefdringenden Schlag beizubringen vermochten, die aber, wie wir jetzt leicht erkennen, die Sturmvögel waren, die der Eigenproduktion den drohenden Untergang anmeldeten.

Denn mit dem Eintritt der hochkapitalistischen Phase nahte dem uralten Kampfe zwischen den beiden rivalisierenden Organbildnern die entscheidende Wendung: durch die Erfindung der Maschinen trat ein ungeheuer rapider Aufschwung der kapitalistischen Industrie ein, und als die großen arbeitsteiligen Kooperationen mit eingegliederten Arbeitsmaschinen entstanden, und der Gesellschaftsverband diese gewaltigen Geschütze auf die alten kleinen Burgen des häuslichen Zwergbetriebes richtete, neigte sich der Sieg endgültig auf seine Seite. Die Eigenproduktion erhielt den Todesstoß, an ihre Stelle trat die Warenproduktion, und die

Vergesellschaftung der Arbeit machte in dem kurzen Zeitraum der hochkapitalistischen Phase größere Fortschritte, als es je in irgendeiner der vorhergehenden Phasen der Fall gewesen wäre.

Aber war auch der Sieg des Gesellschaftsverbandes über seinen Rivalen ein entscheidender, so war er doch noch lange kein vollständiger; der Krieg ist nicht beendigt. Zunächst bleiben dem Familienhaushalt noch eine ganze Reihe wichtiger ökonomischer Funktionen, die, wie das Kochen, Waschen usw. uralte Verrichtungen der Hauswirtschaft sind und der Vergesellschaftung mit der größten Hartnäckigkeit widerstreben. Zweitens aber ist, wie schon weiter oben angedeutet, die kapitalistische Unternehmung nur zum Teil als eine Organisation des gesellschaftlichen Verbandes zu betrachten, zum andern Teil ist ihre Entstehung und Erhaltung dem Familienverband zuzuschreiben: denn das Kapital, das die Unternehmung zum Leben erweckt und in ihr arbeitet, ist nicht das Vermögen eines Einzelgliedes der Gesellschaft, sondern fast immer Familienvermögen, und nur dadurch, daß die Familie sich die bedeutungsvolle wirtschaftliche Funktion der Kapitalübertragung durch Vererbung erhalten hat, wird es ermöglicht, daß die kapitalistische Unternehmung diejenige das Leben eines einzelnen überschreitende Daseinsdauer und Entwicklungskontinuität sich zu sichern vermag, die für ihr Gedeihen unumgänglich notwendig ist. Da aber aller Wahrscheinlichkeit nach die Organisation der Arbeit sich auch fernerhin in derselben Richtung weiter entwickeln wird, die in unzählbaren Jahrtausenden festgehalten wurde, so wird wohl als das allerdings noch in weiter Zukunft liegende Schlußergebnis des soeben geschilderten Kampfes zu erwarten sein, daß durch immer fortschreitende Vergesellschaftung der Arbeit die Familie sich auch von ihren letzten ökonomischen Verrichtungen frei machen und schließlich nur noch die eine differenzierte Funktion, die aber die wichtigste von allen ist, nämlich die der Fortpflanzung, sich erhalten wird. (Vgl. Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers.)

III. Kapitel.

Entwicklung der Arbeitsteilung (Differentiation).

Einleitung.

Obgleich der Entwicklungsgang der Arbeitsteilung oder Differentiation schon vielfach berührt worden ist, dürfte es sich trotzdem verlohnen, der Entwicklung der Differentiation ein besonderes Kapitel zu widmen; denn wenn sich dabei auch Wiederholungen nicht ganz vermeiden lassen werden, so wird man doch die Geschichte der Arbeit von einer ganz andern Seite kennen lernen, von einem neuen und höhern Standpunkt, der es ermöglichen wird, die bisherigen Betrachtungen wesentlich zu bereichern und zu vertiefen.

Die Differentiation ist ja das allgemeine Grundgesetz, nach dem alle Entwicklung, nicht nur in der geistigen Welt der menschlichen Kultur, sondern überall in der belebten Natur vor sich geht. Eine Pflanze, ein Tier ist um so höher entwickelt, je mehr in seinem Organismus für besondere Verrichtungen auch besondere Organe ausgebildet sind: auf der untersten Stufe der Tierreihe stehen jene mikroskopisch kleinen formlosen Organismen, z. B. jene Amöben, die aus einer gleichartigen Masse zusammengesetzt sind; und diese Masse bewegt sich, indem sie einfach die Form verändert, d. h. Fortsätze aussendet und den übrigen Körper nachzieht; sie pflanzt sich fort und vermehrt sich, indem sie sich in zwei Hälften teilt; sie ernährt sich, indem sie mit jeder beliebigen Stelle ihrer Oberfläche, die zugleich ihr einziges Sinnesorgan ist, assimilierbare kleine Körperchen in sich aufnimmt, und sie verdaut das Aufgenommene mit ihrem ganzen Körperinnern: für so viele verschiedenartige Verrichtungen ist also nur ein einziges Organ vorhanden! Je höher wir nun die Stufenleiter der Organismen hinaufsteigen, um so mannigfaltiger wird der Bau gegliedert, um so weiter getrieben zeigt sich die Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Organen. Bei einem Wurm oder einem Krustentier z. B. finden wir schon besondere Organe zur Fort-

bewegung, zur Verdauung, zur Fortpflanzung, ferner Sinnesorgane, Greiforgane, Schutzorgane usw.; aber wie tief steht noch z. B. ein Krebs, der das Ergreifen und Kauen der Nahrung mit seinen Füßen besorgen muß und diese zugleich als Fortbewegungsorgane benützen soll, verglichen mit einem Vogel oder Säugetiere! Und auch unter den höchstentwickelten Tieren nimmt von Stufe zu Stufe die Differentiation noch immer zu: beim Affen dienen noch alle vier Gliedmassen zur Lokomotion, beim Menschen ist zwischen den obern und untern Extremitäten eine strenge Scheidung in Greif- und Bewegungsorgane eingetreten und sogar die beiden Hände sind differenziert worden, indem die rechte sich anderen „Spezialitäten" zugewendet hat als die linke.

Wenn wir eine menschliche Urhorde mit einem modernen Großstaat vergleichen, kommen wir fast auf so große Gradunterschiede der Differentiation, wie bei einem Vergleich zwischen einer Amöbe und einem Säugetier; dort eine kleine fast homogene Menge von Individuen, die alle nahezu dieselben Tätigkeiten verrichten, hier, im Großstaat, eine nach Millionen zählende Bevölkerung, die in viele Hunderte der verschiedensten Berufsarten differenziert ist. Und wie bei Tieren und Pflanzen für die Höhe der Entwicklung, so ist die Differentiation auch für die Kulturhöhe der menschlichen Gesellschaften der feinste Gradmesser und der ausschlaggebende Maßstab.

* * *

Bringen wir nun diesen Maßstab zur Anwendung, so läßt sich die Geschichte der Arbeit in folgende Epochen einteilen:

I. Die erste Epoche ist die der bloß geschlechtlichen Differentiation, der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau; sie fällt mit der Epoche der „sippschaftlichen Organisation" zusammen.

II. In der zweiten Epoche findet die Differentiation der Männer statt, während die Frauen noch undifferenziert bleiben. Diese Epoche umfaßt die „gewerbliche" und die Anfänge der „kapitalistischen Organisation".

III. Die jetzt in unserer Zeit anbrechende dritte Epoche, in der die Differentiation auf die Frauen übergreift,

setzt mit der hochkapitalistischen Phase ein und ist uns bis jetzt bloß in ihren Anfängen bekannt.

Diese drei Epochen der Differentiation wollen wir jetzt phaseologisch zu charakterisieren versuchen.

I. Epoche: Geschlechtliche Differentiation.

a) Bei Jägervölkern.

Auf der untersten uns bekannten Kulturstufe, bei den Jägervölkern, gibt es nur eine Art der Arbeitsteilung, nämlich die geschlechtliche, d. h. die Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib. Der Mann ist Jäger und Krieger, er beschafft die tierische Nahrung, er verfertigt die Waffen und Werkzeuge, die er dazu braucht, selbst und erzieht die Knaben, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben.

So ziemlich alle anderen Arbeiten fallen der Frau zu, deren Arbeitspensum ein viel reicheres ist. Die Frau muß, im Gegensatz zum Mann, der die tierische Nahrung herbeischafft, die pflanzlichen Nahrungsmittel, Beeren, Wurzeln, Knollen usw. in den Wäldern sammeln, Wasser und Holz herbeischleppen, das Feuer unterhalten, die Hütte aufbauen und abbrechen, die Felle zurichten, die Kleider anfertigen, bei Wanderungen wird ihr die gesamte Habe sowie die kleinen Kinder aufgeladen, außerdem zieht sie natürlich die Kinder auf, die bei den Naturvölkern eine sehr lange Saugperiode (von durchschnittlich etwa drei Jahren) haben. „Ihre Arbeit ist nie fertig (sagt Mrs. Eastmann von dem Dakota-Weibe), sie macht das Sommer- und das Winterhaus; für jenes schält sie im Frühling die Rinde von den Bäumen, für dieses näht sie die Rehfelle zusammen. Sie gerbt die Häute, aus denen sie Röcke, Schuhe und Gamaschen für ihre Familie zu machen hat, während noch andere Sorgen auf ihr lasten. Wenn ihr ein Kind geboren ist, kann sie nicht sich ausruhen und pflegen. Sie muß für ihren Mann das Rudern des Kahns übernehmen, Schmerz und Schwäche wollen dabei vergessen sein.“ (Waitz-Gerland Bd. III S. 100.) Von allem, was dem Tätigkeitskreis des Mannes angehört, muß sie sich streng fernhalten, dies verlangt die Sitte und der Aberglaube. Von den nun ausgestorbenen Tas-

maniern berichtet Bonwick (Daily life etc. of Tasmanians S. 55), daß die Männer nur diejenige Nahrung aufbrachten, die die Känguru-Jagd liefern konnte; die Frauen dagegen hatten auf Bäume zu klettern, um Beutelratten zu fangen, Wurzeln mit Stöcken auszugraben, Muscheln zu suchen, nach Austern im Meer zu tauchen und Fische zu fangen und außerdem die kleinen Kinder zu pflegen und aufzuziehen. Bei den Eskimo „macht der Mann sein Jagdgeräte und zimmert die Boote, die Frau überzieht sie mit Leder. Er jagt und fischt, und wenn er seine Beute zu Land gebracht, so bekümmert er sich nicht weiter darum, und es wäre ihm eine Schande, den Seehund auch nur aus dem Wasser zu ziehen. Die Weiber schlachten, kochen, gerben die Felle und machen daraus Kleider, Schuhe und Stiefel. Sie müssen also Metzger, Gerber, Schuster, Schneider abgeben . . . sie bauen und reparieren die Häuser und Zelte ganz allein, nur daß sie das Holzwerk zu verfertigen den Männern überlassen, und wenn sie Steine tragen müssen, daß ihnen der Rücken zerbrechen möchte, so sehen die Männer ganz kaltsinnig zu." (David Cranz, Historie von Grönland III, § 16.) Bei den Märschen, Wanderungen, Umzügen werden die Weiber, wie Maultiere, mit dem gesamten Besitz beladen: „Nachdem die Abiponer (sagt Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer II, 142, 146) alle ihre Bagage, Bogen und Köcher, den gesamten Hausrat, Töpfe, Kürbisse, Kannen, den Webstuhl usw. den Weibern übergeben haben, treten sie bloß mit einer Lanze die Reise an, um sowohl zum Gefecht . . . als zur Jagd desto leichter zu sein."

Überhaupt wird die Frau auf dieser Kulturstufe als spezifischer Lastträger betrachtet. Das hat, wie Dobrizhoffer andeutet, darin seinen Grund, daß die Männer auf den Märschen stets zu Jagd und Krieg die Hände frei haben müssen; doch ist diese Begründung nur zum Teil richtig. Wie wir schon sahen, ziehen die Eskimo nicht einmal den geschossenen Seehund aus dem Wasser; von den Chippewähs sagt Hearne (Journey to the northern Ocean S. 90): „wenn die Männer ein größeres Jagdtier erlegt haben, so werden die Weiber ausgesendet, um es nach Hause zu tragen". Auch bei Reisen im tiefsten Frieden, und wenn nicht die geringste Gelegenheit zur Jagd vorhanden ist, werden nur die Frauen belastet, indes die Männer, wie es z. B. Forster bei den Tannesern

(Reise um die Welt Bd. III, 104) beobachtet hat, „ohne alle Bürde gemächlich nebenher gehen“. Der Hauptgrund dieser Erscheinung dürfte also wohl in der Trägheit der Männer und in der tiefen Stellung der Frauen zu suchen sein.

* * *

Wie aus den mitgeteilten Beispielen, die beliebig vermehrt werden könnten, hervorgeht, teilt die geschlechtliche Differentiation Männer- und Frauenarbeit in zwei scharf getrennte Gebiete. Diese Trennung ist durch Sitte und Herkommen, auch durch religiösen Aberglauben streng fixiert. Es gilt für den Mann als Schande, der Frau irgendwie zu helfen, „Weiberarbeit zu tun“; diese Weiberarbeit hat eben denselben Charakter wie später die Sklavenarbeit, die der Freie ebenso verachtet. Gerade weil die Frau der schwächere Teil ist, muß sie, so paradox es klingt, alle schweren, peinlichen und undankbaren Arbeiten auf sich nehmen, sie wird betrachtet als ein geknechtetes, verächtliches Last- und Arbeitstier. Vom ökonomischen Standpunkt aus läßt sich dieses rohe Verhältnis zwischen Mann und Frau, das wohl in der Tierwelt kein Beispiel findet, leicht begreifen: durch die geschlechtliche Differentiation werden Mann und Frau aufeinander angewiesen, sie werden voneinander ökonomisch abhängig. Diese Abhängigkeit beutet der stärkere Teil zu seinen Gunsten aus, die Frau als der schwächere Teil muß sich die Herrschaft des Mannes gefallen lassen, und dieses Herrschaftsverhältnis findet seinen Ausdruck in der primitiven Ehe und Familie. Die Ehe ist ursprünglich nichts anderes als die primitive Form der Sklaverei, die Sklaverei der Frau, wobei man allerdings diese Bezeichnung noch nicht in dem harten Sinn späterer Kulturstufen auffassen darf.

* * *

Eine Differentiation unter den Männern ist auf dieser Stufe kaum zu bemerken: nur wenig ragt aus den Gleichgestellten der Häuptling heraus, der im Krieg die Leitung übernimmt, jeden Augenblick abgesetzt werden kann und sehr geringe Autorität genießt, und außer ihm der Zauberer, der mit den Geistern in unmittelbarem Verkehr steht, besonders bei inneren Krankheiten

um Rat und Hilfe angegangen wird und neben den alten tapferen Kriegern meist die einflußreichste Person des ganzen Stammes ist. So sind also die spätern differenzierten Gestalten des Königs, des Priesters und des Sklaven im Kriegshäuptling, im Zauberer und in der Frau der Jägerhorde schon ganz schwach und schattenhaft angedeutet.

* * *

b) Hirten und Niedere Ackerbauern.

Wie wir soeben sahen, bestand die primitive geschlechtliche Arbeitsteilung bei den Jägervölkern darin, daß der Mann die tierische, die Frau, außer vielen anderen Arbeiten, die pflanzliche Nahrung herbeischaffte. Von der Jagd und dem Pflanzensammeln, den beiden natürlichen Nahrungsquellen, führten bekanntlich zwei Wege zur künstlichen Nahrungsproduktion, nämlich Tierzucht und Ackerbau. Wo nun ein Volk von der natürlichen Nahrungsbeschaffung zur Tierzucht emporsteigt, wird der Mann aus einem Jäger zum Hirten, d. h. er wird künstlicher Nahrungsproduzent, während die Frau fortfährt, in der alten primitiven Weise durch Pflanzensammeln ihren Beitrag zum Unterhalt beizusteuern. Wo dagegen der Übergang von der Wildheit zur Barbarei durch künstlichen Anbau von Pflanzen erfolgt, da bleibt der Mann vorerst noch Jäger, Fischer, während die Frau zur künstlichen Nahrungsproduktion emporsteigt. Die Tierzucht hat sich eben aus der Jagd entwickelt, wie der Ackerbau aus dem Pflanzensammeln, und man hat deshalb mit Recht gesagt: der Mann hat die Tierzucht, die Frau hat den Ackerbau „erfunden“.

Daraus läßt sich nun die geschlechtliche Arbeitsteilung bei den Hirten und den Niedern Ackerbauern leicht begreifen. Die alte primitive Form der Arbeitsteilung, wonach der Mann die tierische, die Frau die pflanzliche Nahrung beschafft, bleibt einfach zunächst noch beibehalten. Bei den Hirten ist die Tierzucht das ausschließliche Geschäft der Männer, die Herden sind Eigentum des Mannes, es ist den Frauen streng verboten, sich mit der Wartung, Aufzucht, Nutzung der Herden irgend zu beschäftigen; dagegen liegen den Frauen alle die Arbeiten ob, die wir schon bei den Jägervölkern kennen lernten: die Beschaffung der vegetabilischen Nahrung, das Aufbauen und Abbrechen der Zelte

und alle unangenehmen und anstrengenden Beschäftigungen. Bei den Niedern Ackerbauern ist der Ackerbau das ebenso ausschließliche Geschäft der Frauen; die Männer — wenigstens bei den meisten hierher gehörigen Indianern (Waitz-Gerland III, 79; Lafitau, Moeurs des Sauvages Améric. II, 78) — nehmen daran keinen Anteil, sondern sind, im Gegensatz zu den Hirtenvölkern, auf der niedereren Produktionsstufe, bei Jagd und Fischfang stehen geblieben. Dasselbe Prinzip der Arbeitsteilung finden wir, wie vorausgreifend bemerkt werden soll, in aller Strenge auch bei denjenigen Naturvölkern durchgeführt, die Tierzucht und Ackerbau zugleich betreiben; hier ist der Ackerbau ebensosehr das ausschließliche Geschäft der Frauen, wie alle Tätigkeiten, die die Viehzucht betreffen, nur dem Manne zukommen und der Frau streng verboten sind. Die wichtigen Konsequenzen, die sich aus dieser Art der Arbeitsteilung für die bei Hirten und Niedern Ackerbauern geradezu entgegengesetzte soziale Stellung der Frau ergeben, werden wir andernorts noch genauer auseinanderzusetzen haben.

II. Epoche: Differentiation der Männer.

Steigen wir von der Kultur der Jäger, Hirten und Ackerbauindianer zu der der Ozeanier und Afrikaner empor, so treffen wir neben der geschlechtlichen noch eine höhere Form der innern Arbeitsteilung: es beginnt die Differentiation der Männer, die Gliederung in Berufe innerhalb des Gesellschaftskörpers. Bei den bisher erwähnten Völkern hatten alle Männer dieselbe Beschäftigung: Jagd, Krieg, Viehzucht und die Anfertigung der wenigen Waffen und Werkzeuge, die hierzu erforderlich waren, so daß, wenn wir von vereinzelten Ausnahmen (vgl. z. B. Waitz III, 99) und von der intertribalen Organisation absehen, die gesamte Männerwelt dieser Stufe in wirtschaftlicher Beziehung im wesentlichen eine einzige homogene undifferenzierte Masse darstellt. Bei den Polynesiern, Afrikanern, bei den homerischen Griechen, den Römern unter den Königen, bei den Germanen zur Zeit des Tacitus setzt nun der soziologisch so bedeutungsvolle Prozeß der Differentiation der Männer ein, dessen Entwicklungsgang man in folgende drei Unterstufen einteilen kann:

a) Anfänge der Berufsgliederung bei halbstaatlichen oder halbzivilisierten Völkern,
b) entwickelte gewerbliche Differentiation bei zivilisierten Völkern und
c) die Differentiation bei kapitalistisch organisierten Völkern.

Die erste dieser Unterstufen entspricht vollkommen unserer frühgewerblichen Phase, die zweite der Stadtwirtschaft, die dritte der früh- und hochkapitalistischen Phase, die uns alle schon bekannt sind, so daß wir unsere Betrachtungen auf einige wenige Ergänzungen beschränken können.

* * *

I. (Die stetige Zunahme der Differentiation.) Wenn wir die Entwicklung der Differentiation im ganzen ins Auge fassen, so fällt vor allem auf, daß sie von Stufe zu Stufe fortwährend zunimmt, sich zu einem immer feiner werdenden System von Verästelungen und Verzweigungen ausbildet und ein immer wichtigeres und bedeutenderes Element der gesamten Arbeitsorganisation wird.

a) In dem wirtschaftlichen Leben der Frühgewerblichen Phase spielt die Differentiation noch eine so geringe Rolle, daß durch sie das hier waltende Prinzip der Eigenproduktion im wesentlichen noch kaum berührt wird. Die meisten Differenzierten arbeiteten als Sklaven für den Privathaushalt eines Vornehmen, und die vereinzelten freien Handwerker finden wenig Beschäftigung, da für die bescheidenen Ansprüche der Menschen dieser Phase die Wirtschaft des Familienhaushaltes im großen ganzen ausreicht.

b) Auf der Unterstufe der Zivilisation, die in bedeutungsvoller Weise mit dem Anfang der Metallzeit zusammenfällt, gelangt die kleingewerbliche Form der Differentiation zu hoher Entfaltung. Die außerordentlichen Fortschritte, die die Technik der Peruaner, Chinesen, Japaner, Ägypter, Inder, Assyro-Babylonier usw.*) so hoch über die aller Naturvölker erhoben, waren unmittelbar dem Aufschwung des Kleingewerbes, des freien

*) Literatur über die Handwerke der alten Staaten vgl. Sombart, Der mod. Kap. I, 115.

wie des unfreien, zu verdanken. Und überall bei diesen Völkern gibt die Existenz zahlreicher Städte, dieser Hochburgen der Differentiation, die allen spezialisierten Arbeitskräften, vom kleinen Handwerker bis zum Bildhauer, Arzt, Dichter, Philosophen als Sammelpunkte dienen, Kunde davon, daß die Organisation der Arbeit in eine neue Phase eingetreten ist. Schon im ältesten Rom gab es Handwerkerzünfte, deren Gründung dem König Numa zugeschrieben wurde, nämlich Flötenbläser, Goldschmiede, Grobschmiede, Walker, Färber, Töpfer, Zimmerleute und Schuster. Diese Gewerbe waren der Ausgangspunkt, von dem aus die Differentiation immer weitere Fortschritte machte. So spaltete sich in der ersten Kaiserzeit, in der das antike Gewerbe zur höchsten Blüte gelangte, z. B. das Schuhmacherhandwerk in die Spezialitäten der Sandalen-, der Stiefel-, der Pantoffel- und der Frauenschuhmacher; das Gewerbe der Kupferschmiede teilte sich in das der Topfgießer, Kandelabermacher, Laternenmacher, Gewichtmacher, Helm- und Schildarbeiter; Eisenarbeiter (ferrarii) gab es vier Arten: claustrarii (Schlosser), cultrarii (Messerschmiede), falcarii (Sichelmacher), gladiarii (Schwertfeger). Und in der Stadtwirtschaft des Mittelalters wiederholte sich die Entwicklung der Spezialitäten fast genau in derselben Reihenfolge wie im alten Rom.

c) Ihren Höhepunkt erreichte aber die Differentiation der Männer erst *in der kapitalistischen Organisation*. Erst der Kapitalismus brachte ja dem System der Eigenproduktion, mit dem die gewerbliche Organisation mühsam und nicht sehr erfolgreich einen ungleichen Kampf geführt hatte, die entscheidende Niederlage bei, und als in der Hochkapitalistischen Phase die gesellschaftliche Produktion die Eigenwirtschaft auf der ganzen Linie verdrängte, als die epochemachenden Fortschritte im Verkehrswesen die trennenden Schranken, die sich bis dahin der Verbindung der Spezialitäten und damit ihrer Daseinsmöglichkeit in den Weg gestellt hatten, wegräumten, da geriet die Differentiation, diese feinste Form der Arbeitsvergesellschaftung, in einen rapiden Aufschwung; nicht nur feierte sie ihre Triumphe in jenen großartigen arbeitsteiligen Kooperationen, in denen tausende von Arbeitern zugleich mit gewaltigen Dampfmaschinen in eine einzige verwickelte Gliederung, gleichsam zu einem über-

menschlichen Ungeheuer zusammengefügt sind, das die riesenhaftesten Arbeiten fast spielend zu überwältigen vermag, sondern sie griff auch nach allen Seiten in die homogen gebliebene Masse des wirtschaftlichen Eigenbrötlertums hinein, bis sie sich beinahe des letzten Mannes bemächtigt hatte; und von da ab wird die Arbeitsteilung in ein immer reicher und feiner werdendes Verzweigungssystem hineingetrieben. 1882 ermittelte die Gewerbezählung im deutschen Reich nicht weniger wie 6179 verschiedene Berufsarten, und im Jahre 1895 war deren Anzahl bereits auf 10397 angewachsen. Allein für das Gebiet der Elektrotechnik waren in dieser Zeit 22 neue Berufsbenennungen aufgekommen, in der Industrie überhaupt waren sie von 2661 auf 5506 gestiegen und am meisten hatten sie zugenommen, nämlich um 2079 in der Berufsgruppe des öffentlichen Dienstes. (Vgl. Rauchberg, Gewerbezählung im d. R. 1895; Arch. f. soz. Gesetzgebung und Statistik XIV. Bd. 270, 1899.)

* * *

II. (Wirtschaftliche und soziale Differentiation.) Während dieser lange Entwicklungsweg, von der sozialen Zelle, der Horde, bis zum großstaatlichen Organismus durchlaufen wurde, waren von allem Anfang an bis zum heutigen Tag wirtschaftliche und soziale Differentiation oder mit anderen Worten Berufsgliederung und Klassenbildung stets eng und in merkwürdiger Weise mit einander verquickt; beide Erscheinungen stehen in einem Wechselverhältnis zueinander, in dem aber nicht, wie man a priori denken sollte, die Berufsgliederung, sondern die Klassenbildung als die ausschlaggebende Macht zu betrachten ist.

Diese Tatsache läßt sich schon gleich bei der Entstehung der Berufe erkennen. Wenn wir hier von derjenigen Form der frühgewerblichen Phase, die wir in Afrika antrafen, und die uns zeigt, daß die Entwicklung auch einen ganz andern Weg hätte einschlagen können, absehen, weil der afrikanische Typus eine Abzweigung vom großen Strome darstellt, so finden wir, daß bei all den Völkern, die später zum Kapitalismus aufgestiegen

sind, die Berufsgliederung nicht die Ursache, sondern die Folge der Klassenbildung war. Zuerst entstand durch kriegerische Unterwerfung die soziale Differenzierung in Herren und Knechte, und unter den letzteren bildete sich dann die wirtschaftliche Differenzierung in die verschiedenen Gewerbe aus; die ersten, die ein Gewerbe ausübten, waren Unfreie, die dazu von ihren Herren gezwungen wurden, und auch die ersten freien Gewerbetreibenden waren Besitzlose, Krüppel, Fremdlinge, die dem Zwang der Not gehorchend sich dazu verstanden, ihre persönlichen Dienste einem jeden, der sie bezahlte, zur Verfügung zu stellen. So war also schon im ersten Anfang die Klassenbildung das primäre, die Berufsgliederung das sekundäre Moment.

In der entwickelten gewerblichen Phase, auf der Unterstufe der Zivilisation, ist das Klassensystem schon zu mächtiger Entfaltung gelangt und vielfach zu einem mehr oder weniger strengen Kastensystem erstarrt: so bei den Ägyptern, die nach Herodot in sieben, nach Diodorus Siculus in fünf Kasten eingeteilt waren, im Inkareich, dessen ganz abnorme Entwicklung man als einen ungeheuren, zu einem Kaiserreich angeschwollenen „herrschaftlichen Großhaushalt" auffassen möchte, bei den alten Japanern, Chinesen und in der härtesten Form bekanntlich bei den Indern, die das Kastensystem unter dem Einfluß einer herrschenden Priesterkaste zu einem Monstrum von kleinlicher Kompliziertheit und wahnsinniger Starrheit ausgebildet haben. Und dasselbe Prinzip, wonach die Berufswahl nicht durch die individuelle Begabung oder Neigung, Leistung oder Verdienst, sondern durch die Geburt d. h. durch die Klasse, der ein Individuum zugehört, bestimmt wird, finden wir bei Griechen und Römern, dann durch das ganze Mittelalter hin und, mit allerdings allmählich abnehmender Kraft, bis auf den heutigen Tag in Wirkung. Denn wenn auch im modernen Klassenstaat keine gesetzlichen Schranken für die Berufswahl maßgebend sind, so ist diese doch von der sozialen Stellung und der pekuniären Leistungsfähigkeit der Familien in so hohem Grad abhängig, daß in den meisten Fällen die Berufswahl trotz aller gesetzlichen Freiheiten noch immer durch die Klassenzugehörigkeit bestimmt wird.

Die viel verbreitete Meinung, daß die Klasseneinteilung eine

Folge der Arbeitsteilung sei, ist also ein Irrtum. Die Geschichte der Arbeit läßt von allem Anfang die entgegengesetzte Ansicht als richtig erscheinen, und zu dieser Anschauung müßte man auch dann schon kommen, wenn man von dem ganzen Entwicklungsverlauf bloß den kleinen Abschnitt der letzten hundert Jahre in Betracht ziehen würde: denn in keinem Zeitraum hat die wirtschaftliche Differenzierung so ungeheure Fortschritte zu verzeichnen, wie in dem vergangenen Jahrhundert — und gerade in dieser Zeit hat das Klassensystem eine ganz bedeutende Abschwächung erfahren und ist die Demokratisierung der Gesellschaft in ein so schnelles Zeitmaß übergegangen, wie in keiner vorhergehenden Entwicklungsperiode.

Dies verwickelte Verhältnis wird begreiflich erscheinen, wenn wir uns nun nach dem tieferen Zusammenhang zwischen Klasse und Beruf umsehen. Wie wir schon wissen, ist alle Arbeitsorganisation durch zwei verschiedene Arten von organbildenden Gruppen ins Leben gerufen worden: durch den Gesellschaftsverband und durch den Familienverband. Der letztere hat aus eigener Kraft nur die beiden Organisationsformen des Familienhaushaltes und des herrschaftlichen Großhaushaltes hervorgebracht, war aber bei der Entstehung und Entwicklung der gewerblichen (Familiengewerbe) und der kapitalistischen Organisation (Familienvermögen) stark beteiligt. Nun liegt aber in dem Familienverband die Ursache jedes Klassen- oder Kastensystems; Kasten und Klassen sind ja nur dadurch möglich, daß sich in gewissen Familien von Generation zu Generation Vorrechte irgendeiner Art (mögen sie nun den Rang oder den Besitz betreffen) vererben, von denen andere Familien ausgeschlossen sind; denn durch die Verschiedenheiten der persönlichen Leistungen werden ja keine Kasten oder Klassen im tatsächlichen oder historischen Sinn geschaffen. — Das eigentümliche Verhältnis zwischen Beruf und Klasse und das auf den ersten Blick paradoxe Prinzip, wonach nicht die individuelle Begabung, sondern die Klassenzugehörigkeit über die Berufswahl eines Menschen entscheidet, erklärt sich also aus der Beteiligung, die der Familienverband an der Organisation der Arbeit genommen hat, und ebenso erklärt sich daraus auch die andere Tatsache, daß trotz zunehmender Differentiation in der neuesten Entwicklung

die Strenge und Starrheit des Klassensystems ins Schwinden gekommen ist; denn gerade in dieser Entwicklung ist der Familienverband in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung in seine abnehmende Phase gelangt, und der Gesellschaftsverband, dem an sich kasten- und klassenbildende Eigenschaften fremd sind, ist mächtig erstarkt und beginnt über seinen Gegner Herr zu werden.

* * *

III. (Die Differentiation der Männer und die Zivilisation.) Mit der Differentiation der Männer beginnt nicht nur eine neue Epoche in der Wirtschaftsgeschichte, sondern auch in der Geschichte des gesamten Kulturprozesses; eine neue Welt tut sich auf, die Welt der Kulturvölker, die sich von der der Naturvölker an diesem Punkt scheidet. Denn erst durch die Entstehung der differenzierten Berufe wird es ermöglicht, auf materiellem und geistigem Gebiete, vom Werkzeug (Metalle!) und Hausgerät bis zum Kunstwerk und zur wissenschaftlichen Bibliothek, alle jene Kulturgüter zu schaffen, die edlere Begehrungen entstehen lassen und befriedigen, als es die einfachen, der Notdurft und der bloßen Selbsterhaltung unterworfenen Bedürfnisse des Naturmenschen sind, und die deshalb als die notwendigen Bedingungen alles höhern Kulturlebens betrachtet werden müssen.

Nachdem der Mensch unzählbare Jahrtausende in natürlichen Zuständen gelebt hatte, war mit der Verkünstlichung der Nahrungsproduktion eine erste große Wendung von der Natur zur Kultur eingetreten, und mit der Differentiation der Männer führt eine zweite epochemachende Wendung die menschliche Gesellschaft aus dem Zustande der Naturvölker auf die Stufe der Kulturvölker, zur Zivilisation hinüber. Wie der geehrte Leser sich erinnern wird, versuchten wir in einem früheren Kapitel (S. 74) alle Völker der Erde nach der Nahrungsproduktion in Kulturstufen einzuteilen. Wir gelangten so zu den drei Stufen der Wildheit, der Barbarei und der Zivilisation. Die ersten beiden Stufen waren leicht voneinander zu scheiden: die Verkünstlichung der Nahrungsproduktion durch Tierzucht und Ackerbau gab ein so klares und einschneidendes Merkmal ab, als man es für eine Einteilung nur wünschen kann. Auf die Frage nach dem Wesen der

III. Stufe mußten wir dagegen die Antwort schuldig bleiben. Jetzt können wir diese Antwort geben: wirtschaftlich genommen ist Zivilisation nichts anderes als die Differentiation der Männer in Berufe. Diese Behauptung wollen wir nun zu beweisen suchen.

* * *

Vergleichen wir die zivilisierten Völker mit den Naturvölkern, so werden wir als die für das Wesen der Zivilisation wichtigsten unterscheidenden Merkmale die folgenden finden:

1. Alle zivilisierten Völker sind Ackerbauer; viele vereinigen mit dem Ackerbau auch die Viehzucht, aber es gibt auch Zivilisationen, in denen die Tierzucht entweder vollständig fehlt, oder eine ganz untergeordnete Rolle spielt.
2. Sie sind alle seßhaft und
3. an Volksdichte und auch an Volkszahl den Naturvölkern weit überlegen.
4. Sie sind sämtlich in „Klassen“ eingeteilt.
5. Bei allen zivilisierten Völkern geht die Arbeitsteilung über das Geschlecht hinaus: die Männer sind differenziert und zwar in Bauern, Handwerker, Kaufleute, Krieger, Priester, Herrscher usw.
6. Überall bestehen neben den Dörfern Städte und damit ein Gegensatz zwischen Stadt- und Landbevölkerung.
7. Der Güterumtausch ist nicht mehr ein unmittelbarer, sondern er wird durch einen allgemeinen Wertmesser, das Geld, vermittelt.
8. Ein sehr scharfes Merkmal ist die Schrift; denn alle Zivilisierten besitzen eine Silben- oder Buchstabenschrift, während dies, von späterer Übertragung natürlich abgesehen, bei keinem einzigen Naturvolk der Fall ist.
9. Während die Naturvölker in Gesellschaften leben, sind die Zivilisierten zu Staaten geordnet. Der Staat ist ein charakteristisches Merkmal der Zivilisation.

* * *

(1, 2 und 3.) Der Ackerbau ist die notwendige Bedingung aller Zivilisation. Denn erstens macht er seßhaft und nur bei Seßhaftigkeit lassen sich die für die höhere Kultur charakteristischen Güter herstellen; der schweifende Jäger, der Hirten-Nomade muß ja vor allem auf Beweglichkeit, auf Transportabilität seiner ganzen Habe bedacht sein. Zweitens wird erst durch den Ackerbau der Boden so intensiv ausgenützt, daß die für die Zivilisation (aus bald zu erwähnenden Gründen) notwendige Volksdichte zustande kommen kann.

(4.) Aber wenn auch der Ackerbau das Fundament und die conditio sine qua non aller Zivilisation ist, so ist diese mit dem Ackerbau doch noch lange nicht gegeben. Wir haben eine ganze Anzahl ackerbauender Völker kennen gelernt, die trotzdem, wie die maisbauenden Indianer, weit unterhalb der Stufe der Zivilisation stehen geblieben sind. Es muß also noch ein anderes Moment hinzu kommen: Der Ackerbau muß so intensiv betrieben werden, daß durch die Arbeit eines Teiles der Bevölkerung das ganze Volk ernährt werden kann, so daß Kräfte frei werden, die sich nun höheren Berufen zuwenden können. Um aber diese größere Intensität der Arbeit, die die Zivilisation erfordert, der angeborenen Trägheit des Menschen abzupressen, ist Zwang nötig; und dieser Zwang wird ausgeübt durch Vergewaltigung, durch die Sklaverei im besonderen und im allgemeinen durch das Klassensystem.

(5.) Unter dem Zusammenwirken von Ackerbau und Sklaverei kommt die wirtschaftliche Differentiation der Männer zustande, und damit haben wir nun den springenden Punkt, den ökonomischen Nerv, den Schlüssel zum Wesen der Zivilisation vor uns; denn alle bis jetzt betrachteten Punkte waren nur Bedingungen, und alle noch zu betrachtenden sind nichts weiteres wie Folgen dieses Differentiationsprozesses.

(6.) Was zunächst die Entstehung der Stadt betrifft, so haben wir schon in einem früheren Kapitel gesehen, daß die Stadt nichts anderes ist und sein kann wie der Konzentrationspunkt der differenzierten Arbeitskräfte; und in der Tat beweist der gesamte Entwicklungsverlauf des Städtewesens und der Differentiation, namentlich auch in unserer Zeit der Großstädte, in wie

innigem Zusammenhang diese beiden Erscheinungen miteinander stehen.

(7.) Sobald die Differentiation einen gewissen Grad der Entwicklung erreicht hat, muß ein allgemeiner Wertmesser, das Geld, erfunden werden. Denn die Differenzierten können nur existieren, wenn sie ihre Erzeugnisse umzutauschen vermögen; das Geld ist aber ursprünglich nichts anderes wie ein Mittel, den Umtausch zu erleichtern, und diese Erleichterung des Verkehrs wird eine wirtschaftliche Notwendigkeit, wenn Güter von so mannigfacher Art erzeugt werden, daß der unmittelbare Austausch zu umständlich und unzweckmäßig wird.

(8.) Einer ganz ähnlichen Funktion verdankt die Schrift den Anfang ihres Daseins. Schrift ist zunächst Mitteilung auf Entfernung, also ein Verbindungsmittel, das aber ebenfalls erst dann als Bedürfnis empfunden wird, wenigstens in seinen entwickelteren Formen, wenn Differentiation vorhanden ist. Denn die Differenzierten sind auf den Verkehr miteinander angewiesen, auch wenn sie voneinander getrennt wohnen, während diese Art des Verkehrs bei nicht Differenzierten entweder ganz überflüssig ist, oder durch einfache Zeichen (z. B. abgebrochene Baumzweige oder Bilder usw.) in ausreichender Weise vermittelt werden kann.

Und aus demselben Grund kann Differentiation nur da Platz greifen, wo, um auf diesen Punkt zurückzukommen, die Bevölkerung in genügender Dichte beisammen wohnt; weil zu große räumliche Entfernungen, wie bei den in weiten Ländereien zerstreut lebenden Jägerhorden und Hirten-Nomaden*) den Verkehr zwischen den Differenzierten nicht aufkommen lassen und damit eine höhere Entwicklung der Differentiation von vorneherein unmöglich machen. Darum sind auch Städte für den Aufschwung dieser Organisation von so großer Bedeutung, denn sie stellen Konzentrationspunkte der Bevölkerung dar, in denen dann Dichte und Arbeitsteilung in ein gegenseitig sich steigerndes Wechselverhältnis treten können.

(9.) Der Staat schließlich, von dem die Zivilisation ihren Namen trägt (Civitas: Staat, civis: Staatsbürger), entsteht ur-

*) Vgl. die Berechnungen bei Lubbock, Vorgesch. Zeit, II, 67.

sprünglich dadurch, daß ein Stamm (oder überhaupt eine Gruppe) einen andern unterjocht und die Besiegten sich als Sklaven einverleibt. Vereinigen sich mehrere solcher Stämme auf kriegerischem oder friedlichem Wege, so kommt ein Gesellschaftskörper von ansehnlicher Größe zustande, der nun unter einheitlicher Leitung steht und eine soziale Schichtung in zwei (oder mehrere) Klassen aufweist: in Herrschende und Beherrschte, in Ausbeutende und Ausgebeutete. Der Staat ist also zunächst eine Organisation, die aus sozial differenzierten Schichten, den Klassen oder Kasten zusammengesetzt ist und diese Klassenbildung ist, wie wir schon gesehen haben, eine wichtige Vorbedingung der Männerdifferentiation. — Indem aber ferner die einzelnen Klassen verschiedene wirtschaftliche und soziale Funktionen übernehmen, bilden sie einen verwickelten Organismus, dessen einzelne Teile, wie schon Menenius Agrippa in seiner Fabel vom Magen und den Gliedern auseinandersetzte, in Wechselwirkung stehen, voneinander abhängig sind und trotzdem von geradezu entgegengesetzten Interessen — Klasseninteressen — mehr oder weniger bewußt sich geleitet fühlen. Um nun dieses auf so schwankender Grundlage errichtete System aufrecht zu erhalten, bedarf es einer ordnenden Gewalt: der Staatsgewalt. Und die Staatsgewalt ist anfänglich einfach die Organisation der ausbeutenden Klasse, die an der Erhaltung des Staates ein lebhaftes Interesse und zugleich auch die Macht dazu in Händen hat — gerade durch ihre Organisation, die der ausgebeuteten Klasse fehlt. Zugleich erlangt durch den Staat das integrierte Gebiet erst diejenige Größe, die erforderlich ist, um die Einrichtung der Differentiation zum System zu erheben. — Der Staat ist also schon in seinen ersten Anfängen eine wichtige Vorbedingung und außerdem die notwendige Folge der Männerdifferentiation. (Näheres im III. Teil.)

* * *

Zusammenfassend können wir jetzt sagen: **Die Zivilisation beruht ihrem Wesen nach auf der Differentiation der Männer.**

Und dieser Schluß wird durch die Geschichte und durch die Völkerkunde bestätigt: Sehr begreiflich beginnt nämlich die Männer-

differentiation nicht plötzlich, sondern ganz allmählich, und ihre Anfänge erstrecken sich über einen weiten Zeitraum — und ebenso allmählich und überall genau damit Schritt haltend setzt die Zivilisation ein; die Völker, die in den Anfängen der Männerdifferentiation stehen, wie z. B. die früher erwähnten Ozeanier, Afrikaner, die romanischgermanischen Völker im frühen Mittelalter usw., werden deshalb auch allgemein und ganz richtig als „Halbzivilisierte“ bezeichnet. Und sobald die Männerdifferentiation einen gewissen höhern Grad erreicht hat, so daß sie nun ihre volle Wirkung auf das staatliche und kultürliche Leben auszuüben vermag, wie bei den geschichtlichen Nationen des Altertums, bei den christlichen Völkern des Mittelalters — da tritt denn auch das klare Bild der Zivilisation mit all seinen charakteristischen Zügen unverkennbar in die Erscheinung. Und von da ab gehen Männerdifferentiation und Zivilisation auch fernerhin in der innigsten Verbindung und Wechselwirkung Hand in Hand miteinander. — Männerdifferentiation und Zivilisation lassen also in der Geschichte und Völkerkunde einen vollkommenen Parallelismus ihres Entwicklungsverlaufs erkennen.

III. Epoche (?): Die Differentiation der Frauen.

Mit der II. Epoche, der Berufsbildung unter den Männern, ist der Prozeß der Differentiation nicht zu Ende; es schließt sich eine III. Epoche an, die in neuester Zeit beginnende Differentiation der Frauen, die moderne Frauenbewegung, die erst im Lichte der Phaseologie in ihrem großen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang und in ihrer wahren Bedeutung klar zu verstehen ist:

Die erste Epoche der Arbeitsteilung, die sog. geschlechtliche Arbeitsteilung, bestand in der Scheidung der Männer- von der Frauenarbeit, wobei sowohl die Tätigkeit der Männer wie die der Frauen im wesentlichen vollkommen gleichartig homogen blieb.

Die zweite Epoche, die „Differentiation der Männer“, die man vollständiger als die Epoche der differenzierten Männer- und der homogen gebliebenen Frauenarbeit bezeichnen müßte, beginnt in ihren ersten Anfängen schon auf den obersten Stufen der Barbarei; mit der Zivilisation kommt die Bewegung in eine

immer schnellere und in der hochkapitalistischen Phase in eine geradezu rapide Entwicklung hinein und bemächtigt sich schließlich des ganzen männlichen Geschlechtes bis auf den letzten der Männer, die nun alle der Eigenproduktion entsagen und vergesellschaftete Arbeit verrichten. Aber in langen Jahrhunderten beschränkt sich der Vorgang auf die Männer; bis weit in das Gebiet der Zivilisation hinein nimmt die Frau daran keinen oder keinen nennenswerten Anteil. Die gesamte Frauenarbeit bleibt vielmehr homogen d. h. alle Frauen, mit verschwindenden Ausnahmen, verharren bei jenen nicht differenzierten Tätigkeiten, die man unter der Bezeichnung: häusliche Arbeiten zusammenfaßt.

Mit dieser zweiten Epoche kommt aber der Prozeß nicht zum Stillstand. Die Differentiation macht nicht Halt bei den Männern, sie greift vielmehr mit unaufhaltbarer Gewalt über diese hinaus und erfaßt die Frauen. — Damit scheint eine neue Epoche der Arbeitsteilung anzubrechen. Verläuft der Prozeß bei den Frauen, wie es vorher bei den Männern geschah, so müßte daraus eine höhere Form der Arbeitsorganisation, eine vollkommen differenzierte Gesellschaft hervorgehen und eine dritte Epoche in der Geschichte der Arbeit, die Epoche der differenzierten Männer- und der differenzierten Frauenarbeit.

Von diesem Punkte sind wir allerdings noch ungeheuer weit entfernt und wissen auch nicht, bis zu welchem Ende die Entwicklung fortschreiten wird. Immerhin ergibt die Statistik, daß bereits ein volles Drittel aller über 14 Jahre alten Frauen in das Erwerbsleben hineingedrängt sind und einen „Beruf" ausüben, wie das in der zweiten Epoche nur bei den Männern der Fall war; kommt noch ein Fünftel hinzu, so bilden die differenzierten Frauen die Mehrheit. Und damit sind die Anfänge einer neuen Epoche schon soweit gediehen, daß die Phasenlehre an dieser soziologisch außerordentlich wichtigen Erscheinung unmöglich stillschweigend vorübergehen kann.

* * *

(Vorgeschichte der Frauendifferentiation.) Der Übergang von der zweiten in die dritte Epoche vollzog sich nicht ganz so schematisch, wie oben angedeutet, nämlich in der Weise, daß die Differentiation erst alle Männer bis auf den letzten erfaßt

hätte, um erst dann etwa auf die erste Frau überzugreifen; vielmehr hat die Bewegung, die wir heute als Frauenemanzipation bezeichnen, eine lange Vorgeschichte. Schon im Mittelalter existierte eine „Frauenfrage“, wenn auch in einem ganz anderen Sinn, als in unserer Zeit. Denn schon damals gab es viele Frauen, denen die Ehe versagt blieb, und die sich daher notgedrungen anderen Berufen zuwenden mußten.*) Infolge des Zölibats, das ungeheure Scharen von Geistlichen der Ehe entzog, infolge der ewigen Fehden und endlosen Kriege, die die Männer dezimierten, auch infolge der Verordnungen, durch die die Zünfte den Gesellen das Heiraten erschwerten, ihnen verboten, „einen eigenen Rauch zu haben“ usw. war der Frauenüberschuß im Mittelalter ein noch weit größerer, als in unsern Tagen. Besitzen wir auch keine genauen Statistiken, so lassen dies verschiedene Zählungen doch deutlich erkennen; so ergab eine Zählung der Bevölkerung von Frankfurt a. M. im Jahre 1385 auf 1000 männliche 1100 weibliche Personen, eine zu Nürnberg im Jahre 1449 auf 1000 erwachsene Männer 1207 Frauen, eine zu Basel im Jahre 1454 auf 1000 Männer 1246 Frauen. (Bücher, die Frauenfrage im Mittelalter S. 4 ff.) — Ein großer Teil der ehelosen Frauen fand in den zahlreichen Frauenklöstern einen Zufluchtsort und ferner in den Beginenanstalten, die im XIII. Jahrhundert überall aufblühten, so daß fast in jeder größeren Stadt schließlich eine Beginenanstalt war. Die Beginen kamen zur Aushilfe in die Bürgerhäuser, wo sie um den geringsten Lohn Hausarbeiten wie Nähen, Waschen, Spinnen, Weben usw. verrichteten. Viele Frauen wurden auch in den Fronhöfen beschäftigt; die geistlichen und weltlichen Herren besaßen, wie wir schon wissen, in ihren Burgen und Schlössern große Werkstätten, in denen oft bis zu 300 hörige Frauen dem Nähen, Sticken, Weben und besonders auch der Anfertigung von Prunkgewändern, die auf Vorrat angefertigt wurden, oblagen. Seit den Kreuzzügen kam ferner das Dirnenwesen auf. Die Dirnen begleiteten hoch zu Roß, mit prächtigen Gewändern geschmückt die weltlichen und geistlichen Herren zu den Reichstagen und Konzilien, sie zogen in Scharen mit den Heeren ins Feld und füllten in den Städten die Jungfrauen- oder Tochterhäuser. —

*) Die folgenden Angaben sind größtenteils dem trefflichen Buche Lili Brauns, „Die Frauenfrage“ entnommen.

Aber auch in das Handwerk drängten sich die Frauen langsam ein. Zuerst halfen vielfach Frau und Tochter dem Handwerker bei der Arbeit mit; dann traten sie aber auch als selbständige Handwerker auf, hauptsächlich in der Wollen- und Leinenweberei, dann in der Kürschnerei, Bäckerei, Wappenstickerei, Goldspinnerei usw. und nun begann der Kampf der Frauen mit den Zünften, denen sie durch Unterbietung Konkurrenz machten. Zuerst suchte man sie zu zwingen, in die Zünfte einzutreten, und dann, vielfach schon im XIII. Jahrhundert, sie daraus wieder zu vertreiben. Der Kampf endigte mit der Niederlage der Frauen, am Ende des XVII. Jahrhunderts waren sie überall aus den Zünften verdrängt.

* * *

(Die moderne Frauendifferentiation.) In der hochkapitalistischen Phase, mit dem Maschinenzeitalter, tritt die Differentiation der Frauen in ein neues Stadium. Hatte das Mittelalter die nach Erwerb und Selbständigkeit strebende Frau mit mitleidiger Gebärde in die traurigen Asyle der Klöster, Beginenanstalten, der Fronhöfe und Jungfrauenhäuser verwiesen, und sie aus dem Handwerk mit aller Entschiedenheit verjagt, so öffnete ihr jetzt die kapitalistische Organisation mit profitgierigem Eifer weit ihre Hallen. Zunächst war es die Hausindustrie, die sich der Frauen bemächtigte, und die sich unter ihnen um so leichter ausbreiten konnte, als sie ihre Arbeiterinnen ihrem Heim nicht zu entziehen braucht. — Schon einen Schritt weiter ging das Fabrikwesen, das nun die Frauen in Scharen aus ihrem häuslichen Kreise herauslockte; denn die Maschine, die die Muskelkraft durch Dampfkraft ersetzt, entwertete die physische Überlegenheit des Mannes und gab den Frauen — und sogar den Kindern Gelegenheit, mit den Männern erfolgreich (durch Unterbietung) in Konkurrenz zu treten. Im Jahre 1788 gab es in England und Schottland schon 142 Spinnerei-Fabriken, die 59000 Frauen und 48000 Kinder beschäftigten. — Durch dasselbe zweischneidige Mittel, durch Unterbietung, gelang es den Frauen, sich immer weitere neue Berufsarten zu erobern, so besonders im Handel: als Buchhalterinnen, Kontoristinnen, Maschinenschreiberinnen, Korrespondentinnen, Kassiererinnen, als Verkäuferinnen, deren es in

der Mitte des XIX. Jahrhunderts noch wenige gab, und deren rapide Ausbreitung erst in die jüngste Zeit fällt. Eine ebenso rasche Ausdehnung fand auch unter den Kellnerinnen statt, deren Zahl sich 1895 auf 37121 belief. Weitere Hauptgebiete der Frauentätigkeit wurden: die Konfektionsindustrie, die Näherei, die Blumen-, Federn-, Spitzen-Fabrikation; vielfach auch schon die Buchbinderei, die Kartonnage-, Papier-, Guttapercha- und Kautschuk-Fabrikation, sowie die Anfertigung von chemischen, mikroskopischen, chirurgischen Apparaten, von Parfümerien, Essenzen, Photographien usw. — In einer Anzahl von Erwerbszweigen überwiegt sogar die Zahl der Frauen die der Männer: so natürlich in der Putzmacherei, Wäscherei, in der Fabrikation von Korsetten, Krawatten, Hosenträgern, künstlichen Blumen, Stahlfedern, Posamenten, in der Spinnerei, Strickerei, Stickerei, Handschuhmacherei, Zeitungsverlag und Expedition usw. — Und immer mehr und mehr erweitert sich das Arbeitsgebiet, in das in immer zunehmender Menge die „weiblichen Erwerbstätigen“ einströmen. Im Post- und Telegraphenwesen z. B. sind in Großbritannien 25928 Frauen angestellt; 1864 gab es in Paris 3000 Klavierlehrerinnen; in Preußen wuchs die Zahl der Lehrerinnen 1825—1861 von 705 auf 7306 usw. Schließlich erobern sich die Frauen auch die sog. höheren Berufe: als Krankenpflegerinnen, Apothekerinnen, Journalistinnen, Malerinnen, Schriftstellerinnen, Ärztinnen usw. gewinnen sie allenthalben immer mehr Boden, und in fast allen Ländern eröffnet sich ihnen das Universitäts-Studium. In Australien genießen die Frauen sogar bekanntlich nahezu die gleichen Rechte in Beziehung auf Bildung und Beruf wie die Männer; sie wirken als Ärzte, Lehrer, Anwälte ungehindert und stehen als Fabrik- und Schul-Inspektoren, als Ministerialbeamte im Staatsdienste. In Deutschland ist die Entwicklung von diesem Punkte allerdings noch weit entfernt; noch im Jahre 1898 konnte der damalige preußische Kultusminister das für Breslau projektierte Mädchen-Gymnasium als ein „Flämmchen“ bezeichnen, „das er ersticken müsse, bevor es zur verheerenden Flamme werde“.

Aber trotz aller künstlichen und natürlichen Hindernisse vollzieht sich auf den verschiedensten Gebieten der Vorgang der Differenzierung der Frauen mit der Unwiderstehlichkeit eines Naturgesetzes. Von den 26361123 Köpfen der weiblichen Be-

völkerung zählte die Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 6578350 (darunter 1313957 Dienende), die einen Beruf als Haupttätigkeit hatten; werden die Kinder unter 14 Jahren abgezogen, so ergibt sich ein Prozentsatz von 36,21% für die erwerbstätigen Frauen. Rechnet man dazu noch die Frauen, die einem Beruf als Nebentätigkeit obliegen, so muß noch weiter über eine Million Frauen hinzugerechnet werden. Dazu kommt nun noch, daß die Anzahl der erwerbenden Frauen sich in einem schnelleren Verhältnis vermehrt, als die der Männer. Von 1882—1895 haben die weiblichen Erwerbstätigen um 1005290 zugenommen, die männlichen um 2133577. Absolut genommen sind also die männlichen zwar doppelt so stark angewachsen, im Verhältnis zum Stande von 1882 aber die weiblichen 1½ mal so rasch als die männlichen Erwerbstätigen.

Fassen wir das soeben Gesagte zusammen, so wird sich nicht bezweifeln lassen, daß die moderne Frauenbewegung von der mittelalterlichen wesentlich verschieden ist: einmal dem Umfang nach, dann aber vor allem auch in Beziehung auf die Gebiete, die der Frauenarbeit zugänglich sind. Die mittelalterliche Frauenarbeit beschränkte sich im großen ganzen auf die sog. „spezifisch weiblichen" Tätigkeiten, d. h. die Beschäftigungen, die sich innerhalb des Hauses abspielen. Die moderne Erwerbstätigkeit dagegen entzieht, wenn wir von der Hausindustrie absehen, die Frau dem Bannkreis des Hauses und weist ihr neue Arbeitsgebiete zu, die sie an die Seite des erwerbenden Mannes stellen.

* * *

(Ursachen der modernen Frauendifferentiation.) Aber auch die Ursachen der modernen Frauendifferentiation sind von den im Mittelalter wirkenden wesentlich verschieden. — Als eine erste Ursache von allgemeiner Art darf man wohl die in jeder höheren Kultur liegende Tendenz betrachten, die Arbeit immer weiter zu spezialisieren. Das Prinzip der Arbeitsteilung ist von so mächtiger Wirksamkeit, daß es unmöglich bei der einen Hälfte der Menschheit stehen bleiben konnte. Als daher alle Männer differenziert waren, mußten notwendig die Frauen an die Reihe kommen. Differenzierung ist ja, wie früher schon angedeutet, ein

allgemeines Gesetz, das nicht nur die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, sondern aller lebenden Organismen beherrscht.

Zweitens: Durch die wachsende Differentiation der Männer wurden, wie ebenfalls schon erwähnt, der Hausfrau immer mehr Arbeiten, zuerst vom Handwerk, dann von den kapitalistisch organisierten Betrieben abgenommen. Infolge der Verbilligung der Industrieerzeugnisse wird die Wirtschaft des Familienhaushaltes immer mehr eingeschränkt, die häusliche Arbeit erleidet eine bedeutende Entwertung und die Frauen werden aus ihrem bisherigen Tätigkeitskreis immer mehr verdrängt. Dieser häusliche Tätigkeitskreis besaß früher einen hohen Wert und einen weiten Umfang, es gehörte dazu: das Mahlen des Getreides, die Bearbeitung des Flachses, das Spinnen, Weben, Waschen, Bleichen, Bierbrauen, Seifekochen, Lichteziehen, die Herstellung von allerlei Fruchtsäften und Kräutertränken zu Heilzwecken, das Einmachen von Früchten, die Aufbewahrung der Vorräte, die für längere Perioden gleich auf einmal angeschafft wurden, ferner die Anfertigung der Kleider, das Brotbacken, das Herbeischaffen des Wassers, meist auch Gartenkultur, Schweine- und Hühnerzucht usw.*) Von allen diesen Arbeiten sind die meisten den Frauen durch die wachsende Vergesellschaftung der Arbeit abgenommen worden; was der Hausfrau noch geblieben ist, sind im wesentlichen die Tätigkeiten des Kochens, des Reinemachens und vor allem die Kindererziehung. Und auch auf diesen Gebieten hat eine bedeutende Entlastung stattgefunden, durch die Einführung der Wasserleitung, des Gasherdes, der elektrischen und Gas-Beleuchtung, der Zentralheizung, ferner durch die Anlage von Schulen, Kindergärten, Erziehungsinstituten. Namentlich gerade auf dem allerwichtigsten Gebiet, dem der Kindererziehung, ist ebenfalls eine bedeutende Rückbildung eingetreten. Die mittelalterliche Frau war von einer großen Kinderschar umgeben; durch die häufigen Schwangerschaften und Niederkünfte, durch die Aufzucht so vieler Kinder, unter denen außerdem eine viel größere

*) Die Zubereitung des Essens scheint im Mittelalter allerdings weniger Umstände gemacht zu haben: In den Bürgerhäusern der Städte wurde, nach Henne am Rhyn, am Sonntag für die ganze Woche gekocht, und die Speisen an den Werktagen nur aufgewärmt. (Kulturgeschichte des deutschen Volkes, I, 346).

Morbidität und Mortalität herrschte, als jetzt, war sie voll in Anspruch genommen. In unsern Zeiten dagegen hat die Überfüllung des Raumes mit Menschen immer mehr das sog. Zweikindersystem sich einbürgern lassen, das langsam in immer breitere Volksschichten vordringt. Hat sich damit der erzieherische Beschäftigungskreis der Frau zusehends verengert, so kommt nun noch hinzu, daß ihr die Schule auf dem so schon eingeschränkten Gebiet außerdem noch einen erheblichen Teil der Arbeit abgenommen hat. — So wurde also die Differentiation der Männer eine wichtige Ursache der Differenzierung der Frauen, indem sie den letzteren einen großen Teil ihrer ehemaligen Beschäftigung entzog. Die Folge ist, daß sich die Begabteren aus dem allzu verengten, kleinlichen Tätigkeitskreis, der ihnen keinen befriedigenden Lebensinhalt verschaffen kann, hinaussehnen und sich differenzieren, und daß die Vermögenslosen eine lukrativere Beschäftigung sich suchen müssen, und deshalb in Scharen der Fabrik, dem Handel, dem Gewerbe usw. zuströmen.

Als eine weitere, mit der soeben erwähnten in engem Zusammenhang stehende Ursache der Frauendifferentiation ist zu verzeichnen die weit verbreitete Ehelosigkeit und das späte Heiraten der Männer, wodurch namentlich für die Frauen des Mittelstandes und der höhern Stände die Aussichten auf eine häusliche Versorgung so ungünstig werden, daß die Familienväter, die ihre Töchter nicht mit einem Vermögen versehen können, sich genötigt finden, sie beizeiten einen Beruf erlernen zu lassen.

Auch die Verteuerung der Wohnungen in der Stadt hat (worauf Sombart l. c. II, 493 hinweist) neben der Verbilligung der Industrieerzeugnisse, zur Entwicklung der modernen Frauenbewegung viel beigetragen. Der Garten, der Stall, der Backofen usw. sind in Wegfall gekommen, die Wohnung ist so eng geworden, daß die Tanten, Schwägerinnen usw., die früher in den Familien wohnten und Hausarbeiten verrichteten, sogar die Dienstboten keinen Platz mehr finden und sich außerhalb des Hauses ihren Erwerb suchen müssen.

* * *

Infolge dieser und anderer Ursachen werden also die Frauen in Massen in die Erwerbstätigkeit gedrängt; ihr Angebot ist so

groß, daß sie mit jedem Lohn zufrieden sein, sich zu den billigsten Preisen anbieten müssen, um nur Arbeit zu erhalten. Nach dem „Konfektionär“ verdienen z. B. in Posen Näherinnen für die Damenkonfektion im 1. Jahr — nichts; im 2. Jahr 6—10 Mk. monatlich; nach 10 Jahren im Höchstfall 30 Mk. pro Monat. Wäschenäherinnen erhalten für ein Dutzend einfache Damenhemden 2 Mk., elegante Herrenhemden 3 Mk. (Maximalleistung 5 Hemden im Tag). In der Herrenkonfektion werden für die Herstellung einer Arbeiterhose 15—20 Pf. bezahlt usw.

* * *

(Über die Zukunft der Frauendifferentiation.) Gegen unsere Einteilung der Entwicklungsgeschichte der Differentiation in die drei Epochen der geschlechtlichen, der Männer- und der Frauendifferentiation kann man den Einwand erheben, daß es ganz unbestimmt ist, ob die moderne Frauenbewegung tatsächlich den Anfang einer neuen Epoche darstellt, und daß wir somit die dritte Stufe unseres Systems in die Zukunft und folglich auf eine vollständige hypothetische Unterlage hinausgebaut haben. In der Tat muß der Gedanke, daß die Differentiation, so wie sie die Männer ergriffen hat, nun immer weiter fortschreiten sollte, bis sie schließlich auch alle Frauen oder doch deren große Mehrzahl umfassen werde, auf den ersten Blick, geradezu als eine Utopie erscheinen. Wenn man an die Auswüchse der hochkapitalistischen Phase, z. B. an die Ausbeutung der Kinder*) denkt, wenn man ferner die ungeheuerlichen Konsequenzen einer allgemeinen Frauendifferentiation sich ausmalt, so muß doch die Annahme viel näher liegen, daß die jetzige Frauenbewegung nur eine jener vorübergehenden Verirrungen ist, die bei einer so jähen Umwälzung, wie sie die Anfänge des Maschinenzeitalters begleitete, unvermeidlich sind; daß es sich also keineswegs um eine neue Epoche, sondern eher um eine unglückliche Episode oder um eine soziale Krankheit handelt, die man mit allen Mitteln niederkämpfen muß.

*) Im Winter 1895 wurde festgestellt, daß im Herzogtum Meiningen 2809 arbeitenden Kindern 3037 arbeitslose Erwachsene gegenüberstanden. Stillich, Die Spielwaren-Industrie des Meininger Oberlandes S. 19 ff.

Über die Frage der Zukunft der Frauendifferentiation sind bekanntlich unzählige Bücher, ja ganze Bibliotheken, geschrieben worden. Eine auch nur kurze Zusammenfassung alles dessen, was von Gegnern (deren Reihen sich übrigens in den letzten Jahrzehnten stark gelichtet haben) und von Anhängern in heißem Streit vorgebracht worden ist, würde die Grenzen, die dieser Arbeit gesteckt sind, weit überschreiten; und da es sich um eine Frage handelt, die überhaupt kein Buch, sondern nur die Zukunft selbst zu beantworten vermag, so würden wir einfach darüber hinweggehen können, wenn es nicht beinahe eine Pflicht der Phaseologie wäre, die ihr eigene neue Betrachtungsmethode auch auf einen Gegenstand von so brennendem Interesse und von so außerordentlicher soziologischer Bedeutung in Anwendung zu bringen.

Stellen wir uns zunächst auf den umfassendsten Standpunkt, den die Phaseologie kennt, d. h. auf jene hohe Warte, von der wir die Entstehung und Entwicklung alles Lebens auf der Erde — von der winzigen Amöbe bis zum modernen Großstaat — mit einem einzigen Blick überschauen, so erkennen wir, daß diese endlose Umwandlung niederer Formen in höhere, wie schon früher erwähnt, auf einer von Stufe zu Stufe immer wachsenden und sich verfeinernden Differentiation beruht. Erst führt diese Gesetzmäßigkeit die kleinsten einfachsten Lebewesen durch das ganze organische Reich bis zum Menschen hinauf, und unentwegt auf derselben geraden Linie geleitet sie von da ab den Menschen durch das überorganische Reich der Kultur von der schweifenden Urhorde bis zum heutigen Großstaat weiter. Wenn also Differentiation ein allgemeines Entwicklungsgesetz ist, so erscheint eine Epoche der Frauendifferentiation nun nicht mehr so paradox wie anfänglich, vielmehr stellt diese letztere nichts weiter vor, als eine kleine Verlängerung jener fast unendlich langen Linie, und zwar genau in derselben Richtung, in der sich die Entwicklung seit Jahr-Millionen schon immer bewegt hat.

Steigen wir auf einen etwas tieferen Aussichtspunkt herunter, von dem wir über den Entwicklungsverlauf der gesamten Arbeitsorganisation Umschau halten können, so gelangen wir zu derselben Schlußfolgerung. Denn das große Gesetz aller Arbeitsorganisation heißt Vergesellschaftung. Daß aber eine Epoche,

in der nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen differenzierte Arbeit leisten, eine höhere Form oder Stufe der Arbeits-Vergesellschaftung darstellt, als eine andere, in der nur die männliche Hälfte der Gesellschaft differenziert ist, kann wohl keinem Zweifel unterliegen.

Doch verlassen wir diese hochgelegenen Warten, die einen so weiten Umblick gewähren, aber doch nicht das Land der Zukunft erschauen lassen, und betrachten wir nun ganz aus der Nähe jene letzte Strecke, die der Prozeß der Differentiation durchlaufen hat, nämlich die letzte vollendete und die neuste, anscheinend jetzt anbrechende Epoche, so muß der Gedanke nahe liegen, ob nicht durch einen Vergleich der Frauen- mit der Männerdifferentiation Schlüsse gezogen werden können aus der vollendeten auf die kommende Epoche. Und in der Tat, hier finden sich merkwürdige Analogien und Parallelen.

Eine erste Parallele ist folgende: Durch die beginnende Differentiation wurde der Mann aus seinem „natürlichen Berufe" herausgerissen, um fortan in künstlicher Einseitigkeit und nicht mehr für sich, sondere für andere Arbeiten zu verrichten. Nur widerwillig ließ sich der Mann zu dieser Umwandlung herbei; Not und gewalttätiger Zwang mußten, wie wir schon wissen, eingreifen, um sein Widerstreben zu überwinden. — Und ganz dasselbe Schicksal droht jetzt den Frauen; ihr Ideal, ihr „natürlicher Beruf" ist der der Hausfrau, und nur unter dem Zwang der sozialen Verhältnisse differenzieren sich die meisten Frauen und betrachten den Beruf, den sie ergreifen müssen, als eine unliebsame Fahrt auf hoher See, die sie möglichst schnell in den Hafen der Ehe und aus der verhaßten Erwerbstätigkeit wieder hinausführen soll. — Aber die Verhältnisse sind stärker als die Menschen; gerade in den großen sozialen Bewegungen verspürt man am deutlichsten das eherne Walten unerbittlicher soziologischer Gesetze, die, unbekümmert um die Wünsche Einzelner, die Entwicklung beherrschen und die Gesellschaft fortwährend umgestalten. Und das ist gut so, denn der Mensch ist von Natur konservativ, Misoneist; Herkommen und Gewohnheit gelten ihm, und namentlich auf tiefern Entwicklungsstufen so sehr als einzige Richtschnur, daß es wohl niemals zu Verbesserungen gekommen, daß ein Kulturprozeß von allem Anfang an wohl un-

möglich gewesen wäre, wenn individuelle Wünsche die (maßgebenden) Ursachen der Entwicklung abgegeben hätten. Aus diesem Grunde ist es auch zwecklos, darüber zu debattieren, ob die Differentiation der Frauen „wünschenswert“ sei oder nicht.

* * *

In diesem ersten Punkt herrscht also zwischen Männer- und Frauendifferentiation eine Übereinstimmung, die wir in einer zweiten Beziehung vermissen werden: Als die Männer sich differenzierten, verkörperte sich die neue Bewegung in neuen Organisationsformen: im herrschaftlichen Großhaushalt, im freien Gewerbe (Familiengewerbe, Stammesgewerbe, Zünfte usw.) und später in der kapitalistischen Organisationsform. Die Frauenbewegung dagegen hat bis jetzt keine neue Organisationsform ins Leben gerufen, die differenzierten Frauen sind einfach in die alten Formen eingegliedert worden. Und doch ist eine volle Entfaltung der Frauendifferentiation geradezu als eine Unmöglichkeit zu erachten, wenn sie sich nicht auf eine neue Organisationsform stützen und darin Wurzel fassen kann.

Die Gegner der Frauenbewegung weisen mit Recht darauf hin, daß der wichtigste Beruf der Frau, der der Mutter, mit andern Berufen, als dem der Hausfrau, nicht verträglich ist. Wenn die Frau in die Fabrik oder einem andern Erwerb nachgeht, so müssen die Kinder notwendig vernachlässigt werden, und die Nation, in der die Frauendifferentiation um sich greift, wird aussterben oder der Entartung verfallen. Frauenberuf und Ehe sind Gegensätze, Feinde; die differenzierte Frau kommt aus dem Dilemma: „Beruf oder Ehe“ nicht heraus, entweder wird ihr der Beruf zur verhaßten Fessel, die den stärksten Trieb der weiblichen Natur niederdrückt und verkümmern läßt, oder er muß abgeschüttelt werden. Schon aus diesem Grunde muß die Frauendifferentiation, wie ihre Gegner sagen, für immer auf eine Minderheit beschränkt bleiben, während die Mehrheit, wie es auch heute und in allen Zeiten der Fall war, stets in der Familie, im Haus ihren wahren Wirkungskreis erblicken wird.

Der vernichtenden Wucht dieses Argumentes können sich auch die Anhänger der Frauenbewegung nicht entziehen, aber

sie führen dagegen die richtige Behauptung ins Feld, daß das Hindernis nicht unüberwindlich ist, vielmehr in der rückständigen und primitiven Form unserer Haushaltungsorganisation begründet ist, in die die differenzierte Frau allerdings nicht hineinpaßt (vgl. z. B. Lili Braun, Frauenarbeit und Hauswirtschaft 1900). Unser Haushalt hat den Charakter des Kleinbetriebs, im extremsten Sinn des Wortes, bis auf den heutigen Tag zäh festgehalten. In 60 dieser Kleinbetriebe sind 60 Hausfrauen notwendig, um auf dem Markt einzukaufen, um in 60 Herden Feuer zu entzünden, um die Speisen in mehreren Hunderten von kleinen Töpfen und Tiegeln zuzubereiten, um dann alle diese Geschirre wieder rein zu spülen usw. und zwar alles durch mühselige Handarbeit, denn Maschinen lassen sich in einen solchen Zwergbetrieb nicht einführen. — In einer organisierten Haushaltungsgenossenschaft dagegen würde der zehnte Teil der Frauen hinreichen, um alle diese Arbeiten besser, billiger und müheloser zu bewältigen. Denken wir uns die 60 Kleinbetriebe organisch verbunden, so könnte eine einzige große Zentralküche, der ein wirklicher Künstler der Kochkunst vorstünde, eine reichlichere und mehr abwechselnde Nahrung mit weit weniger Kosten herstellen. Eine jede Familie stände mit dieser Zentrale in Verbindung durch einen Aufzug, der ihr zu jeder Zeit die gewünschten Speisen und Getränke wie ein Tischlein deck dich zuführen würde. In diesen Großbetrieb könnten nun auch die arbeitsersparenden Haushaltsmaschinen, die alle längst erfunden, aber unbenützt bleiben mußten, ihren Einzug halten: eine Spülmaschine reinigt in wenigen Minuten Hunderte von Tellern und Töpfen, Zentralheizung erspart die Beschäftigung mit der Kohle und Asche, ein Vakuum-Reiniger stäubt die Wohnung aus, eine Stiefelputzmaschine, Gasherd, elektrische Beleuchtung, Badeeinrichtung, Kalt- und Warmwasserleitung, eine Dampfwäscherei usw. nehmen der Frau alle jene elenden und kleinlichen Tätigkeiten ab, unter denen sie jetzt zu seufzen hat. — Vergleichen wir die beiden Bilder miteinander, so muß die Arbeit, die die Hausfrau in ihrem Zwergbetrieb leistet, so mühevoll und geistabstumpfend sie ist, vom ökonomischen Standpunkt in bezug auf Material und Arbeitskraft als eine Verschwendung des Nationalvermögens angesehen werden, die sich täglich auf Millionen belaufen dürfte. — Aber auch die

Kindererziehung nimmt in einer solchen Organisation ein anderes Gesicht an. Der Mensch ist ein soziales Wesen, und seine Erziehung muß daher vor allen Dingen eine soziale sein. In den früheren kinderreichen Familien waren die Bedingungen dazu eher gegeben, in der modernen Familie dagegen werden die Kinder vielfach, bis zur Schule, in Isoliertheit auferzogen, und dadurch der Keim zu jenen unverträglichen und egoistischen Charakteren gelegt, die nachher ihr ganzes Leben hindurch sich und anderen wenig zur Freude gereichen. Im organisierten Großhaushalt leben die Kinder von früh auf zusammen, wenigstens die Stunden, wo die Mütter ihren Beschäftigungen nachgehen, sie gewöhnen sich beizeiten an den Verkehr mit ihresgleichen, um so mehr als sie von einer zu diesem Beruf differenzierten Frau von besonders hoher Bildung, wie sie dem gewöhnlichen Weibe nicht eignet, geleitet und erzogen werden. — Damit wäre nun die wahrhaft tragische Zwangswahl, der die moderne Frau gegenübersteht: „Beruf oder Ehe“ getilgt, die Haushaltsorganisation macht „Beruf und Ehe“ vollkommen verträglich. Denn die Frau kann nun die ganze Zeit, die sie nicht ihrem Beruf opfert, ihren Kindern widmen und den Segen des mütterlichen Einflusses ebensogut auf sie einwirken lassen, wie vorher, wo die Haushaltung sie so vielfach in Anspruch genommen hatte.

Die Zukunft der Frauendifferentiation wird also aller Wahrscheinlichkeit nach von der Entwicklung einer neuen Organisationsform abhängen, die sich an die sieben uns schon bekannten als eine achte anschließen müßte, und die man als genossenschaftlichen Großhaushalt bezeichnen könnte. Die Entstehung einer solchen Organisation dürfte aber noch in weiter Ferne liegen. Auf der einen Seite besteht allerdings bei den differenzierten Frauen in der Stadt schon jetzt ein unleugbares Bedürfnis danach, auch müssen die unermeßlichen Vorteile der Organisation, namentlich bei der beredten Sprache, die in allen menschlichen Dingen der Geldpunkt redet, mit der Zeit gewiß zum Durchbruch kommen. Ferner liegt die Umwandlung der häuslichen Zwergbetriebe in einen genossenschaftlichen Großbetrieb sicherlich in der Richtung des Prozesses der Arbeitsvergesellschaftung und unserer ganzen Entwicklung: so wie die Frau das Bierbrauen, das Brotbacken, das Spinnen und Weben usw.

an die organisierte Arbeit abgegeben hat, so wird es schließlich auch mit dem Kochen, Spülen, Waschen, Abstauben usw. geschehen. Sogar würden nicht einmal große bauliche Veränderungen nötig sein; schon stehen in den Städten die vierstöckigen Häuserreihen, alle Nachteile des Zusammenwohnens, ohne einen einzigen Vorteil davon in sich schließend, da, als wären sie für organisiertes Leben gebaut worden. — Aber auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß Ansätze zu einer solchen Organisation (als welche man doch höchstens die genossenschaftlichen Großbetriebe und jene amerikanischen Hotels, in denen wohlhabende Familien, durch Dienstbotennot gedrängt, ihr Heim aufschlagen, betrachten kann) bis jetzt kaum im Keim vorhanden sind; und ferner ist nicht zu verkennen, daß der Entwicklung der Haushaltsorganisation ungeheure Hindernisse entgegenstehen, Hindernisse, die durch Imponderabilien von nicht ökonomischer Natur bedingt sind, und die, — wie die gewaltige Macht der Gewohnheit, des Herkommens und der Sitte, die ausgesprochenste Gegnerschaft der nicht differenzierten und der antisoziale Sinn der Frau überhaupt, dann unser durch die tausendfache Zerteilung in Klassen und Unterklassen nervös gewordenes Sozialempfinden, dann der in jedem Familienverband liegende Hang nach Abgeschlossenheit usw. usw. — Gegenmotive von so schwerwiegender Bedeutung abgeben, daß die Gründung des ersten genossenschaftlichen Großhaushaltes, auf die schon der geniale Fourier wartete, wohl erst einer späten Zukunft gelingen dürfte.

* * *

Also dem Strom der Entwicklung stehen an der Stelle, wo wir angelangt sind, gewaltige Hemmnisse entgegen, und das neue Flußbett wird nur langsam ausgehöhlt werden. Und diese Langsamkeit ist auch unter einem andern Gesichtswinkel nicht verwunderlich; denn eine voll entwickelte Frauendifferentiation ist nicht denkbar — darin stimmen ihre Gegner und ihre Anhänger überein — ohne eine vollkommene Umgestaltung unserer gesamten Kultur. Große Bewegungen haben aber bekanntlich bleierne Füße. Und dieser Satz führt uns zu einem dritten Vergleichspunkt zwischen Männer- und Frauendifferentiation.

Wenn wir auch nicht wissen, wie lange jene letzte vorgeschichtliche Phase, die wir die frühgewerbliche nannten, gedauert hat, so geht doch aus der Geschichte der Technik (S. 87) klar hervor, daß diese Phase bei all den Völkern, die zuerst zur Zivilisation aufgestiegen sind, sich über ungezählte Jahrhunderte hingezogen haben muß. Erst als die Männerdifferentiation langsam und allmählich eine gewisse Höhe erreicht hatte, wobei die Entdeckung der Metalle eine ähnliche Rolle gespielt haben mag, wie in unserer Zeit die Erfindung der Maschinen, — erst dann kam es zu einer Umgestaltung des gesamten Gesellschaftsbaues, zu dem Übergang aus der Barbarei in die Zivilisation, welch letztere ja ihrem Wesen nach nichts anderes ist, als die Epoche der vollentwickelten Männerdifferentiation.

Und ebenso, wie mit der Differentiation der Männer ein neues Zeitalter auftauchte, ebenso wird — diese Behauptung darf wohl gewagt werden — die Differentiation der Frauen, w e n n sie durchgreifen sollte, nicht nur auf dem Gebiet der Wirtschaft, sondern auf allen Gebieten der Kultur von so ungeheuren Wirkungen und Umgestaltungen begleitet sein, daß — immer unter Annahme der gemachten Voraussetzung — wir nicht anstehen können, in den noch so unscheinbaren Anfängen der jetzigen Frauenbewegung den Beginn einer neuen großen Epoche des gesamten Kulturlebens vorauszuahnen. Denn die Differentiation der Frau bedeutet wirtschaftliche Selbständigkeit und persönliche Freiheit der Frau, Gleichberechtigung der beiden Geschlechter und Fall der Männerherrschaft, bedeutet Reinigung der Ehe von der Käuflichkeit der besitzlosen Frau und der Mitgiftjägerei des Mannes Geldheirat, Kaufehe), Einschränkung der Familie auf die Funktionen der Fortpflanzung und der Zuchtwahl; und infolgedessen Auflösung des Klassensystems und der kapitalistischen Organisation und soziale Gleichberechtigung aller Glieder der Gesellschaft; bedeutet ferner eine ungeheure Steigerung der Produktionskraft (Produktivität), da nun die ganze zweite Hälfte des Menschengeschlechtes ebenfalls differenzierte, das heißt organisierte und das heißt potenzierte Arbeit leistet, wodurch die Arbeitszeit der Männer auf ein vernünftiges Maß herabgesetzt werden kann. Und schließlich, wenn die Arbeitsvergesellschaftung das reaktionärste Element der Gesellschaft, die Frau, aus dem Dunkel des Hauses

und dem Bannkreis kleinlicher und geistabstumpfender Beschäftigung in die Bahn des Fortschritts hineingedrängt hat, muß sich der Strom der neuen Entwicklung auch auf die entfernteren Kulturgebiete befruchtend ergießen: die theologische Religion, die hauptsächlich von den Frauen behütet und von einer Generation auf die andere übertragen wird, muß einer edleren Welt- und Lebensauffassung den Platz räumen, die Moral, das Recht, die Kunst, das gesamte Leben werden unter der erstarkenden Macht des weiblichen Einflusses in lieblicheren und menschlicheren Formen aufblühen, als sie die Zeit der einseitigen Männerherrschaft zu zeitigen vermochte. — Kurz, wie die Differentiation der Männer aus der Barbarei in die Zivilisation geführt hat, so wird die Differentiation der Frauen aus der „Barbarei der Zivilisation" in ein neues Weltalter hinüberleiten; und diese Umgestaltung wird sich auf rein evolutionistischem Wege, ganz langsam und allmählich, fast unmerklich über die Generationen hingleitend vollziehen und einst fertig dastehen. Von allen Bewegungen, die gegenwärtig am soziologischen Planetenhimmel zu beobachten sind, dürfte deshalb der Vorgang der Frauendifferentiation als der wichtigste und der bedeutungsvollste zu betrachten sein.

* * *

Doch wir haben uns in Zukunftsträumen verloren; wenden wir aus der schwindelnden Höhe den Blick wieder in die Tiefe der Vergangenheit, aus der unsere Kultur heraufgestiegen ist, so wird es zweckmäßig sein, wenn wir nochmals kurz die wichtigsten Wendungen in der Geschichte der Frauenarbeit in einer Übersicht uns vergegenwärtigen:

I. Epoche: Geschlechtliche Differentiation.

a) Bei den Jägern: Die Frau sammelt in Wald und Feld die vegetabilische Nahrung und zieht die kleinen Kinder auf; außerdem sind ihr alle lästigen, schweren und unangenehmen Arbeiten aufgebürdet, besonders wird sie auch als spezifischer Lastträger und allgemeines Arbeitstier angesehen. — Da diese Völker der Natur am nächsten stehen, so erkennt man, was von einem so vagen Begriff, wie dem des „natürlichen Frauenberufes" zu halten ist.

b) Auch bei den Hirten kommt die Frau für die vegetabilische, der Mann für die tierische Nahrung auf. Durch seine Herden erhält der Mann das ökonomische Übergewicht, und die soziale Stellung der Frau erreicht einen Tiefpunkt. (Näheres darüber in „Soziologie der Fortpflanzung".)

c) Bei den Niedern Ackerbauern dagegen, wo der Mann zum Teil bei der niedern Produktionsweise der Jägerstufe verharrt, die Frau das Feld bestellt, wird sie die wirtschaftlich Stärkere und gelangt auf den höchsten Punkt ihrer Stellung in der gesamten bisherigen Kulturentwicklung. (Näheres ebendort.)

II. Epoche: Differentiation der Männer.

Die Frau verläßt Wald und Feld, ihr Wirkungskreis wird nun in das Haus verlegt, wo ihrer die mannigfachsten Verrichtungen, hauptsächlich die Verarbeitung der Rohstoffe zufallen. Ihre soziale Stellung hat sich, auf den Unterstufen der Zivilisation wesentlich wieder verschlimmert.

III. Epoche: Die Differentiation der Frauen.

Die kapitalistische Organisation der Männer entzieht der Frau die wertschaffende Betätigung im Hause immer mehr und drängt sie nun wieder aus dem Hause hinaus, in die differenzierte Erwerbsarbeit.

* * *

Überblicken wir nun den gesamten Entwicklungsverlauf der Differentiation, so wird es wohl die Orientierung erleichtern, wenn wir die sieben Phasen der Arbeiterorganisation in die drei Epochen der Differentiation eintragen und sie als Unterstufen durch arabische Ziffern und schräge Schrift kennzeichnen, wodurch folgende kombinierte Übersicht entsteht:

I. Epoche: Geschlechtliche Differentiation:

a) in der geschlossenen Sippe,
1. Frühsippschaftliche Phase,

b) in der erweiterten Sippe,
2. Hochsippschaftliche Phase.

II. Epoche: Differentiation der Männer:

a) Anfänge der Männerdifferentiation,
3. Frühgewerbliche Phase,

b) entwickelte gewerbliche Differentiation der Männer,
   4. Hochgewerbliche Phase,
c) kapitalistische Differentiation der Männer,
   5. und 6. oder Früh- und Hochkapitalistische Phase;
   in der letzteren beginnt die

III. Epoche: Differentiation der Frauen:

a) die Differentiation umfaßt ein Drittel der erwachsenen Frauen,
   7. Spätkapitalistische Phase.

IV. Kapitel.

Phaseologie der Integration.

In den vorhergehenden Kapiteln haben wir zweimal das weite Gebiet der Geschichte der Arbeit durchwandert; das erstemal betrachteten wir ausschließlich den morphologischen Aufbau der Arbeitsorganisation, das zweitemal beschäftigte uns ebenso ausschließlich die Entwicklung der Arbeitsteilung oder der Differentiation. Aber, wie man einen Berg von allen möglichen Himmelsrichtungen aus betrachten und besteigen muß, will man ihn in seiner Gestaltung und in seinen Einzelheiten genau kennen lernen, so ist auch die Geschichte der Arbeit, die man ganz gut mit einem an Schluchten und Graten, Gipfeln und Tälern reichen Faltengebirge vergleichen kann, mit diesen beiden ersten „Aufstiegen" noch nicht erschöpfend klargestellt, und wir setzen uns deshalb vor, denselben Gegenstand noch von einer dritten Seite in Angriff zu nehmen, nämlich von dem Standpunkte der Integration aus.

Doch, was ist Integration?

Wie schon früher gesagt wurde, beruht die Differentiation auf Vergesellschaftung der Arbeit. Jeder Differenzierte ist auf die Mitwirkung anderer angewiesen und von ihnen abhängig; der Schneider, der Schmied, der Arzt usw. sind nur dann existenzfähig, wenn sie ihre Produkte oder Leistungen gegen die anderer

umtauschen können, wenn sie unter sich und mit anderen in Verbindung, oder, wie man mit einem wissenschaftlichen Ausdruck sagen kann, miteinander in Integration treten. — Integration, im soziologischen (nicht im mathematischen oder biologischen) Sinn, ist eben nichts anderes, wie der Inbegriff all der Tätigkeiten, die die differenzierten Elemente in Verbindung setzen, und die in Gestalt des Handels und Verkehrs, des Transport- und Vermittlungswesens usw. den Güteraustausch unter den Differenzierten vermitteln und bewirken. Wie in der Mathematik und Biologie ist also Integration auch in der Soziologie das notwendige Gegenstück zur Differentiation. Beide Begriffe lassen sich nur gedanklich, aber nie in Wirklichkeit voneinander trennen: Arbeitsteilung ohne Güteraustausch ist unmöglich, und ebenso wird ein Güteraustausch nur dann Sinn haben, wenn Arbeitsteilung ihn nötig macht. Beide Erscheinungen gehen deshalb stets Hand in Hand, sie stehen in Wechselwirkung zueinander, ja sie sind den zwei verschiedenen Seiten einer und derselben Medaille zu vergleichen, als welche selbst in diesem Beispiel die Arbeitsvergesellschaftung angesehen werden muß. — Man könnte Integration mit Gütertausch (im soziologisch-wirtschaftlichen Sinn) übersetzen, wenn nicht dieser Begriff zu eng wäre, da er ja nur das Endziel all der Tätigkeiten angibt, die die Integration umfaßt. In einer auf der Grundlage idealer Gerechtigkeit aufgebauten Gesellschaft würde man dagegen statt Integration ganz richtig Güterverteilung sagen können; denn wenn jeder nur die Güter besäße, die er sich als differenziertes Individuum durch eigne Arbeit erworben hat, wenn jeder nur in demjenigen Maß Konsument wäre, als er Produzent ist, so wären in der Tat Arbeitsteilung und Güterverteilung vollkommen korrelate Begriffe. Da wir aber von einem solchen Zustand der Verteilung des Reichtums (infolge des Erbgangs innerhalb der Familie) noch sehr weit entfernt sind (Näheres in „Soziologie der Fortpflanzung") so wird es sich empfehlen, den Ausdruck Integration, der ja auch in andern Wissenschaften sich als Gegenstück der Differentiation nützlich erwiesen hat, auch in der Soziologie in Anwendung zu bringen.

Wenn wir uns nun vornehmen, die Entwicklungsgeschichte der Integration in ihre wichtigsten Phasen zu zerlegen, so wird

es sich auch hier nicht darum handeln, ein farbenreiches Gemälde des Handels und Verkehrs usw. zu entwerfen, sondern die Aufgabe, auf die wir uns zu konzentrieren haben, wird darin bestehen, zunächst ein einheitliches Einteilungsprinzip, einen Maßstab zu finden, mit dem wir die Höhe der Integration messen können, und dann auf Grundlage dieser Messung den ganzen Entwicklungsverlauf in seinen natürlichen Abschnitten möglichst scharf zu charakterisieren.

Als einen solchen Maßstab benützten wir für die Phasenlehre der Arbeitsorganisation die Anzahl der Organisationsformen, die, etwa wie die Jahresringe eines Baumes Alter und Höhe der Entwicklung angaben; für die Phasenlehre der Differentiation einfach die Zahl der differenzierten Gesellschaftsglieder (im Verhältnis zu den nicht differenzierten); für die Phasenlehre der Integration gibt es, wie wir sogleich sehen werden, kein schärferes Einteilungsprinzip, keinen zweckdienlichern und natürlichern Maßstab als die Art und Weise, in der der Gütertausch vollzogen wird, d. h. mit andern Worten die Entwicklungshöhe des Tauschmittels, des Geldes im weitesten Sinn des Wortes.

Wir beginnen daher die kurze Skizze der Entwicklungsgeschichte der Integration, die sich überall an uns schon Bekanntes nahe anlehnt, mit der

Phaseologie des Tauschmittels.

I. Phase: Tauschlose Hordenwirtschaft.

Auf der untersten Stufe gibt es keinen Tausch, keinen Verkehr. Die einzelnen Horden leben getrennt voneinander, der Haushalt der Horde kann mit Recht als ein „geschlossener“ bezeichnet werden. — Da nur die geschlechtliche Arbeitsteilung besteht, d. h. die Differentiation zwischen Mann und Frau, so treten auch nur diese in ein Integrationsverhältnis, und der Ausdruck dieser Integration wie wir jetzt sagen können, ist die primitive Ehe, die zunächst als eine Einrichtung vorwiegend wirtschaftlichen Charakters betrachtet werden muß.

II. Phase. Intertribaler Tauschhandel ohne Tauschmittel.

Der erste Gütertausch kommt, wie früher auseinandergesetzt wurde, dadurch zustande, daß benachbarte Horden oder Stämme in Verbindung miteinander treten, um — auf intertribalen Märkten, in Form des Gastgeschenkes usw. (vgl. S. 144) — ihre Lokalprodukte umzutauschen. Auf dieser Stufe gibt es also bloß einen äusseren, aber noch keinen inneren Handel. — Der Austausch ist überall bei Jägern, Niedern Ackerbauern usw. ein unmittelbarer; Gut wird gegen Gut gegeben, Geld existiert nicht.

III. Phase: Mittelbarer Gütertausch durch Naturalgeld.

Mit der beginnenden Männerdifferentiation, in der Frühgewerblichen Phase der Arbeitsorganisation, kommt nun zu dem äußeren der innere Handel hinzu. Anfänglich, wie z. B. bei den Polynesiern, wird auch dieser Handel noch ohne Tauschmittel, ohne Geld — Ware gegen Ware — vollzogen. Aber schon bei den Melanesiern, noch mehr bei den Afrikanern, stellt sich das Bedürfnis nach Tauschmitteln ein. Solange nämlich nur wenige Artikel gegeneinander getauscht werden, wie z. B. auf manchen Kongomärkten, wo die Uferbewohner ihre Fische gegen die Bananen der Binnenstämme umsetzen, genügt der unmittelbare Kauf, der Tausch eines Gutes gegen ein anderes; sobald sich aber der Handel auf vielerlei Arten von Waren erstreckt, muß ein vermittelnder Wertmesser erfunden werden.

Als erster Wertmesser dient das sog. Naturalgeld, d. h. Güter, die einen so allgemeinen Gebrauchswert haben, daß sie von jedem in Zahlung genommen werden. Solche Güter sind:

1. Nahrungsmittel, die sich längere Zeit aufbewahren lassen, z. B. Datteln, Salzwürfel, Kolanüsse usw.

2. Kleidungsstücke: Baumwollenzeuge, Felle, Pelze (Pelzgeld im nördlichen Europa) usw.

3. Schmuckgegenstände: besonders Perlen und Muscheln.

4. Werkzeuge: Beilklingen, Messer, Schwerter, Nägel usw.

Bei manchen Völkern werden diese verschiedenen Sorten des Naturalgeldes in ein festes System gebracht; so galten z. B. bei den Indianern des Missourigebietes:

2 Messer = 1 paar Hosen,
2 Messer und ein paar Hosen = 1 Decke,
das vorige zusammen und 1 Decke = 1 Flinte,
das vorige und 1 Flinte = 1 Pferd,
das vorige und 1 Pferd = 1 Lederzelt,
das vorige und 1 Lederzelt = 1 Weib.*)

Bei tierzüchtenden Völkern ist die beliebteste Art des Natural- oder Nutz-Geldes

5. das Rinder-Geld. Das Vieh ist bei den Hirten der höchste Schatz, um dessen Vermehrung sich ihr ganzes Sinnen und Trachten dreht; wer Vieh hat, lebt in Fülle, kann sich damit Weiber kaufen, die für ihn arbeiten müssen, kann die Götter durch Opfer sich günstig stimmen, Krankheiten durch den Zauberpriester heilen lassen, Begräbnisse begehen usw. Wer kein Vieh besitzt, ist subsistenzlos und muß sich andern als Knecht verdingen. Außerdem vermehrt sich das Viehgeld von selbst, es wirft, wie Kapital, einen Zins ab, und auch die Schwerfälligkeit dieses Geldes ist nur scheinbar, da es sich auf seinen vier Beinen selbst transportiert. — Diese Vorzüge machen das Vieh geeignet, als allgemeiner Wertmesser zu fungieren, und namentlich war die Viehwährung bei denjenigen Völkern, die später zum Kapitalismus aufgestiegen sind, besonders bei den indogermanischen, in alten Zeiten weit verbreitet. So wird in den Homerischen Gedichten, denen das eigentliche Geld noch eine gänzlich unbekannte Sache war, alles am Rind gemessen, alle sachlichen Werte darin ausgedrückt. Die eherne Rüstung des Diomedes ist neun, die goldene des Glaukos 100 Rinder wert, ein Dreifuß kostet 12 Rinder, eine kunstverständige Sklavin wird auf vier Rinder geschätzt, die Eurikleia bezahlt Laertes mit 20 Rindern. Die Jungfrau heißt alphesiboia, weil sie dem Vater bei der Verheiratung Rinder einbringt. Im Keltischen bedeutet cumal zugleich Sklavin und einen Wert von drei Kühen. Althochdeutsch ist fihu (Vieh) der Ausdruck für Geld, während im älteren Russisch kuna (Geld) Marder (also Pelzgeld) bedeutet. Auch das älteste römische Geld war das Vieh, pecunia gleich Geld kommt bekanntlich von pecus = Vieh; ein Rind galt soviel wie zehn Schafe. (Vgl. Schrader, Ling.-hist. Forschungen über Handelsgesch. I, 115.)

*) Schurtz, Entwicklungsgeschichte des Geldes S. 157.

Mit dem Übergang von der Barbarei in die Zivilisation, mit der beginnenden Metallzeit kam ein neues Tauschmittel auf, dem nun die Zukunft gehören sollte, nämlich

6. die Metalle. Schon bei den Afrikanern wird neben dem Rind Eisen als Naturalgeld verwendet, bei den alt-amerikanischen Kulturvölkern waren neben Kakaobohnen, die zu 24000 Stück in Säcke gefüllt waren, und Baumwollenzeugen als Zahlungsmittel Kupferstücke von bestimmter Form, Zinnplatten und Goldstaub in Gänsekielen im Umlauf. Im altem Orient, bei Sumerern und Hititten, bei Assyrern und Babyloniern, in Ägypten, Palästina und Phönizien waren Metalle als allgemeine Wertmesser schon überall verbreitet, während bei Griechen und Italikern das Vieh noch lange das fast einzige Tauschmittel blieb. (Schrader a. a. O. I. 122.) In Griechenland und in Rom war es zuerst das Kupfer, das als Geld in Aufnahme kam; das lat. ästimare (schätzen) heißt eigentlich Kupfer schätzen: aes timare. — Die Metalle wurden ursprünglich bei jedem einzelnen Geschäft gewogen, so daß die Wage der unzertrennliche Begleiter des Kaufmanns war. Bald begann man, die Metalle zu Umlaufszwecken in bestimmte Formen zu giessen, in Ringe, Scheiben und Platten und kleinere Stücke in Beutel zu füllen. Auch in diesem Zustande, der die Wage noch immer nicht unentbehrlich machte, hatten die Metalle den Charakter des Gebrauchs- oder Naturalgeldes noch nicht abgestreift, sie waren aber ganz nahe daran, in richtiges Geld überzugehen.

IV. Phase: Gütertausch durch geprägtes Metallgeld.

Dieser Übergang geschah durch die Erfindung des geprägten Metallgeldes. Um das schwerfällige Verfahren des Abwägens bei jedem einzelnen Geschäft zu vermeiden, versahen Behörden und Priesterschaften, die reichen Heiligtümern vorstanden, Metallstücke von bestimmtem Gewicht mit ihrem Stempel, der nun ohne Wage den Wert sofort erkennen ließ. Damit war nun ein Tauschmittel geschaffen, das, ohne Rücksicht auf anderweitigen Gebrauch ausschließlich für die einzige Funktion bestimmt war, den Gütertausch zu erleichtern.

Es war eine Differenzierung aller Güter in Gebrauchsgegenstände und Tauschmittel eingetreten, die nicht nur für den Handel,

sondern auch für die gesamte Wirtschaft von so großer Bedeutung wurde, daß man mit Recht die Einführung des geprägten Metallgeldes als epochemachend bezeichnen kann: mit der Umwandlung des Naturalgeldes in die geprägte Münze fand der Übergang der Natural- in die Geldwirtschaft statt.

Die Erfindung stammt angeblich von den kleinasiatischen Griechen her und verbreitete sich schnell über die ganze Alte Welt. In Athen verwandelte schon Solon die Drakonischen Geldstrafen, die Viehbußen waren, in förmliche Geldstrafen, indem er das Schaf zu einer Drachme (75 Pfennig), das Rind zu fünf Drachmen ansetzte. In Rom soll zuerst der König Servius Münzen haben prägen lassen mit den Bildern des Rindes, Schafes und Schweines, Münzen, die also den Übergang der Viehwährung in die Metallwährung sehr deutlich zum Ausdruck brachten.

V. Phase: Gütertausch durch Zeichengeld.

Naturalien von allgemeinem Gebrauchswert hatten genügt, um in der frühgewerblichen Phase den noch geringen Güterumtausch zu bewerkstelligen; — in der hochgewerblichen Phase mußte man schon das schwerfällige Naturalgeld des Gebrauchswertes entkleiden, um im geprägten Metallgeld einen Vermittler zu finden, der das gesteigerte Bedürfnis des Gütertausches befriedigen konnte, — aber für die großen und raschen Umsetzungen der kapitalistischen Organisation war auch das Metallgeld nicht leistungsfähig genug, und nun tat man den letzten Schritt, indem man dem Geld jeden stofflichen Wert entzog, es sozusagen aller Schwere enthob: ein Blatt Papier, mit einigen Zeichen versehen, kann, wenn es vom Kredit geweiht ist, jeden beliebigen Wert repräsentieren und leistet nun als Umlaufsmittel weit bessere Dienste, als große Summen in bar, deren Abzählung, Versendung und Transport so viele Umstände machen würden, daß schnelle Operationen von bedeutendem Umfang damit fast unmöglich, jedenfalls aber ungeheuer erschwert wären.

Das Zeichengeld trat zunächst auf in Form eines vom Staat ausgegebenen Papiergeldes, während vorher der Staat in Nöten zu dem Mittel der Münzverschlechterung gegriffen hatte (z. B. unter Friederich d. Gr.), gab er jetzt Banknoten heraus, die zugleich den Vorteil hatten, daß sie unverzinslich waren. Die erste Heraus-

gabe staatlichen Papiergeldes*) fand statt am Ende des XVII. und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts: 1690 in Massachusets und 1720 in Frankreich. — Das Kreditumlaufsystem, das auf dem Depositen- und Scheckverkehr beruht, trat überall mit dem Beginn der hochkapitalistischen Phase in Erscheinung, zuerst in England und Amerika, in Deutschland erst seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts und ist seitdem so angewachsen, daß in Deutschland jetzt mindestens neun Zehntel aller Umsätze durch Kredit vermittelt werden. — Damit ist nun ein Integrationssystem erfunden, das sich zum kapitalistischen Großbetrieb ungefähr verhält, wie das Metallgeld zum gewerblichen Kleinbetrieb; in Verbindung mit den modernen Verkehrs- und Transportmitteln verleiht dieses System den schwerfälligen Millionen Flügel und gestattet, die größten Kapitalien ohne Zeitverlust und Umstände überall dort zu konzentrieren, wo sie zinsbringend und produktionsfördernd angelegt werden können.

* * *

Halten wir Rückschau, so waren es also fünf Phasen, in die wir die Entwicklungsgeschichte der Integration zerlegen konnten, nämlich:

I. Tauschlose Hordenwirtschaft.
II. Tauschhandel ohne Tauschmittel.
III. Gütertausch mittels Naturalgeldes.
IV. Gütertausch mittels geprägten Metallgeldes.
V. Gütertausch mittels Zeichengeldes.

Fassen wir die drei ersten dieser Phasen zu einer Epoche zusammen, so gelangen wir zu einem Dreistufensystem, das von Hildebrand ersonnen (Jahrb. f. Nat.-Ök. 1864) in der Nationalökonomie sich allgemeiner Anerkennung erfreut, nämlich zu der Einteilung in die drei Epochen der

I. Naturalwirtschaft,
II. Geldwirtschaft,
III. Kreditwirtschaft.

---

*) Wechsel wurden schon um das Jahr 1200 eingeführt. (Blancard, Le commerce de Marseille au moyen âge S. 3).

In der ersten dieser Epochen vollzieht sich der Güterumsatz auf dem Wege des Naturaltausches, in der zweiten durch Geld und in der dritten in der Hauptsache auf Grund des Kredits.

Fügen wir dieser Einteilung, zur Orientierung noch — in schräger Schrift und mit arabischen Ziffern versehen — die sieben Phasen der Arbeitsorganisation bei, so entsteht folgende **Schlußübersicht**:

I. Epoche: Naturalwirtschaft:

a) tauschlose Sippenwirtschaft,
1. Frühsippschaftliche Phase,
b) intertribaler Tauschhandel ohne Tauschmittel,
2. Hochsippschaftliche Phase,
c) innerer und äußerer Handel mittels Naturalgeldes,
3. Frühgewerbliche Phase.

II. Epoche: Geldwirtschaft:

(In Israel seit dem IX. und VIII. Jahrhundert, in Griechenland seit dem VII. und VI. Jahrhundert, in Rom seit dem V. und IV. Jahrhundert v. Chr., in Deutschland seit den Kreuzzügen.)
4. Hochgewerbliche Phase und
5. Frühkapitalistische Phase.

III. Epoche: Kreditwirtschaft.

(In England seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts, in Deutschland seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts.)
6. Hochkapitalistische und
7. Spätkapitalistische Phase.

(Einen noch umfassenderen Überblick findet man später, S. 249 und 327.)

Weitere Stufensysteme der Integration.

Das Tauschmittel ist für die Entwicklungshöhe der Integration das wichtigste aber nicht das einzige Maß; auch die Transportmittel, die Verkehrsmittel, die Länge des Weges vom Produzenten zum Konsumenten, der Umfang und die Zahl der Umsetzungen, die Größe des integrierten Gebietes usw. — all diese

Erscheinungen können als Maßstäbe der Entwicklung verwendet werden. Und mit jedem dieser Maßstäbe eingeteilt, wird die Phaseologie der Integration ein anderes Gesicht zeigen; im wesentlichen aber wird das soeben aufgestellte Stufensystem durch diese neuen Einteilungen keine Änderung erleiden und kaum nennenswerte Bereicherungen erfahren. So würde eine

Phaseologie der Transportmittel

etwa folgende Epochen erkennen lassen:

I. Epoche: In der Urzeit war das einzige Transportmittel der Mensch selbst; alle Lasten mußten durch menschliche Individuen getragen werden, eine Aufgabe, die wie wir schon gesehen haben, hauptsächlich den Frauen zufiel. Da die Erdoberfläche großenteils von undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, da es keine Wege gab außer denen, die der Fuß des Menschen getreten hatte, und unüberschreitbare Flüsse, Sümpfe, unwegsame Gebirge allenthalben den Verkehr unterbrachen, so konnten nur leichtere, wenig umfangreiche Güter ausgetauscht werden, und die Eigenproduktion der Horde war schon aus Gründen des Transportes eine Selbstverständlichkeit.

In einer II. Epoche erfindet der Mensch künstliche Transportmittel: er richtet Lasttiere ab, für deren Verwendung nun namentlich Steppen und Wüsten ein geeignetes Terrain abgeben, er erbaut Fahrzeuge, das Schiff und den Wagen. Der Haupttransporteur wird in dieser Epoche das Wasser, das bei der herrschenden Weglosigkeit zur natürlichen Straße für Handel und Verkehr bestimmt war. Zunächst waren es die Flüsse und Ströme, die nun auf Flößen und Nachen, auf luftgeblähten und aneinander genähten Säcken und Schläuchen, auf Einbäumen und Rindenkähnen, auf Fahrzeugen aller Art zu Handelszwecken befahren werden; als man aber kunstvolle Schiffe erbauen gelernt hatte, wurde das Meer die wichtigste aller Verkehrsstraßen, das Integrationsmittel par excellence. Denn während Flüsse durch Stromschnellen oft die Fahrt verhindern und auch nur in einer Richtung führen, trägt das Meer auf seinen tausend Schultern die schwersten Lasten nach allen Richtungen hin, und der Wind bläst sie spielend dem gewünschten Ziel zu: daher in dieser und allen

folgenden Epochen die unermeßliche Bedeutung der Küsten für die Entwicklung von Handel und Verkehr, wie der gesamten Kultur.

III. Epoche: Mit der Erfindung der Dampfmaschine und des Schienenstrangs, des Dampfschiffes und der Eisenbahn werden die Terrainschwierigkeiten auf dem Land und die Hindernisse durch Wind und Wetter auf dem Meer überwunden, alle Länder der Erde treten nun in einen sozusagen täglichen Verkehr miteinander; es beginnt die Epoche des Welthandels.

Ein ganz ähnliches Dreistufensystem ergibt

die Phaseologie der Verkehrsmittel:

I. Epoche: Einziges Verkehrsmittel ist die Sprache. Später tritt hinzu die Mitteilung durch Signale (nächtliches Feuerzeichen, die afrikanische Trommelsprache usw.) ferner das Botensystem.

II Epoche: Verkehr durch Schrift.

III. Epoche: Verkehr mittels maschineller Vorrichtungen: Druck (Zeitung), Telegraph, Telephon, Postwesen.

* * *

Im wesentlichen entsprechen diese Stufensysteme der Einteilung in Natural-, Geld- und Kreditwirtschaft. Da wir zu neuen Einteilungen nicht mehr gelangen, wollen wir die Entwicklungsgeschichte der Integration nun beschließen, denn nur die Grundlinien der Phaseologie zu entwerfen, ist dieser Arbeit als Aufgabe gesetzt, nicht die Ausfüllung des ungeheuren Raumes mit Einzelheiten.

V. Kapitel.

Weitere Stufensysteme.

Wir haben nun die Geschichte der Arbeit von drei verschiedenen Seiten her der Untersuchung unterzogen und sind dabei zu drei verschiedenen und einander ergänzenden Stufensystemen gelangt. Aber auch damit ist unser Gegenstand noch nicht erschöpfend dargestellt; es gibt noch andere Standpunkte, von denen aus man die Geschichte der Arbeit phaseologisch bearbeiten kann, woraus sich weitere Stufensysteme ergeben, die den bisher erörterten willkommene Ergänzungen hinzufügen. Solcher Stufensysteme sind eine ganze Anzahl von nationalökonomischen Forschern aufgestellt und von W. Sombart*) einer eingehenden Musterung und einer kritischen Würdigung unterzogen worden. Nur insofern diese nationalökonomischen Systeme, die uns schon bekannten mit neuen Gesichtspunkten bereichern, sollen sie jetzt in tunlichster Kürze dargelegt werden; zum Schluß werden dann alle Einteilungen in eine einzige große Übersicht zusammenzufassen sein, die die gesamte Phaseologie der Arbeit von allen Seiten her in einem Gesamtbild zu überblicken gestatten wird.

* * *

Auf eine der ältesten dieser nationalökonomischen Stufentheorien sind wir schon im vorhergehenden Kapitel (Entwicklung der Integration) gestoßen; es ist das System von Hildebrand, der die wirtschaftliche Entwicklung in glücklicher Weise in die drei großen Epochen der Natural-, der Geld- und der Kreditwirtschaft einteilte.

Nahe daran schließt sich das System von Engels an; er teilt folgendermaßen ein:

I. Eigenwirtschaft (Produktion für den eigenen Bedarf).

II. Tauschwirtschaft, die sich verschieden gestaltet, je nachdem der Tauschverkehr ist:

*) „Die gewerbliche Arbeit und ihre Organisation". Brauns Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik XIV. Bd. S. 368—405.

a) eine gelegentliche Erscheinung: Austausch von Überfluß,
b) eine regelmäßige Erscheinung,
c) eine notwendige Erscheinung.

III. Kapitalistische Wirtschaft, charakterisiert durch Warenproduktion, die der Leitung des Kaufmanns unterliegt. Dessen Auftreten ist nötig geworden durch die Ausweitung des Wirtschaftsgebietes.

In diesem System ist der Grad der Vergesellschaftung der Arbeit, oder genauer gesprochen das Verhältnis der Eigenproduktion zur gesellschaftlichen zum Maßstab genommen. Der Übergang aus der ursprünglichen Eigenwirtschaft in die gesellschaftliche Wirtschaft kommt darin sehr klar zum Ausdruck. — Vergleichen wir die Einteilung mit der von Hildebrand, so entspricht die „kapitalistische Wirtschaft" der „Kreditwirtschaft", die Unterstufe c entspricht der „Geldwirtschaft", und die tiefer stehenden Stufen der „Naturalwirtschaft". — Beide Systeme nehmen die Integration zum Maßstab.

Ein ganz anderes Entwicklungsmerkmal legt Schmoller*) seinem System zugrunde, nämlich die Größe des wirtschaftlichen Körpers oder des Organisationskreises; seine Stufen sind:

I. Stamm-, Dorf- oder Marktwirtschaft.
II. Stadtwirtschaft.
(III. Territorialwirtschaft).
IV. Staats- oder Volkswirtschaft.

Das Verhältnis dieser Einteilung zu unserm ersten (Form-) System ist leicht zu erkennen. In der ersten Stufe sind unsere ersten drei Phasen, etwas zu summarisch für die soziologische Betrachtungsweise, in eine einzige zusammengezogen; die Dorfwirtschaft entspricht der beginnenden, die Stadtwirtschaft der entwickelten „gewerblichen Organisation", Staats- und Volkswirtschaft ist unsere kapitalistische Organisation. Die III. Stufe ist den andern nicht gleichwertig, sondern eine Übergangsstufe; die Einteilung würde deshalb vom soziologischen Standpunkt aus besser so lauten:

I. Sippenwirtschaft.
Übergang: Dorfwirtschaft.

*) Schmollers Jahrb. VIII, 1884, S. 15 ff.

II. Stadtwirtschaft.
Übergang Territorialwirtschaft.
III. Staats- oder Volkswirtschaft.

Verwandt damit ist das weitverbreitete und viel besprochene System Büchers, der die „Länge des Weges, den die Güter vom Produzenten bis zum Konsumenten machen" zum Maßstab der Entwicklung nimmt und zu folgender Einteilung kommt:

I. Die Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft (reine Eigenproduktion, tauschlose Wirtschaft), auf welcher die Güter in derselben Wirtschaft verbraucht werden, in der sie entstanden sind.

II. Die Stufe der Stadtwirtschaft (Kundenproduktion oder Stufe des direkten Austausches), auf welcher die Güter aus der produzierten Wirtschaft unmittelbar in die konsumierende übergehen.

III Die Stufe der Volkswirtschaft (Warenproduktion, Stufe des Güterumlaufs), auf welcher die Güter in der Regel eine Reihe von Wirtschaften passieren müssen, ehe sie zum Verbrauch gelangen. (Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft, 4. Aufl. 1904, S. 108.)

Die drei Stufen des Systems entsprechen den drei Stufen unseres ersten (Form-) Systems folgendermaßen: geschlossene Hauswirtschaft ist Sippenorganisation, zu der noch die Phase der frühgewerblichen Organisation hinzuzurechnen ist; Stadtwirtschaft ist entwickelte gewerbliche Organisation und Volkswirtschaft ist kapitalistische Organisation.

Allerdings zieht Bücher die Grenzlinie der untersten gegen die zweite Stufe ganz anders: die unterste Stufe umfaßt nach ihm nicht nur die Wirtschaft aller Naturvölker, sondern auch die des gesamten Altertums, die Entwicklung Athens und des römischen Kaiserreichs mit eingeschlossen. Die zweite Stufe beginnt dann erst mit dem Aufkommen der Städte im Mittelalter. — Diese Grenze ist unrichtig gezogen; denn erstens wird dadurch die irrtümliche Meinung erweckt, als ob das Mittelalter sich einfach als nächst höhere Entwicklungsphase dem Altertum angeschlossen habe. Wie wir aber gesehen haben, war die Wirtschaft im Altertum bis zur fünften, der Frühkapitalistischen Phase fortgeschrit-

ten;*) die Höhe dieser Entwicklung wurde von den romanisch-germanischen Völkern erst später erreicht,**) nach Kulischer***) zur Zeit des ausgehenden Mittelalters, nach Ed. Meyer†) sogar erst im XVII. und XVIII. Jahrhundert.††) Zweitens wird mit dieser Grenzziehung, die nicht weniger wie die fünf ersten Phasen der Entwicklung, die Wirtschaft der primitiven Horde mit der des römischen Kaiserreichs in einen einzigen Topf wirft, gerade der erste wichtige Einschnitt in der Geschichte der Arbeit und der Wirtschaft, nämlich die Entstehung der Differentiation der Männer, die die Naturvölker von den Kulturvölkern scheidet und die Zivilisation ins Leben ruft (vgl. S. 208), vollkommen übersehen und durch das sehr ungenaue Schlagwort: „geschlossene Hauswirtschaft", das besser durch die Bezeichnung: „vorwiegende Eigenproduktion" ersetzt würde, zugedeckt, so daß ein ganz falsches Bild der Entwicklung zustande kommt. Drittens stimmen wohl alle Historiker und Nationalökonomen darin überein, daß im Altertum und zwar in Griechenland seit dem VII. und VI., in Rom seit dem V. und IV. Jahrhundert Geldwirtschaft geherrscht hat. Geschlossene Hauswirtschaft und Geldwirtschaft sind aber gänzlich unvereinbare Begriffe. So lange der Haushalt geschlossen ist, so lange jede Familie nur für sich produziert, ist die Erfindung des Geldes so überflüssig, wie etwa in einem Lande, das keinen Verkehr, keine Post besitzt, die Erfindung der Briefmarke.

Ändert man aber die Grenzlinie zwischen den beiden ersten Stufen, die den Tatsachen Gewalt antut, in der oben angegebenen Weise um, läßt man die Stadtwirtschaft mit der Zivilisation, mit der Stadt beginnen, und nimmt man die Bezeichnung: geschlossene Hauswirtschaft in dem erwähnten Sinn, so gibt das Büchersche System, dem man als IV. oder Zukunftsstufe noch gern die der Weltwirtschaft hinzufügen möchte, eine klare Einteilung der Entwicklung, die allerdings erst in der glänzenden Darstellung Büchers (vgl. besonders die schönen Parallelen von S. 165 ab) zur richtigen Wirkung kommt.

*) Vgl. S. 159 ff.

**) Vgl. S. 163 ff.

***) Jahrb. für Nat.-Ok. III. Folge 18. Bd. S. 348.

†) Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums, ebenda 9. Bd.

††) Vgl. auch Beloch, ebenda 18. Bd. S. 626 und Hartmann, Zeitschr. für Sozial- und Wirtschafts-Gesch. IV. Bd. 1896 S. 153 ff.

Am intensivsten hat sich wohl Sombart mit den nationalökonomischen Stufensystemen beschäftigt; in seinen schon öfter zitierten Arbeiten, die eine Fülle wertvoller Gedanken und Anregungen für den Soziologen enthalten, kommt er zu folgender Einteilung:

I. Die Stufe der Individualwirtschaft ist diejenige, auf welcher der Gesamtbedarf einer Konsumtionswirtschaft in derselben Wirtschaft, die also gleichzeitig Produktionswirtschaft ist, hergestellt wird.

II. Auf der zweiten Stufe der Übergangswirtschaft, auch als Gesellschaftswirtschaft niederer Ordnung zu bezeichnen, wird der Gesamtbedarf einer Wirtschaft regelmäßig durch Mitwirkung anderer Wirtschaften gedeckt, . . . aber ein beträchtlicher Teil des Gesamtbedarfs wird noch innerhalb derselben Wirtschaft erzeugt, in der er konsumiert wird.

III. Die Stufe der Gesellschaftswirtschaft ist diejenige, auf welcher die Differenzierung der Produktionswirtschaften und ihre Verschlingung zu einem untrennbaren Ganzen vollkommen geworden ist.

In diesem System ist der Grad der Vergesellschaftung, ganz allgemein gefaßt, zum Maßstab der Entwicklung genommen. Die allgemeine Fassung bringt es mit sich, daß die Bezeichnungen etwas farblos geworden sind und jene Schlagkraft, die z. B. aus der Bücherschen Einteilung sozusagen herausblitzt, eingebüßt haben. Besonders ist der Ausdruck: „Individualwirtschaft" geradezu unrichtig, weil der Mensch zu allen Zeiten gesellschaftlich produziert hat, und „weil (wie Sombart selbst sagt) gerade dieser Wirtschaftsstufe ein kommunistischer Zug anhaftet". Aber dieser Mangel ist nur eine Folge der Abstraktheit der Sombartschen Einteilung, die gleichsam die quinta essentia aller andern Stufensysteme darstellt, sie sämtlich umfaßt und dafür den allgemeinsten Ausdruck gefunden hat, der überhaupt denkbar sein dürfte.

Zum Schluß möchte ich noch einer Klassifikation von Roscher erwähnen, die zwar kein eigentliches Stufensystem ist aber die drei nun schon so oft besprochenen Epochen von einem neuen Standpunkt aus treffend charakterisiert.

Alle Güterproduktion setzt sich bekanntlich aus folgenden drei Faktoren zusammen: 1. Natur, 2. Arbeit und 3. Kapital. Die

Natur liefert viele Güter freiwillig, und sie ist die notwendige Bedingung jeder Produktion, da das Material zu allen Gütern nur ihr entnommen werden kann. — Aber die meisten Güter müssen der Natur durch Arbeit abgerungen werden, d. h. durch menschliche Tätigkeit, die den rohen Stoff erst gebrauchsfähig macht. — Manche Arbeiten können einfach mit den Gliedern des Körpers, besonders mit den Händen verrichtet werden, aber viel wirksamer wird die Arbeit durch die Benützung von Werkzeug und anderen Sachgütern, und solche Güter, die wieder zur Produktion verwendet werden, heißen bekanntlich in der Sprache der Nationalökonomen „Kapital".

Von diesen drei Quellen der Güterproduktion war es in einer I. Epoche des Entwicklungsganges, der mit tierähnlichen Zuständen seinen Anfang nahm, die Natur, die mit ihren freiwillig gebotenen Gaben mächtig vorherrschte, — in einer II. Epoche war es die mit allerhand Werkzeug betriebene Arbeit, die in der Form des Handwerks der Produktion ihren Stempel aufdrückte, — und in einer III. Epoche trat das Kapital in den Vordergrund, das besonders seit der Erfindung der Maschinen die Güterherstellung in bis dahin unerhörter Weise befruchtete. Es wird kaum nötig sein hinzuzufügen, daß die drei so charakterisierten Epochen zusammenfallen mit den drei schon in unserm ersten (Form-)System aufgestellten drei Epochen, mit der „Sippenorganisation", mit der „gewerblichen" (handwerkmäßigen) und mit der „kapitalistischen Organisation".

* * *

Es ist viel darüber gestritten worden, welcher von allen diesen Einteilungen der Vorrang gebühre, ja sogar, welches wohl das allein richtige sei. Dieser Streit ist müßig; die verschiedenen Theorien stehen nicht nur nicht im Widerstreit zueinander, sondern sie ergänzen sich gegenseitig in der willkommensten Weise zu einer großen Harmonie. Da jedes der Stufensysteme seinen Gegenstand von einem bestimmten und besonderen Gesichtspunkt aus ins Auge faßt, so kann auch ein vollständiges Bild der Entwicklungsgeschichte der Arbeit durch kein einzelnes dieser Systeme in erschöpfender Weise gegeben werden, sondern erst durch eine einheitliche Zusammenfassung aller. — Eine solche Zusammenfassung wollen wir in der folgenden Schlußübersicht

versuchen; wir schreiben oben an den Kopf jeder Kolumne das Merkmal hin, das der darunter befindlichen Einteilung zugrunde liegt, in den wagerechten Abteilungen findet man dann eine Charakterisierung der einzelnen Entwicklungsphasen, die gewiß vollständiger ist, als sie durch ein einzelnes System dargeboten werden kann.

Überblicken wir die Tabelle, so wird zunächst auffallen, daß Anfang und Ende der Epochen in den verschiedenen Systemen zum Teil nicht in der Weise zusammenfallen, wie es wohl zu erwarten gewesen wäre. Diese Unregelmäßigkeit ist aber nur eine äußerliche und leicht begreiflich. Die Epochen gehen natürlich nicht mit einem plötzlichen Sprung ineinander über, sondern langsam und ganz allmählich. *Bei jeder Epoche muß man eine Zeit der Entstehung, der Blüte und der Verfalls unterscheiden*, also drei Unterstufen, die man nach altem Brauch mit den drei Worten „früh, hoch und spät" bezeichnen kann; wobei noch zu bemerken ist, daß *immer die „späte" Unterstufe einer Epoche mit der „frühen" der nachfolgenden zusammenfällt*. So teilt sich also eigentlich die erste Epoche in eine frühsippschaftliche, in eine hochsippschaftliche und in eine spätsippschaftliche, welch letztere aber identisch ist mit der frühgewerblichen; und ebenso ist die spätgewerbliche dann wieder identisch mit der frühkapitalistischen usw. Die „formale" Einteilung könnte demnach in ausführlicherer Schreibweise, und wenn die identischen Phasen jedesmal durch Klammern verbunden werden, auch so lauten:

Epochen	Phasen
I.	(1.) a) Frühsippschaftliche,
	(2.) b) Hochsippschaftliche,
	{(3.) c) Spätsippschaftliche oder
II.	{(3.) a) Frühgewerbliche,
	(4.) b) Hochgewerbliche,
	{(5.) c) Spätgewerbliche oder
III.	{(5.) a) Frühkapitalistische,
	(6.) b) Hochkapitalistische,
	{(7.) c) Spätkapitalistische oder
IV.	{(7.) a) Frühsozialistische

(der sich vermutlich eine Hochsozialistische Phase anschließen wird, dann eine Spätsozialistische, die möglicherweise wieder mit einer Frühanarchischen identisch sein wird usw.)

Übersicht über die wirtschaftlichen Stufensysteme.

Form		Differentiation	Integration			Größe des wirtschaftlichen Körpers	Vergesellschaftung	Vorwiegender Produktionsfaktor
			Tauschmittel	Verhältnis der Eigenproduktion zur gesellschaftl.	Länge d. Weges vom Produzenten zum Konsumenten			
Epochen	Phasen		(Hildebrand)	(Engels)	(Bücher)	(Schmoller)	(Sombart)	(Roscher)
I. Sippenorganisation a)	1. *Frühsippschaftliche Phase*	I. Geschlechtliche Differentiation	I. Naturalwirtschaft	I. Eigenwirtschaft	I. Geschlossene(?)Hauswirtschaft		I. Individual(?)-wirtschaft	I. Natur
b)	2. *Hochsippschaftliche Phase*			II. Tauschwirtschaft a) gelegentliche				
II. Gewerbliche Organisation a)	3. *Frühgewerbliche Phase*	II. Differentiation der Männer	(Natural-Geld)	b) regelmäßige		I. Dorf- od. Marktwirtschaft	II. Übergangswirtschaft	
b)	4. *Hochgewerbliche Phase*		II. Geldwirtschaft	c) notwendige	II. Stadtwirtschaft	II. Stadtwirtschaft		II. Arbeit
III. Kapitalistische Organisation a)	5. *Frühkapitalistische Phase*					[III. Territorialwirtschaft]		
b)	6. *Hochkapitalistische Phase*	III. Differentiation der Frauen	III. Kreditwirtschaft	III. Kapitalistische Wirtschaft	III. Volkswirtschaft	IV. Staats- od. Volkswirtschaft	III. Gesellschaftswirtschaft	III. Kapital
IV. a)	7. *Spätkapitalistische Phase*				IV. [Weltwirtschaft]			
b)								

Es liegt nun in dem Charakter eines jeden Systems begründet, in welcher Weise darin die einzelnen Unterstufen zu Epochen zusammengefaßt werden. In dem formalen System (Kolumne 1 und 2, S. 249) gilt als „epochemachend“ das erste Auftreten einer neuen Organisationsform, in den andern Systemen dagegen erst die volle Entfaltung einer neuen wirtschaftlichen Erscheinung. So beginnt z. B. im Hildebrandschen System die Epoche der Geldwirtschaft nicht mit der Entstehung des Geldes, also mit der Frühgewerblichen, sondern erst mit der Hochgewerblichen Phase; die Übergangsstufe aus der Natural- zur Geldwirtschaft — die Phase des Naturalgeldes, wie der diesen Übergang deutlich bezeichnende Ausdruck lautet — wird zur vorhergehenden Epoche gerechnet, und ebenso setzt die III. Epoche nicht mit den ersten Anfängen, sondern erst mit der vollen Entfaltung der Kreditwirtschaft ein, d. h. mit der Hochkapitalistischen Phase usw.

Also auch in Beziehung auf Beginn und Schluß der Epochen stehen die verschiedenen Theorien nur in einem scheinbaren oder äußerlichen Widerspruch zueinander. Zugleich ersieht man aber auch aus dieser Betrachtung, daß die Zerlegung der Entwicklung in Phasen — und diese Bemerkung dürfte für die ganze Phaseologie zutreffen — eine viel schärfere und genauere Anschauung der Tatsachen ermöglicht, als die Einteilung in Epochen, deren man allerdings aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht entraten kann.

VI. Kapitel.

Wirtschaftliche Entwicklungsgesetze.

Der Entwicklungsprozeß der Kultur bringt immer neue Formen zutage, Phase reiht sich an Phase, alles fließt, einen Stillstand gibt es nicht. — Aber die Bewegung der Kultur ist dem Menschen erst spät zum Bewußtsein gekommen; und da alles neue Leben mit einer Zerstörung alter Formen verbunden ist, suchte er sich — und nicht bloß in früheren Zeiten — dem Kulturprozeß entgegenzustemmen, wodurch der Entwicklungsgang

nur noch schmerzlicher wurde, als er es schon an sich ist. Freilich, die Zukunft liegt dunkel vor uns: welches sind die neuen Formen, in die wir uns einfügen und möglichst widerstandslos hineingleiten müssen, und welches sind Auswüchse der Entwicklung, die zurückzudrängen sind?

Die Geschichte, hat man gesagt, lehrt darüber nichts. Da die Kultur immer neue Phasen entwickelt, da sich nichts wiederholt — ausgenommen den für unsere Zeit nicht in Betracht kommenden Fall, daß zurückgebliebene Völker auf Stufen, die von fortgeschritteneren schon erstiegen waren, nachrücken — da kein Glied in der großen Kausalkette dem vorhergehenden gleicht, oder doch nur dem äußern Schein nach und dann erst recht trügerisch, so versagt sogar der Analogieschluß; wir können nicht sagen: dieser Kulturzustand war früher schon einmal da, ergo haben wir dieselben Folgen zu erwarten, wie damals. Nein, in dem Entwicklungsprozeß der Kultur ist der Fall immer neu, also lehrt die Geschichte nichts.

Aber es gibt, wie schon früher besprochen, noch ein anderes Schlußverfahren. Kultur ist Entwicklung allerdings immer neuer Phasen, aber nicht aufs Geratewohl, sondern in *bestimmter Richtung*. Und wenn wir die Richtung der Bewegung feststellen können, so vermögen wir die kommende Phase zu erraten, d. h. die nächste *Phase der Kultur*, nicht das Schicksal dieses oder jenes Volkes. Denn die Völker kommen und gehen, sie kämpfen den Daseinskampf und verschwinden, sie sind gleichsam nur der Stoff der Kultur, die über die unzählbaren Geschlechter der kurzlebigen Völker dahingleitet, wie eine hochmastige Fregatte über die flüchtigen Wogen. Doch nicht mit den Schicksalen der Völker haben wir es hier zu tun, sondern mit dem Lauf der Kulturerscheinungen.

Welches ist nun die Richtung, in der sich die soziologische Funktion der Ökonomie bewegt? Ich glaube, die vorhergehenden Darlegungen werden zur Genüge den Beweis erbracht haben, daß die wirtschaftliche Entwicklung in der Tat in bestimmter und bestimmbarer Richtung vorwärts schreitet, daß sie nach zum Teil deutlich erkennbaren Gesetzen verläuft; und es sei nun versucht, diese Entwicklungsgesetze der Arbeitsorganisation kurz zu formulieren.

1. Gesetz der Größe:

Jedem wirtschaftlichen Körper wohnt das Streben inne, sich zu vergrößern.

Wie die Menschen geschaffen sind, sich zu Gruppen zu vereinigen, so haben diese Gruppen wieder die Neigung, sich untereinander zu immer größeren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gebilden zu verbinden. Zuerst waren es kleine schweifende Horden, die ohne allen Zusammenhang miteinander über weite Gebiete zerstreut lebten, dann verbanden sich die Horden zu Stämmen, dann die Stämme zu Völkerschaften, dann die Völkerschaften zu Großstaaten, schließlich die Großstaaten zu riesenhaften Staatensystemen. Das Endziel dieser Bewegung ist das Weltreich, das alle Völker der Erde einst zu einer einzigen großen wirtschaftlichen Vereinigung zusammenschweißen wird. Beispiele provisorischer Endpunkte dieses Prozesses sind das persische, später das römische Weltreich, das großbritannische Weltreich, der moderne Welthandel.

Die Vergrößerung des wirtschaftlichen Körpers kommt zustande· nach dem Gesetz der Agglomeration, durch kriegerische Unterwerfung oder durch friedlichen Gruppenanschluß (Handel); durch die mit der Fortpflanzung naturgesetzlich verknüpfte Vermehrung der Individuenzahl; ferner durch den Kampf ums Dasein und die natürliche Auslese, indem regelmäßig die größere Organisation die kleinere aus dem Feld schlägt, und die siegreichen Organisationen aus immer verbindungsfähigeren Individuen bestehen müssen.

2. Gesetz der Form:

Die Entwicklung der Arbeitsorganisation kommt dadurch zustande, daß immer neue Formelemente auftreten. Mit jedem neuen Element entsteht eine neue Phase. Aber das neue Element ersetzt nicht sogleich die älteren, sondern gliedert sich diesen an, so daß die Gesamtgestaltung der Arbeitsorganisation immer formenreicher wird. Erst spät findet ein Abwelken der ältern Formelemente statt.

Bei jedem Schritt wird das in der letzten Phase entstandene Element für die folgende Phase besonders charakteristisch.

3. Gesetz der organbildenden Gruppen:

Es gibt zwei Arten organbildender Gruppen: der Gesellschaftsverband und der Familienverband. Beide stehen in einem

durch die ganze Geschichte der Arbeit sich hinziehenden Antagonismus zueinander.

Mit wachsender Tätigkeit des Gesellschaftsverbandes muß die ökonomische Bedeutung des Familienverbandes immer mehr zum Schwinden kommen.

4. Gesetz der Kooperation:

Die einfache Kooperation (ägyptischer Pyramidenbau) geht immer mehr in die arbeitsteilige über.

Seit der Maschinenzeit bildet sich eine arbeitsteilige Kooperation zwischen Mensch und Maschine aus, in der die rein mechanischen Arbeiten in immer größerm Umfang vom Menschen weg auf die Maschine hinübergleiten.

5. Gesetz der Differentiation:

Jedem wirtschaftlichen Körper wohnt die Tendenz inne, alle in ihm ruhenden Kräfte immer mehr zu differenzieren.

Der innern Differentiation geht in der Regel die äußere voraus.

6. Gesetz der Integration:

Differentiation und Integration stehen in dem Verhältnis der Wechselwirkung zueinander. — Jeder Fortschritt in der Berufsgliederung zieht Fortschritte im Handel und Verkehr nach sich, und umgekehrt.

Jeder wirtschaftliche Körper hat die Tendenz, alle in ihm wohnenden Kräfte zu einem einheitlichen System der Integration zu entwickeln, in dem schließlich jedes Individuum mit jedem andern in einen mehr oder weniger unmittelbaren Zusammenhang zu stehen kommt.

7. Gesetz der Zentralisation:

Jeder wirtschaftliche Körper besitzt ein Streben nach Zentralisation, d. h. nach Vereinheitlichung der Produktion. — Erst produzieren die einzelnen Betriebe ganz für sich, ohne Zusammenhang, in gegenseitiger Feindseligkeit, aufs Geratewohl. Dann bilden verwandte Betriebe (behufs Arbeitsersparung usw.) ein Zentrum, das die Leitung für diesen Bezirk übernimmt (vgl. die Kartelle), über einer Anzahl solcher Zentren entsteht ein noch höheres Zentrum usw. bis die gesamte Produktion in ein einheitlich geleitetes, wohlgeordnetes System hinübergeführt ist. — In

der Kriegskunst ist dieser Zentralisationsprozeß in der modernen Armee weit schneller zur Entfaltung gekommen, als auf dem Gebiet der Arbeitskunst, weil dort der Kampf ums Dasein viel schärfere Maßregeln nötig macht, um jede durch Reibung in der großen Maschine entstehende Kraftvergeudung zu verhüten, als in der Industrie.

8. Gesetz der Konzentration.

In jedem wirtschaftlichen Körper liegt ein Streben nach Konzentration seiner Kräfte, d. h. nach Arbeitsersparung durch Arbeitsverdichtung. — Anfänglich müht sich von 100 Dorfbewohnern jeder mit der Anfertigung seiner Fußbekleidung, mit dem Abholen seiner Postsachen; später verdichtet sich diese Arbeit in einem einzigen Schuhmacher, in einem einzigen Postboten. Und so nimmt eine Lokomotive Tausenden von Beinen, eine Hackmaschine Tausenden von Kinnbacken, Zentralheizung allen Bewohnern des Hauses die Arbeit ab.

9. Gesetz der Vergesellschaftung.

Die soeben genannten Entwicklungsgesetze kann man folgendermaßen in eine einzige allgemeine Formulierung zusammenfassen.

Jedem Wirtschaftskörper wohnt die Tendenz inne, die Arbeit immer mehr zu vergesellschaften. — Schritt für Schritt gräbt die organisierte der nichtorganisierten Arbeit, der Eigenproduktion, den Boden ab, um sie schließlich in immer höhern und vollkommenern Formen völlig zu ersetzen.

* * *

„Pfeilschnell" wird die wirtschaftliche Phase, in der wir uns augenblicklich befinden, „verflogen sein"; und die kommende Phase wird in der Richtung liegen, die die Entwicklungsgesetze anzeigen

IV.

Die Ursachen des Kulturfortschritts.

„. . . Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide . . .“

In der „vorwissenschaftlichen Zeit“, genauer gesagt, in der theologischen und metaphysischen Epoche des Geisteslebens, gab es eine Methode, die man als Spekulation bezeichnet und die darin bestand, daß man durch angestrengtes Nachdenken die Wahrheit aus dem eigenen Innern heraus zu erforschen trachtete, sich aber zugleich von der Welt der Wirklichkeit verächtlich abschloß. Große und erhabene Gedanken wurden auf diese Weise zutage gefördert; nur hatten sie zumeist den Fehler, daß sie mit der verachteten Wirklichkeit nicht übereinstimmten, sondern reine wenn auch schöne Phantasiegebilde waren und blieben. In dieser Zeit war die Soziologie noch keine Wissenschaft, sie wandelte unter dem Namen „Philosophie der Geschichte“ noch in ihren Kinderschuhen, und die Philosophen waren auf Grund der spekulativen Methode zu der Überzeugung gelangt, daß die Geschichte der Menschheit im allgemeinen durch „Ideen“ bestimmt werde und daß besonders die religiösen, rechtlichen, moralischen, philosophischen Ideen die eigentlichen Träger und tiefern Ursachen der Geschichte und Kultur seien.

Als dann die Naturwissenschaften ihren Siegeslauf antraten, verbreitete sich immer mehr die Einsicht, daß man Dinge, über die man ein Urteil zu gewinnen wünscht, vor allem sorgfältig untersuchen müsse; daß mit anderen Worten nur die wissenschaftliche Erfahrung den steilen Weg zur Wahrheit hinaufführen könne. Und als man diese Methode auch auf die „Geisteswissenschaften“ anwendete, gelangte man über die Mächte, die die Geschichte regieren, bald zu ganz andern Anschauungen. Im Jahre 1859 schrieb ein von dem neuen Geist berührter Denker folgende verblüffende Sätze nieder: „In der gesellschaftlichen Produktion

ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt, ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt."*) M. a. W. heißt das: Nicht durch bewußte Ideen wird der Lauf der Geschichte bestimmt, sondern in letzter Linie durch das Wirtschaftsleben. Und die Veränderungen der religiösen, moralischen, rechtlichen, ästhetischen, philosophischen usw. Ideen sind nicht die Ursache, sondern die Folge der wirtschaftlichen Entwicklung.

Diese Theorie, die man als geschichtlichen Materialismus bezeichnet (im Gegensatz zum geschichtlichen Idealismus), hat nun gewiß etwas sehr Ernüchterndes. Die Mächte, die unser Leben bestimmen, sind danach nicht mehr die erhabenen Gedanken unserer Religionsstifter und Philosophen, sondern sie liegen in den niedrigen Beschäftigungen mit der gemeinen Materie. — Aber ist es nicht gerade ein Zeichen echter Wissenschaft, daß sie uns aus den Wolken selbstgefälliger Träume und Wunschphantasmen herunterholt und uns auf den Boden der Wirklichkeit stellt, daß sie unsere Illusionen zerstört, um uns Ideale nicht als schon errungenen Besitz, sondern als Ziele der Eroberung vor die Augen zu halten?

Doch, wie dem auch sein mag, die materialistische Geschichtstheorie enthält eine große Wahrheit: gerade wie das Wachstum, das Gedeihen und Blühen einer Pflanze von der Düngung des Bodens abhängt, dem sie entsprießt, ebenso klar ist es auch, daß eine Erweiterung der Nahrungsquellen (z. B. durch den Ackerbau), Fortschritte in den Produktionsmethoden (z. B. durch das kapitalistische System), technische Erfindungen (z. B. der Eisen-

*) K. Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, Vorrede S. XI.

bahnen, der Arbeitsmaschinen) usw. einen ungeheuer viel stärkeren Einfluß auf die Entwicklung der Kultur ausüben, als moralische Ermahnungen, Predigten, Bücher, Kunstwerke, philosophische Systeme usw. Allerdings darf man die Theorie auch nicht zu extrem auffassen und die Wirtschaft als einzige Triebkraft der Kultur hinstellen, denn der Fortschritt kriecht auf tausend Füssen, und jede neue Errungenschaft auf irgendeinem Gebiete der Kultur zieht Fortschritte auf andern Gebieten nach sich, da ja alle Kulturerscheinungen miteinander innig zusammenhängen und in einem Verhältnis fast unentwirrbarer Wechselwirkung stehen. Aber sicherlich ist von allen soziologischen Erscheinungen die Wirtschaft diejenige, die auf die Kulturentwicklung den hervorragendsten Einfluß ausübt.

In diesem Sinne aufgefaßt, ist die materialistische Geschichtstheorie eine Errungenschaft, die auf die Kulturwissenschaft ungemein befruchtend eingewirkt hat, die nach heißen Kämpfen immer allgemeiner anerkannt wird und sich fortwährend neue Gebiete erobert. Sind doch noch bis in die letzte Zeit bedeutungsvolle Arbeiten erschienen, in denen gezeigt wurde, daß z. B. die Form der Familie bei den verschiedenen Völkern sich in augenfälliger Weise aus der Form ihrer Wirtschaft ableiten läßt;*) daß ein scheinbar so rein geistiges Ereignis wie die Reformation (sogar bis in einzelne Glaubenssätze hinein) aus dem Übergang des Ackerbaustaates in den Handels- und Industriestaat überraschend einfach aufgeklärt werden kann.**)

Wenn wir nun einsehen, daß die wichtigste Triebkraft des Kulturfortschrittes die Entwicklung des Wirtschaftslebens ist — welches sind dann wieder die Ursachen, die die Wirtschaft zur Weiterentwicklung treiben? Wir können doch unmöglich (wie es übrigens geschehen ist) in den alten metaphysischen Irrtum der vorwissenschaftlichen Zeit zurückfallen und die Wirtschaft als eine „Entität“, als eine Art selbständiger Persönlichkeit betrachten, die etwa keine andere Beschäftigung hätte, als aus eignen innern Impulsen immer weiter fortzuschreiten und die andern Kulturerscheinungen gleichsam am Gängelband hinter sich herzuziehen!

Auf diese Frage — nach den tiefern hinter der wirtschaft-

*) Ernst Grosse, Die Former der Familie und die Former der Wirtschaft.

**) Brooks Adams, Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls.

lichen Entwicklung tätigen Ursachen — schweigt die materialistische Geschichtsphilosophie. Gerade aber diese tiefern Ursachen sind die Mächte, die den Kulturfortschritt bewirken, und deren Erforschung diese kleine Abhandlung gewidmet ist.

Die Aufgabe kann selbstverständlich nur auf induktivem Wege gelöst werden. Wir haben den Phasenverlauf der Wirtschaft genau zu verfolgen und uns bei jeder neueintretenden Phase zu fragen, durch welche Ursachen die Umwandlung zustande gekommen ist.

Bezüglich des Phasenverlaufs der Wirtschaft sind wir andernorts zu folgender Aufstellung gelangt, die hier in gedrängtester Kürze rekapituliert sei:

In der ältesten, „urzeitlichen" Phase war, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Hordengenossenschaft die einzige Trägerin (oder „Organisationsform") der wirtschaftlichen Tätigkeit.

In der darauffolgenden Frühsippschaftlichen Phase kommt es zur Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau; die Frau wird durch den Mann verknechtet, und es entsteht der Familienhaushalt, der nun neben der Horden- oder Sippengenossenschaft als eine zweite wirtschaftliche Organisationsform auftritt.

Von der Frühsippschaftlichen zur Hochsippschaftlichen Phase findet der Übergang dadurch statt, daß der erste Handel (Außenhandel), und zwar in Form des unmittelbaren (geldlosen) Tauschhandels, zwischen benachbarten Horden zustande kommt.

Diese drei Phasen bilden zusammen die erste wirtschaftliche Epoche, die der Sippenorganisation oder der Sippenwirtschaft.

Dieser Epoche folgt als zweite: die Epoche der gewerblichen Organisation, die wieder in zwei Phasen zerfällt:

Die Frühgewerbliche Phase ist charakterisiert durch die Entstehung der Gewerbe, durch die beginnende Differenzierung der Männer in Berufe. Der Gütertausch findet durch Naturalgeld statt. (Dorfwirtschaft.)

In der Hochgewerblichen Phase wird die Berufsgliederung zum System ausgebildet; der Gütertausch wird durch die Erfindung des Geldes erleichtert. (Stadtwirtschaft.)

Die dritte Epoche ist die der kapitalistischen Organisation, die sich wieder in drei Phasen einteilen läßt:

Die Frühkapitalistische Phase ist gekennzeichnet

durch das erste Auftreten der kapitalistischen Unternehmung. Geld wandelt sich in Kapital um. (Beginnende Volkswirtschaft.)

Die Hochkapitalistische Phase beginnt mit der Erfindung der Arbeitsmaschinen (gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts). Das gesamte Wirtschaftsleben erleidet eine Umwandlung: die Eigenproduktion geht in Warenproduktion über. (Beginnende Weltwirtschaft.)

Mit unserer gegenwärtigen Spätkapitalistischen Phase bricht eine neue Epoche an, in der die gesamte Kultur langsam der veränderten wirtschaftlichen Grundlage angepaßt wird.

Der Phasenverlauf der Wirtschaft kann also im folgenden Stufensystem zusammengefaßt werden:

I. Epoche der sippschaftlichen Organisation.

(Urzeit, deren Repräsentanten ausgestorben und unbekannt sind.)

1. Frühsippschaftliche Phase (geschlossene Sippenwirtschaft).
2. Hochsippschaftliche Phase (erweiterte Sippenwirtschaft).

II. Epoche der gewerblichen Organisation.

3. Frühgewerbliche Phase (Dorfwirtschaft).
4. Hochgewerbliche Phase (Stadtwirtschaft).

III. Epoche der kapitalistischen Organisation.

5. Frühkapitalistische Phase (beginnende Volkswirtschaft).
6. Hochkapitalistische Phase (beginnende Weltwirtschaft).
7. Spätkapitalistische Phase (Weltwirtschaft).

Diesem Stufensystem haben wir in der „Entwicklungsgeschichte der Arbeit“ eine eingehende Beschreibung gewidmet, aber dort geflissentlich (um die Darstellung nicht zu stören) nur den Aufbau der Formen berücksichtigt und von den wirkenden Ursachen ganz abgesehen. Indem wir jetzt die Untersuchungen der Ursachen nachholen, werden wir jenen Darlegungen eine notwendige Ergänzung hinzufügen. Denn alle formalen Aufstellungen bleiben ja nur starre, tote Gebilde, solange wir nicht die treibenden Kräfte, die diese aufgerichtet haben und dahinter verborgen liegen, ergründen können. Mögen wir

anatomisch einen Leichnam auch noch so genau zergliedert haben, mögen wir das Räderwerk einer Maschine auch noch so vollkommen durchschauen, sie bleiben uns Rätsel, solange wir nicht wissen, in welcher Weise sie in Tätigkeit geraten, wenn sie von Leben und Bewegung durchflutet werden. Und nicht anders wird man für das soziale Getriebe erst dann ein tieferes Verständnis gewinnen, wenn es gelingt, die zauberhaften Mächte zu erkennen, die die menschliche Gesellschaft beherrschen, und die ihre Entwicklung von der kleinen Urhorde bis zum modernen Großstaat in die Höhe getrieben haben. — Die Ursachenlehre wird uns aber nicht nur die Kultur als Vorgang begreiflich machen, sondern sie wird uns auch eine willkommene Gelegenheit geben, um die bis jetzt gleichsam auf der Oberfläche gewonnenen Ergebnisse aus der Tiefe her einer erneuten Kontrolle und Prüfung zu unterwerfen.

Das Mittel, das zum Ziel führen soll, ist auch hier wieder die vergleichende (phaseologische) Methode: Wenn die Formen sich ändern, wenn Phase in Phase übergeht, so können auch die Ursachen, die der Bewegung zugrunde liegen, nicht die gleichen geblieben sein. Wir werden also Schritt für Schritt, durch Vergleichung jeder Phase mit der nächstfolgenden zu ergründen suchen, welche Ursachen den Übergang und somit die neue Phase herbeigeführt haben. In einem zweiten Kapitel soll dann der Versuch gemacht werden, die so erkannten Tatsachen zu einer allgemeinen Fortschrittstheorie aufzubauen.

I. Kapitel.

Die Ursachen der wirtschaftlichen Entwicklung.

1. Entstehung des Familienhaushaltes und der geschlechtlichen Arbeitsteilung.

Auf der untersten uns bekannten Kulturstufe fanden wir die Menschen in kleinen Horden vereinigt, innerhalb deren bereits zwei wirtschaftliche Organisationsformen ausgebildet waren: die Sippengenossenschaft und der Familienhaushalt. Dieser Stufe ging

offenbar eine noch niederere voraus: die Stufe des Naturzustandes (Urzeit oder Urstadium der Kultur), über die wir in früheren Ausführungen (S. 15 ff.) Vermutungen aufgestellt haben, und auf der aller Wahrscheinlichkeit nach zwar die Sippengenossenschaft, aber noch nicht der Familienhaushalt existierte. Denn im Naturzustand gibt es keine Arbeit und folglich auch keine Arbeitsteilung. Wie bei andern in Gesellschaften lebenden Tieren verzehrt jedes, was es findet oder erhascht; ist die Beute groß, so stürzen sich mehrere darüber her und verteilen sie, indem sich jedes nach Kräften seinen Anteil zueignet.

Wie entstand nun in einer solchen Urhorde die geschlechtliche Arbeitsteilung, die Verknechtung der Frau und damit der Familienhaushalt? — Von den vielen darüber aufgestellten Hypothesen ist die wahrscheinlichste, die auch von namhaften Soziologen geteilt wird, diese: Die benachbarten Horden stehen sich feindselig gegenüber, sie bekriegen, verdrängen und berauben einander. Aber es gibt wenig zu rauben, die wertvollste Beute ist die Frau. In der Tat ist Frauenraub neben allerhand anderer Gewalttat auf dieser Stufe — und in vereinzelteren Fällen noch bis zu dem trojanischen Krieg und dem Raub der Sabinerinnen — sehr gebräuchlich und um so mehr beliebt, als der Mann ein instinktives Verlangen nach fremden Frauen hat, mit denen er nicht aufgewachsen, nicht mehr oder weniger blutsverwandt ist. (Auf diesen wichtigen psychologischen Zug, der in der Urgeschichte der Menschheit von ganz hervorragender Bedeutung war, werden wir in einer der nächsten Abhandlungen noch ausführlich zu sprechen kommen.) — Die geraubte Frau nimmt nun in der Horde eine ganz andere Stellung ein, als die eingeborene Sippengenossin: sie wird das Eigentum, die Sache des Mannes, der sie gefangen hat; als Dienerin muß sie alle peinlichen Arbeiten für ihren Herrn verrichten und ihm „untertan“ sein. Die geraubte Frau wird der erste Sklave. Denn Männer kann der Jäger nicht verknechten, sie würden bald im Busch verschwinden; die Frau dagegen attachiert sich an den neuen Mann; und ihre natürliche Schwäche, vor allem aber die Kinder, die er mit ihr erzeugt, verhindern sie, zu fliehen und die Freiheit wieder zu erlangen. So entstehen in der Horde die ersten Familienhaushalte. Sobald aber der Mann die Süßigkeit zu herr-

schen, und was bei seiner natürlichen Trägheit besonders in Betracht kommt, sich bedienen zu lassen, gekostet hat, dehnt er dieses Verhältnis auch langsam auf die Sippengenossinnen aus, der Familienhaushalt gewinnt immer mehr an Verbreitung und wird schließlich in den primitiven Horden eine allgemeine Einrichtung. — Nach dieser Ansicht entsteht also die Familie durch den Frauenraub (Näheres in „Soziologie der Fortpflanzung"), mithin als eine Folge der Berührung zwischen sich fremden Horden; schon beim ersten Schritt in die entwicklungsgeschichtliche Ursachenlehre hinein stossen wir auf die „Gruppenbeeinflussung", die, wie wir später sehen werden, die Mutter alles Fortschrittes ist.

2. Entstehung des primitiven Handels.

Die erste und älteste Form der Gruppenberührung ist der Krieg, und die älteste Form des Güterübergangs zwischen fremden Horden ist der Raub. Die stärkere Horde entreißt der schwächern durch Gewalt ihr Land, ihre Weiber, ihre Waffen usw., nach dem Grundsatz der alten Germanen, die, wie Tacitus sagt, „nicht durch Schweiß verdienen wollten, was sie durch Blut gewinnen konnten". Und dieser Grundsatz bleibt noch lange, ja bis in die neuere Zeit in Kraft; nicht nur von den Urhorden, den Inselkariben, den alten Phöniziern, Etruskern, Griechen, Römern, auch von den Pisanern, Venezianern, Holländern, Spaniern, Engländern usw. wurde ihm reichlich gehuldigt. Noch im XVII. und XVIII. Jahrhundert betrachtete man den Seeraub als eine regelrechte Erwerbstätigkeit, oder, wie man sagte, als „gewinnbringende Unternehmung".

War so die älteste Form der Gruppenberührung gewaltsam, so ist die jüngere friedlicher Art; dem Raubkrieg folgte der Tauschverkehr, der Handel. Doch stellten sich seiner Entstehung anfänglich schwere Hindernisse entgegen. Der Gedanke, den Mangel eines Gutes auf der einen Seite und den Überfluß desselben auf der andern Seite durch Tausch auszugleichen, liegt uns zwar heute gewiß nahe, war aber in einem Zustande der Rechtlosigkeit, die in jedem Fremden einen Feind sah, nicht leicht zu verwirklichen. (Noch in den altarischen Sprachen waren die Worte für Fremder und Feind, z. B. xenos, hostis, dieselben,

während sibja, Sippe, zugleich Sippe und Friede bedeutete.) Der Übergang vom Raub zum Tausch ist nun, wie die Völkerkunde erkennen läßt, auf verschiedenen Wegen zustande gekommen.

1. Eine erste friedliche Annäherung zwischen fremden Horden wurde wohl gerade durch den Krieg angebahnt. Durch Krieg und Raub lernten die isolierten Horden zuerst gewisse ihnen fremde Lokalprodukte kennen, wie Feuerstein, Perlen usw., die sie nicht selbst erzeugen können. Sobald nun Stämme zusammenstoßen, die annähernd gleich stark sind, ist der Raub nicht möglich, und man läßt sich nun dazu herbei, die begehrten Güter durch Umtausch zu erwerben. Wenn z. B. bei den Polynesiern nach erbittertem Kampfe keine Partei den Sieg davon getragen hatte, oder wenn vor dem Streite beide Völker einsahen, daß keines Herr über das andere werde, wurden Friedensverhandlungen angeknüpft; erfolgte eine Einigung, so wurde der Friede durch Austausch von „Geschenken" besiegelt (v. Sartorius a. a. O. S. 1). Oder aber: man hat einen andern Stamm beraubt, fürchtet aber seine Rache und läßt deshalb Geschenke zurück, die ihn zu besänftigen vermögen. Die Akka z. B. brechen zurzeit der Fruchtreife in die Felder der Neger ein, rauben Bananen, Knollen und Getreide, lassen aber dafür ein Äquivalent an Fleisch zurück. (Bücher a. a. O. S. 85.) Die Berg-Wedda legen, nach Sarasin, erbeutetes Wild des Nachts vor den Hütten der Singalesenschmiede nieder, rächen sich aber blutig, wenn sie nicht nach einigen Tagen eiserne Pfeilspitzen als Gegengabe abholen können. — Solche Fälle lassen deutlich den Übergang vom Raub zum sog. stummen Tauschhandel (vgl. III. Abh. S. 144) erkennen.

2. Wie mit andern Gegenständen, so wird auch mit dem wertvollsten Gut dieser Kulturstufe, mit der Frau verfahren. Jedem Frauenraub folgt die Blutrache auf dem Fuße nach; um dieser zu entgehen und dennoch das Verlangen nach fremden Frauen zu stillen, greift man zum Frauentausch; es kommt die Einrichtung der Exogamie zustande, die, wie wir andernorts noch sehen werden, eines der wichtigsten weltgeschichtlichen Mittel der Gruppenverbindung wird. Wo Exogamie Platz gegriffen, sind dem friedlichen Gütertausch Tür und Tor geöffnet, denn die getauschten Frauen bilden ein mächtiges Band zwischen den vorher feindlichen Gruppen.

3. War es also anfänglich der Krieg, der zuerst die engen Schranken sprengte, die die einzelnen Stämme isolierten, und die Veranlassung eines friedlichen Handels wurde, so ist aber doch kaum anzunehmen, daß kriegerische Berührung der einzige Weg war, auf dem anfänglich Handelsbeziehungen angeknüpft werden konnten. Die Feindschaft zwischen den einzelnen Stämmen ist nicht immer eine so absolute, wie es gewöhnlich hingestellt wird. Die Indianer z. B. adoptieren nach Lafitau einzelne gefangene Mitglieder fremder Stämme, wenn sie im Kampfe viele Männer eingebüßt haben, nehmen sie als Brüder in ihre Sippe auf und verheiraten sie mit den Witwen der Gefallenen. Die Eskimo wechseln manchmal die Horde; in Ozeanien wurden nicht selten Schiffe mit ihrer Mannschaft nach fernen Inseln verschlagen und dort wurden die wehrlosen Fremden in einem ersten Erwachen der Menschlichkeit gastlich aufgenommen. — Solche Adoptierte geben dann zwischen fremden Stämmen ein Bindeglied ab, mittels dessen sich Handelsbeziehungen herstellen lassen.

4. Ferner wird häufig durch die Vermehrung eines Stammes ein Teil zur Auswanderung gezwungen; es entstehen Nachbarstämme, die von vornherein auf friedlichem Fuße miteinander verkehren und ihre freundschaftlichen Beziehungen dann gewöhnlich durch Exogamie befestigen. Gerade bei solchen Stämmen mag der Gütertausch durch das sog. Gastgeschenk (vgl. III. Abh. S. 145) zuerst aufgekommen sein, während wohl der sog. stumme Tauschhandel als der älteste Vorläufer des Marktverkehrs zu betrachten sein wird.

* * *

So ist also der älteste Gütertausch auf verschiedenen Wegen entstanden; in allen Fällen aber ging der äußere Handel, zwischen fremden Gruppen, dem innern, zwischen den Mitgliedern einer Gruppe, voraus. Diese für die Theorie des Fortschritts bedeutungsvolle Tatsache läßt sich leicht begreifen. Denn die Mitglieder einer Gruppe leben unter denselben Naturbedingungen, sie erzeugen folglich auch dieselben Güter und haben daher keinen Anlaß zum Austausch. Von verschiedenen Stämmen dagegen verfügt, je nach der Bodenbeschaffenheit, lokalen Eigentümlichkeiten usw., der eine über diese, der andere über andere

Produkte; die erste Differentiation, die über die geschlechtliche hinausging, war also notwendig die äußere, und erst später (in der nächsten oder dritten Phase) folgte ihr die innere nach: die gewerbliche Berufsgliederung unter den Männern.

3. Entstehung der Gewerbe.

Wie schon früher gesagt wurde, ist eine erste Bedingung und zugleich Ursache der Entstehung der Gewerbe: der Ackerbau. Erst wenn ein einzelner so viel Nahrung zu produzieren imstande ist, daß damit sein eigener Konsum überschritten wird, erst dann werden Arbeitskräfte frei, welche sich nun solchen Tätigkeiten hingeben können, die über die bloße Erzeugung von Subsistenzmitteln hinausgehen. Eine so intensive Produktion von Nahrung kann zwar unter Ausnahmebedingungen auch durch die Fischerei (vgl. S. 51) erzielt werden, im allgemeinen aber nur durch den Ackerbau.

Doch der Ackerbau allein genügt nicht, um Gewerbe hervorspriessen zu lassen; wir haben viele Ackerbauvölker kennen gelernt, wie unter den Indianern, Malaien, Papúas usw., die aller gewerblichen Differentiation ferngeblieben sind. Eine zweite Bedingung ist, daß nun die infolge der künstlichen Nahrungsproduktion frei gewordenen Kräfte sich auch wirklich neuen Arbeitstätigkeiten zuwenden und nicht der natürlichen Trägheit und Vergnügungslust zum Opfer fallen. Denn vom Standpunkte der Naturvölker ist die vielstündige, mühselige Arbeit, wie sie der Kulturmensch verrichten muß, etwas Widernatürliches, Verabscheuungswertes.*) Ihre Arbeitskraft wird verbraucht in den Aufregungen der Jagd, des Fischfanges, des Krieges, im Hüttenbau usw., und sobald sie für ihre wenigen Bedürfnisse gesorgt haben, geben sie sich dem süßen Nichtstun hin, oder füllen ihre Muße aus mit fröhlichen Tänzen, gymnastischen Spielen, mit Schmausereien, festlichen Gelagen und anderer Lustbarkeit, oder sie ergötzen sich an stundenlangen Plaudereien, deren leere Geschwätzigkeit den rastlosen Europäer in Erstaunen setzt. — Dieser dem Menschen eingeborne Hang zu Lust und Trägheit wurde erst

*) Auch im Deutschen bedeutet nach Grimm Arbeit ursprünglich so viel wie Mühsal, Bedrängnis.

niedergezwungen durch eine für die Wirtschaftsentwicklung außerordentlich wichtige Einrichtung, die Sklaverei, die wie eine von der Habgier geschwungene eiserne Rute der menschlichen Arbeit diejenige Intensität verlieh, die nötig war, um die gewerbliche Differentiation zu veranlassen und in immer höhere Formen hinauf zu treiben.

In der Tat folgten die ersten Ansätze der gewerblichen Arbeitsteilung der Errichtung der herrschaftlichen Organisation, d. h. der Differenzierung in Herren und Knechte, auf dem Fuße nach; und charakteristischerweise gerade auf den Herrschaftssitzen unter unfreien Arbeitern kommt die erste Arbeitsteilung zustande. Allerdings hatte das Gewerbe auch eine Wurzel in der freien Arbeit. Aber die freien Gewerbetreibenden rekrutierten sich teils aus Freigelassenen, d. h. ehemaligen Sklaven, teils aus besitzlosen Proletariern und Fremden, ja sogar aus Blinden, Krüppeln und Schwächlichen — Homer, Hephästos! —, die nicht aus freier Wahl, sondern aus Not und unter dem Zwang der Umstände gewerbliche Tätigkeiten ergriffen.

Die ersten Gewerbe wurden also dadurch ins Leben gerufen, daß der Ackerbau zunächst den Boden für ihre Entstehung schuf; dann traten Not und Zwang hinzu, die die Unfreien und Besitzlosen veranlaßten, sich der einseitigen und auf fremde Bedarfsdeckung gerichteten neuen Tätigkeit hinzugeben.

4. Entstehung der entwickelten gewerblichen Organisation.

Die Arbeitsorganisation der vierten oder Hochgewerblichen Phase entstand dadurch, daß die Organisationselemente, die in der dritten oder Frühgewerblichen Phase nur im Keim vorhanden waren, zur vollen Entfaltung gelangten (vgl. S. 156). Die Ursachen dieser Entwicklung lassen sich ermitteln, wenn wir die der dritten Phase angehörigen Naturvölker (Ozeanier, Afrikaner usw.) mit den zur vierten Phase aufgestiegenen zivilisierten Völkern (Peruanern, Mexikanern, Chinesen, Assyro-Babyloniern, Ägyptern, Indern usw.) einer Vergleichung unterwerfen. Wir erkennen dann, daß der Fortschritt durch eine Änderung des Milieus bewirkt wurde, durch eine Auswanderung der Kultur in neue Länderstriche, die für die Vergesellschaftung der Arbeit weit günstigere

Bedingungen boten, als es im ozeanischen Inselreich oder in Afrika usw. der Fall war.

In Ozeanien sind die Bedingungen für eine höhere Verdichtung der Bevölkerung nicht vorhanden, weil die einzelnen Inseln zu klein sind und zu weit voneinander liegen; überdies sind die Lokalprodukte in den verschiedenen Teilen des Archipels zu gleichartig, um zu Handel und Verkehr in besonderem Maße einzuladen. Der afrikanische Erdteil ist schlecht gegliedert, küstenarm und plump geformt, sein Klima ist zu heiß und erschlaffend, und die Fruchtbarkeit des Bodens ist in beiden Erdteilen so üppig, daß die Bewohner an anstrengende und ausdauernde Arbeit nicht leicht zu gewöhnen sind. (In Cap Coast z. B. genügt ein Penny täglichen Verdienstes zum Lebensunterhalt. Vgl. Waitz-Gerland, II. 79.)

Die Kultur mußte also, sollte sie nicht Halt machen, andere günstiger beschaffene Weltteile aufsuchen, sie mußte nach Ländern auswandern, die weder zu heiß sind noch allzu fruchtbar; die stärkere Anstrengungen nicht überflüssig und auch nicht unmöglich machen, vielmehr zur Arbeit Reiz und Anregung bieten, die zugleich für die Ansammlung dichter Völkermassen und für die Gründung weiter einheitlich regierter Reiche den Boden abgeben und durch natürliche Wasserstraßen, reiche Küstengliederung usw. dem Handel und Verkehr die Wege ebnen. — Und in der Tat, wenn wir uns alle die Stellen der Erdoberfläche vergegenwärtigen, wo zuerst Zivilisation aufblühte: die fruchtbaren chinesischen Flußebenen des Jang-tse-kiang und des Hoang-ho, das babylonische Zweistromland, das Nilland Ägypten, das küsten- und inselreiche Zentralamerika, das Hochland Peru, das Gangesland der östlichen Inder usw., so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die vierte Phase aus der dritten durch eine geographische Umpflanzung entstanden ist, und daß die Organisationskeime, die die höchstgestiegenen Naturvölker gezeitigt hatten, durch diese Bodenveränderung zu der für die Zivilisation charakteristischen Entfaltung ausgereift worden sind. Denn die geographisch-klimatischen Bedingungen, die wir oben als für die Weiterentwicklung der Arbeitsorganisation notwendig bezeichnet haben, sind in allen Ländern der ältesten Zivilisationen, zwar nicht in jedem einzelnen Lande in ihrer Gesamtheit, so doch im großen ganzen in so auffälliger

Weise gegeben, daß ein Blick auf die Weltkarte wohl weitere Auseinandersetzungen überflüssig machen dürfte.

Der Fortschritt von der dritten zur vierten Phase ist also, im allgemeinen, der Wanderung der Kultur aus dem ursprünglichen Wohnsitz des Menschen, aus der tropischen in die subtropische Zone zu verdanken. Die Vorteile, die später die gemäßigte Zone für die Entwicklung mit sich bringen sollte, waren auf dieser Kulturstufe noch mit so großen Nachteilen verbunden, daß die Zivilisation in ihren ersten Anfängen hier unmöglich Fuß fassen konnte.

5. Entstehung des Kapitalismus.

Die ältesten Zivilisationen waren, wie soeben gesagt wurde, in Ländern entstanden, die durch Lage, Gestaltung, Fruchtbarkeit und Klima sich dazu eigneten, eine größere Anzahl von Stämmen der Vereinigung zuzuführen und einer zahlreichen, dichten und arbeitsamen Bevölkerung den Lebensunterhalt zu gewähren. Aber diese ersten Sitze der Zivilisation waren isoliert, sie ragten wie vereinzelte zerstreute Kultur-Inseln aus dem weiten Meer der Barbarei heraus; unter sich durch geographische Schranken getrennt, konnten die einzelnen Reiche nicht miteinander in Beziehung treten, sich gegenseitig nicht berühren, anregen, befruchten. Daher im alten China, Japan, Indien, Ägypten usw. die Neigung zum Konservativismus, zur Erstarrung in den alten Formen, die für die Völker vom Typus der ältesten Zivilisation ein so charakteristischer Zug ist.

Aus diesem Zustand drohender Stagnation konnte die Entwicklung nur dann wieder in frischeres Fahrwasser geraten, wenn die trennenden Schranken wegfielen, wenn an irgendeiner Stelle der Erde eine Anzahl von zivilisierten Völkern miteinander in intensiven Verkehr zu treten und sich zu einem komplizierteren wirtschaftlichen Körper zu vereinigen vermochten, der ein Zusammenwirken verschiedenartiger Nationalitäten ermöglichte und so für den Aufbau der Arbeitsvergesellschaftung zu höhern Formen die Grundlage abgab.

Wenn wir den Blick über die Erdkarte schweifen lassen, so werden wir keine Stelle finden, die die Bedingungen für eine solche

Völkervereinigung in einer so wundervollen Weise verwirklicht, wie das drei Weltteile verbindende Mittelmeer. Die Völkerschaften, die hier in den Küstenländern saßen, die kleinasiatischen Assyrobabylonier, Perser, Phönizier, Juden, die Ägypter, Karthager, Griechen, Italiker, Kelten usw. gehörten nicht nur drei verschiedenen Erdteilen zu, sondern auch drei fremden Rassen, der semitischen, hamitischen und arischen, sie standen ferner auf ungleicher Stufe der Kulturentwicklung, und die Produkte ihrer Länder waren so unähnlich und mannigfaltig, daß deren Austausch in hohem Grade zu Handel und Verkehr anreizen mußte. — Und alle diese Völker verband eine weite natürliche Fahrstraße, das Meer, das, im Gegensatz zum unwegsamen Festland, wie ein gigantischer Sklave die schwersten Lasten, die man seinen geduldigen Schultern aufbürdete, nach allen Richtungen der Windrose gehorsam zum gewollten Ziele hintrug.

Den vielseitigen internationalen Beziehungen, die unter solchen Umständen sich ausbildeten und später ihren politischen Ausdruck im römischen Weltreich fanden, ist es nun zu verdanken, daß die wirtschaftliche Entwicklung abermals einen Schritt nach vorwärts machte. Der immer mehr aufblühende Handel führte zunächst zur Erfindung eines allgemeinen Wertmessers aller Güter, des Geldes (vgl. S. 236), die Naturalwirtschaft ging in Geldwirtschaft über, und aus der vierten Phase, der Hochgewerblichen, entstand die fünfte oder Frühkapitalistische Phase. Denn das Geld wurde Kapital, und diese Umwandlung vollzog sich auf folgende Weise:

Anfänglich war alles Geld nur ein Mittel zur Erleichterung des Gütertausches, ein einfaches Tauschmittel. Als aber das Tauschmittel die Form des geprägten Metallgeldes angenommen hatte, wurde es bald zu einer Macht, die nicht nur den Handel, sondern auch die gesamte Wirtschaft umwälzte und überdies wie durch Zauber in den Menschen eine psychische Veränderung hervorbrachte, die in der Geschichte des menschlichen Trieblebens ohne Beispiel dasteht.

Vor der Erfindung des Geldes versicherte man sich der guten Dienste seines Nächsten einfach durch rohe Gewalt. Krieg war die wichtigste Tätigkeit der Männer, und der Zweck der ewigen Kriege war, die Besiegten auszurauben oder sie zu Sklaven

oder wenigstens zu tributzahlenden Provinzialen hinabzudrücken, kurz sie zu beherrschen, um sie auszubeuten. Aber die Gewaltherrschaft hat bei weitem nicht die Vorteile der Geldherrschaft. Der Sklave gehorcht widerwillig und muß in stetem Zwang erhalten werden; sobald die Peitsche ruht, läßt er die Arme sinken. Dem Reichen dagegen gehorchen alle willig und gern, mit Freuden und Eifer dienen sie ihm, seine Herrschaft besteht nicht nur zu Hause, sondern allerorts; wo immer er mit seinem Zauberstab erscheint, drängen sich ihm alle Arbeiter vom Handwerker bis zum Künstler auf und schätzen sich glücklich, seine Befehle in Empfang nehmen zu dürfen. Dazu kommt, daß das geprägte Metallgeld in ungemessenen Mengen angehäuft werden kann; denn es ist verhältnismäßig wenig voluminös, leicht beweglich, und es ist nicht, wie das meiste Naturalgeld der Umwandlung und dem Verderb ausgesetzt. — Wem es gelang, eine möglichst große Menge dieses bequemen Reichtums, dieser „geprägten Willensfreiheit“, wie Dostojewskij sagt, zu akkumulieren, dem standen alle Freuden und Genüsse der Welt zu Gebote, Landgüter und Paläste, ein Troß von Dienern, die Dienstwilligkeit und Hochschätzung der Männer, die Liebe der Frauen, neben Luxus und Üppigkeit die Möglichkeit, Wohltaten zu erweisen, die eigene Persönlichkeit zur höchsten Blüte erreichbarer Vollkommenheit zu entfalten, das Dasein voll auszuleben — fast kein Wunsch blieb ihm versagt.

Eine so zauberhafte Macht mußte die wildeste Leidenschaft erregen. Die sog. Pleonexie, d. h. die Form der Habsucht, die nie gesättigt werden kann, und die dem Naturmenschen vollkommen unbekannt ist, erwachte und füllte die Kasten und Gewölbe der vom Glück Bevorzugten, der Wenigen aber Mächtigen, die der herrschenden Klasse angehörten, mit dem neuen Reichtum an. — Doch so lange die Haufen Goldes still im Gewölbe lagen, waren sie nur potentielle Macht, nur geträumter Genuß; wandelte man sie in tatsächlichen Genuß um, so verflog treulos der mühsam erraffte Schatz. — Aus dieser schmerzlichen Alternative fand man bald verschiedene Auswege:

Zunächst setzte man das Gold in Dauergüter um, d. h. in Güter, die bleiben und doch fortwährend Genuß schaffen: herrliche Paläste wurden gebaut, Gemälde und Bildhauerarbeiten,

goldene Rüstungen, silberne Geschirre, Geschmeide, kostbarer Hausrat und Kunstwerke aller Art wurden heißbegehrte Güter, und gerade in den ersten Zeiten der Geldwirtschaft entfaltete sich unter der Befruchtung des Reichtums die Kunst zu einer Blüte, die später nicht mehr erreicht worden ist. Denn die Gier nach dem Kapitalzins wirkt ertötend auf die Kunst.

Eine zweite, schon viel weniger ideale und dem Geist des Kapitalismus bedeutend näher kommende Art, den angehäuften Reichtum zu verwerten, ohne ihn zu verlieren, war der Erwerb von Grund und Boden, von Landgütern (Latifundia). Der Grundeigentümer, der sein Land von andern bearbeiten läßt, besitzt ein Gut, das zugleich ein Erträgnis abwirft, er kann seinen Reichtum genießen, ohne ihn vermindern und ohne selbst arbeiten zu müssen. Daher im Altertum (und später) der Landhunger der Reichen, durch den die freien Bauern in Scharen von Haus und Hof vertrieben wurden.

Ein dritter Ausweg, der nun schon mitten in das Gebiet des Kapitalismus hineinführt, war dieser: man legte das Geld in Handelsunternehmungen an. Man rüstet ein Schiff aus, kauft die nötigen Güter, mietet die Mannschaft, oder man streckt einem Unternehmer, der dies alles nebst dem Verschleiß der Waren zu besorgen hat, das Kapital vor. Damit entsteht aus dem kleingewerblichen Handel der kapitalistische Großhandel. — Es ist eine für die Theorie des Fortschritts bedeutungsvolle Tatsache, daß die Form, in der der Kapitalismus zuerst auftauchte, überall der Außenhandel war.

War der Gewinn, den der Seehandel brachte, groß, so war er aber wegen der Gefahren des Meeres und besonders wegen der Seeräuberei auch unsicher. Bald erkannte man, daß sich das nutzlos aufgehäufte Geld auch auf dem Lande und mit weniger Risiko fruchtbringend anlegen lasse. Der Kapitalbesitzer baut Werkstätten, kauft eine Anzahl Sklaven, setzt dem Ganzen einen Werkführer oder Betriebsleiter vor, so daß er nun mit dem Geschäft weiter nichts mehr zu tun hat, als den Mehrwert einzustreichen.*)

*) Wie auch auf tieferer Stufe die Idee des Kapitalismus schon vereinzelt aufblitzt, zeigt sehr hübsch Schurtz, Entwicklungsgeschichte des Geldes, S. 24: „Ein Häuptling aus Nyangwe am obern Kongo ent-

So war auf mehrere Arten das paradoxe Problem des Kapitalismus: Reichtum durch Reichtum zu gewinnen, gelöst; das Tauschmitel war Erwerbsmittel, war — Kapital geworden.

Aber noch ein anderes Ziel war erreicht worden; es war eine neue Organisationsform erstanden, die durch Befruchtung der Arbeit mit Kapital in Beziehung auf Leistungsfähigkeit die kleingewerbliche, handwerksmäßige weit hinter sich zurückließ; und wenn auch das neue System in der frühkapitalistischen Phase des Altertums nicht zur Entfaltung gelangen konnte, vielmehr in seinen Anfängen einen gewaltsamen Untergang fand, so war doch eine neue Epoche der Wirtschaft damit angebrochen, und die Vergesellschaftung der Arbeit hatte einen entscheidenden Schritt nach vorwärts getan.

* * *

Die unmittelbare Ursache der Entstehung des Kapitalismus war also, wenn wir zurückblicken, die Anhäufung von Vermögen in Gestalt des geprägten Metallgeldes; und die tiefere Ursache lag in der Steigerung der internationalen Beziehungen durch die die Völker der frühkapitalistischen Phase zu einer höhern Form des wirtschaftlichen Zusammenwirkens in Verbindung gebracht wurden.

6. Entstehung der hochkapitalistischen Organisation.

Nach dem Verfall der antiken Welt wanderte die Zivilisation dem Norden zu und breitete ihr Reich langsam und allmählich über die gemäßigte Zone aus. Diese Milieuverschiebung war für den Fortschritt der Arbeitsorganisation von Vorteil. Das nördliche Klima stellt in Beziehung auf Nahrung, Kleidung, Wohnung usw. viel höhere Anforderungen, als der sonnige Süden. Der

wickelte Cameron gegenüber seine Ansicht, daß es vernünftiger wäre, seinen Handelsgewinn in Sklaven als in Schmuckgeld anzulegen, in naiver aber treffender Weise. Wenn er eine Menge Kaurimuscheln nach Hause brächte, erklärte der vorsichtige Mann, so würden seine Frauen sie nehmen und sich damit schmücken, er aber hätte nichts; Sklaven dagegen wären sofort zu gebrauchen und blieben nicht müßig liegen, während die Kauris so lange nichts einbringen, bis er sie gegen Sklaven vertauscht hätte."

Nordländer hat mehr Bedürfnisse, als der Südländer, er muß also auch mehr arbeiten. Außerdem kann er aber auch intensiver arbeiten, denn das kühlere Klima ist für Anstrengungen körperlicher oder geistiger Art weit günstiger, als die erschlaffende Hitze der warmen Länder. Ferner muß er in der guten Jahreszeit daran denken, wie er den langen Winter, wo die Natur unter Schnee und Eis erstarrt, die Nahrung spärlich wird und die Kälte in seine Wohnung dringt, überstehen mag. Er muß dem leichten Sinn des Südländers, der dem Moment lebt und sich um das Morgen wenig zu kümmern braucht, entsagen und sich daran gewöhnen, vorsorglich die Zukunft in Rechnung zu ziehen. — Auf niederer Stufe allerdings war der Norden mit seinen Sümpfen und undurchdringlichen Urwäldern eher ein Hindernis für den Fortschritt der Kultur gewesen; als aber die Entwicklung höher gestiegen war, und der Mensch mehr und mehr die Natur zu beherrschen gelernt hatte, wurden die frühern Hindernisse zu Segnungen für den Fortschritt der Arbeit, weil die Überwindung der Schwierigkeiten zu höherer Anspannung der Kräfte herausforderte und anreizte, als es in wärmern Ländern der Fall gewesen war.

Ferner war der neue Schauplatz, dem nun die Kultur zuwanderte, in enger Verbindung mit den Ländern der antiken Welt, und auch dieser Umstand wirkte fördernd auf die weitere Entwicklung. Denn in breitem Strome flossen nun den noch auf barbarischer Stufe stehenden neuen Völkerschaften alle die Kulturerrungenschaften zu, die die hochgestiegenen Alten in einem langen Werdegang sich erworben hatten. Aber, wie ein jugendlicher Schüler, auch wenn er den Unterricht des besten Lehrers genießt, erst eine Anzahl von Stufen ersteigen muß, bis er die Höhe des Meisters erreicht hat, und dann erst, falls er dazu die Begabung besitzt, ihn zu überflügeln vermag, so hatten die romanisch-germanischen Völker zunächst die Phasen zu durchlaufen, die von ihren Lehrern schon früher zurückgelegt worden waren. Im Beginn ihrer Geschichte in der Phase der „Sippenorganisation“ stehend, gelangten sie durch die Phasen der „Fronhofwirtschaft“ und dann der „Stadtwirtschaft“ zur „frühkapitalistischen Organisation“, und wiederholten damit, wenn auch nur im großen ganzen genommen und in beschleunigter Folge, den Entwicklungsgang, den die antiken Völker genommen hatten. Und

wie im Altertum und in den vorgeschichtlichen Zeiten lagen der Entstehung dieser Phasen — mutatis mutandis — dieselben Ursachen zugrunde, die wir schon im vorhergehenden namhaft gemacht haben.

Aber die romanisch-germanischen Völker machten nicht Halt bei der frühkapitalistischen Organisation, sondern im XVIII. Jahrhundert überflügelten sie die Alten und schwangen sich zu einer Entwicklungsstufe auf, die diese nicht gekannt hatten, nämlich zur „Hochkapitalistischen Organisation" — und an dieser Stelle haben wir den Faden der Ursachenlehre nun wieder aufzunehmen.

* * *

Obgleich die hochkapitalistische Organisation mit einer beispiellosen Wucht und Schnelligkeit in die Erscheinung trat, so sind doch die Ursachen, die zu ihrer Entstehung führten, zum Teil in Ereignissen zu suchen, die weit zurückliegen.

Der internationale Handel und Verkehr eröffnet auch hier wieder den Reigen der Entwicklung. Zunächst war es die Erschließung des Orientes, die zur Entstehung des Kapitalismus den Anstoß gab. Schon vor den Kreuzzügen waren Mohammedaner und Christen, besonders Italiener (Amalfi, Venedig) und Südfranzosen in Handelsbeziehungen getreten, und infolge der Kreuzzüge wurden Morgen- und Abendland in noch engere und vielseitigere Berührung miteinander gebracht. Der Handel mit dem Morgenlande und zwischen den Nationen des Abendlandes führte zu Reichtum, zur Anhäufung großer Geldsummen bei Einzelnen — und damit zur Umwandlung des Geldes in Kapital (vgl. S. 271) und es entstand die Frühkapitalistische Phase des Mittelalters, die also wie dieselbe Phase im Altertum der internationalen Vergesellschaftung ihr Dasein zu verdanken hatte.

In den folgenden Jahrhunderten dehnten sich die internationalen Beziehungen immer weiter aus auf neue Länder und ganze Weltteile, von denen die Alten keine Ahnung gehabt hatten. Denn es folgte das glänzende Zeitalter der Entdeckungen. Nachdem schon im XIII. Jahrhundert die Polos die Mongolei, China, Indien, Sumatra bereist hatten, wurde 1492 Amerika entdeckt, 1498 umschiffte Vasco de Gama Afrika und fand den Seeweg nach Indien, 1513 erblickte Balbao, nachdem er die Landenge von

Panama überschritten, zuerst den Stillen Ozean, 1522 vollführte Magelhaes die erste Weltumsegelung, 1601 landete der Portugiese Eredia an der Küste Australiens, 1768 begann Cook seine berühmten Fahrten nach der Südsee. — Während die antike Welt aus einem verhältnismäßig kleinen Kreis von Völkerschaften bestand, deren Konzentrationspunkt die Länder um das mittelländische Meer waren, umfaßte jetzt die Welt der romanisch-germanischen Völker die gesamte Erdoberfläche. Als nun Bewohner aller Weltteile, Menschen aller Rassen und aller Kulturstufen miteinander in Verkehr traten, gelangte der internationale Handel in ein neues Stadium, er begann von da ab langsam und allmählich zum Welthandel sich zu entwickeln und dadurch das gesamte Wirtschaftsleben der europäischen Völker immer mehr zu beeinflussen*) und auf der Bahn des Fortschritts weiter zu treiben.

Aber nicht nur Handel und Verkehr gerieten durch die großartige Erweiterung des geographischen Horizontes in Aufschwung, sondern die neuen internationalen Verbindungen hatten auch Fortschritte zur Folge, die sich auf das gesamte Gebiet der Kultur und besonders auch auf die Entwicklung der Wissenschaften erstreckten. Schon die Erschließung des Orientes hatte dem in dunklem Aberglauben erstarrten Abendland ein neues Licht aufgesteckt, das zunächst in den Laboratorien der Gelehrten weiter leuchtete und die naturwissenschaftlichen Studien ins Leben rief. Sobald die wissenschaftlichen Fortschritte einen gewissen Grad der Vollendung erreicht hatten, trat der im Stillen herangewachsene Riese aus den Studierstuben der Forscher heraus in das praktische Leben: die Wissenschaft hielt ihren Einzug in das Reich der Industrie und bereitete damit eine neue Epoche in der Geschichte der Arbeit vor. Denn das gewaltige Ereignis, das am Ende des XVIII. Jahrhunderts die Frühkapitalistische Phase in die Hochkapitalistische in jähem Umschwung hinüberführte, war eine Frucht vom Baum der Naturwissenschaft, es war die Erfindung der großen Arbeitsmaschinen. Die ungeheuren Fortschritte, die durch diese Erfindungen auf dem

*) Nach der Entdeckung Amerikas z. B. wurde der Zufluß von Edelmetallen so groß, daß in der Zeit von 1550 bis 1650 in Europa alle Güter etwa zweieinhalbmal so teuer wurden, als vorher.

Gebiet der Technik gemacht wurden, verhalfen in entscheidender Weise der kapitalistischen Organisation zum Sieg. Die älteren Produktionsformen wurden nun durch die leistungsfähigeren großen Maschinenbetriebe ersetzt; zur Errichtung eines Großbetriebs, der mit zahlreichen, kostspieligen Maschinen arbeitet, bedarf es aber bedeutender Kapitalsummen, und so mußte die neue Produktionsform naturgemäß den Kapitalbesitzern in die Hände fallen.

Durch die Maschinen wurden ferner viele vorher durch die Handarbeit gebundene Kräfte frei und konnten sich nun anderen Gebieten der Arbeit zuwenden. Zur Zeit Adam Smiths produzierten 10 Männer durch Teilung der Arbeit etwa 48000 Nähnadeln täglich. Nach Marx (Das Kapital I, 425) erzeugt die Maschine in elf Stunden 145000 Nähnadeln, und eine einzige Frau genügt, um vier solcher Maschinen zu beaufsichtigen, was einer Produktion von 600000 Stück täglich gleichkommt. Diese eine Frau machte also 130 Männer samt deren Familien brotlos; aber auch frei zu andern Arbeiten. Es waren also die Maschinen selbst, die neben anderen Ursachen dafür sorgten, daß der Unternehmer die nötigen „Hände" zu seiner Verfügung sah.

Dazu trat noch ein weiteres Ereignis, das den Zwang zu der dem Menschen so verhaßten einseitigen und langdauernden Arbeit auf einen vorher nicht erreichten Höhepunkt brachte, nämlich die Abschaffung der Hörigkeit und die Ersetzung des Sklaven durch den Lohnarbeiter.

In der Geschichte des Arbeitszwanges können wir, wie hier eingeschaltet werden soll, vier Phasen unterscheiden, von denen jede eine Steigerung und Verschärfung des vorhergehenden Zustandes erkennen läßt:

1. In der ersten Phase, auf der untersten Kulturstufe, die nur die geschlechtliche Arbeitsteilung kennt, werden alle peinlichen Arbeiten dem verknechteten Weibe aufgebürdet; doch ist dieser Zwang dadurch gemildert, daß das Weib als Gattin des Mannes mit ihrem Herrn zugleich in einem wenn auch noch so rohen Liebes- und Eheverhältnis steht.

2. In der zweiten Phase werden Männer verknechtet; aber die Sklaverei bei den Naturvölkern trägt einen viel freiern und losern Charakter, als gewöhnlich angenommen wird. (Vgl.

Schurtz, Afrikanisches Gewerbe, S. 98.) „Von dem afrikanischen Herrn (sagt Livingstone) wird weder die Pünktlichkeit, Schnelligkeit, Gründlichkeit noch so viel Anstrengung verlangt, wie von dem europäischen. In Europa ist man verlegen wegen des Mangels an Zeit, in Afrika weiß man nicht, was man mit derselben anfangen soll . . . Wenn wir sehen, mit welcher Bequemlichkeit die niedrigste Klasse sich hier ernähren kann, so können wir nicht umhin, uns mit Betrübnis zu erinnern, mit welcher Schwierigkeit unsere eigenen Armen es ermöglichen, zu leben — mit welch zaghafter Begierde Beschäftigung gesucht wird — wie hart der Kampf ums Leben ist . . .“ (Neue Missionsreisen in Südafrika, deutsch von Martin, I. 293.) In ähnlichem Sinn lautet die Schilderung des patriarchalischen Verhältnisses zwischen Herrschern und Beherrschten auf den ozeanischen Inseln in Forsters Reise um die Welt (I. 386) usw.

3. Eine wesentliche Verschärfung des Sklavenverhältnisses bringt die Zivilisation mit sich. Anfänglich zwar, solange es noch kein Geld gab, wie bei den homerischen Griechen, war die Sklaverei noch ganz so mild, wie bei den Naturvölkern — man denke z. B. nur an den „göttlichen Sauhirten Eumäus“. Aber die Erfindung des Geldes ließ die Habgier erwachen, und von da ab verhärtete sich der Zwang, den die Herren auf ihre Sklaven ausübten, weil diese für sie ein Werkzeug zum Erwerb von Reichtum wurden. Trotzdem war das Los des Sklaven verhältnismäßig gesichert, man brachte ihn nicht gern zum Äußersten, da durch seinen Verlust das Ankaufskapital verloren ging, und der Herr selbst zu Schaden kam.

4. Diese Rücksichtnahme auf die Gesundheit und das Leben der Arbeiter war nach der Aufhebung der Sklaverei nicht mehr notwendig. Da der Lohnarbeiter nicht gekauft wird, so kann er ohne Verlust mit einer einfachen Handbewegung jeden Augenblick weggewiesen werden und sieht sich dann mit seiner Familie dem Hunger und dem Elend preisgegeben. Aus dem freien Proletarier, dessen Existenz fortwährend auf dem Spiele steht, läßt sich deshalb eine viel intensivere Arbeit herauspressen, als aus dem Sklaven, der nur die Peitsche zu fürchten hat. — Die Ersetzung des Sklaven durch den Proletarier wurde durchführbar, als der Staat so mächtig und wohlgefügt geworden war, daß er

die gesamte ausgebeutete Unterklasse im Zaum zu halten vermochte; solange das nicht der Fall war, mußten notgedrungen die Sklaven unter die einzelnen Herren verteilt werden.

(5. Auf eine fünfte Phase in der Geschichte des Arbeitszwanges werden wir bald noch zu sprechen kommen. S. 295.)

Eine Zunahme der für die Industrie verfügbaren Arbeitskräfte war schließlich dem langen Frieden nach den Napoleonischen Kriegen zu verdanken, der mit einer ungeheuren Volksvermehrung verbunden war. In den Ländern kapitalistischer Organisation (in Europa und den Vereinigten Staaten) stieg im XIX. Jahrhundert die Bevölkerung von 153 Millionen im Jahre 1800 auf 398 Millionen im Jahre 1900. Diese Steigerung der Proliferation, die in früherer Zeit durch Kriege, Seuchen, Hungersnöte hintangehalten wurde, war hauptsächlich das Werk des Proletariats in den größeren Städten. Der lange Friede hatte aber auch zur Folge, daß die gewaltigen Geldsummen, die vorher der Krieg verschlang, nun der Industrie und damit der kapitalistischen Organisation zur Verfügung standen und ihr zugute kamen.

* * *

Halten wir Rückschau, so fanden wir als die wichtigsten Ursachen, die zur Entstehung der hochkapitalistischen Organisation führten: die Wanderung der Kultur nach der gemäßigten Zone, die Erweiterung der internationalen Vergesellschaftung, die nach dem Zeitalter der Entdeckungen fast alle Völker der Erde umfaßte, das Aufblühen der Naturwissenschaften, die daraus resultierende Erfindung der Arbeitsmaschinen, die den unmittelbaren und entscheidenden Anstoß zur Entwicklung der hochkapitalistischen Organisation gab und schließlich die Steigerung der Arbeitsintensität und die Vermehrung der Arbeitskräfte, die teils der Erfindung der Maschinen, teils der Abschaffung der Leibeigenschaft und dem langen Frieden nach den Napoleonischen Kriegen zu verdanken waren.

* * *

7. Entstehung der Spätkapitalistischen Phase.

In der Hochkapitalistischen Phase machte die Vergesellschaftung einen ungeheuren Schritt nach vorwärts. Das kapitalistische System drang auf der ganzen Linie durch, so daß die gesamte Wirtschaft eine Umwälzung erlitt. Aber der Übergang vollzog sich mit so jäher Wucht, daß die Staaten bis in ihre Fundamente erschüttert wurden und ins Schwanken gerieten. Da jeder Fortschritt auf ökonomischem Gebiet mit Notwendigkeit Fortschritte und Veränderungen auf allen andern Kulturgebieten nach sich zieht, so war die Gesellschaft plötzlich vor die Aufgabe gestellt, ihre von Alters her überkommenen Einrichtungen umzuformen, um sie auf der neuen wirtschaftlichen Grundlage neu aufzubauen. Eine solche Umgestaltung der Kultur kann aber nur das Werk eines langdauernden Anpassungsprozesses sein, und so war die nächste Folge des jähen wirtschaftlichen Fortschrittes ein außerordentliches Mißverhältnis zwischen dem neuen Wirtschaftssystem und den alten Sitten, und Unordnung, Verwirrung und Kampf unter den Individuen.

Doch wenn Kräfte in Widerstreit geraten, so gelangen sie nach und nach wieder ins Gleichgewicht, auf den Kampf folgt, wie Heraklit sagte, Harmonie. Stand die Hochkapitalistische Phase im Zeichen der Unordnung und Verwirrung, so beginnen nun in der Spätkapitalistischen Phase Kräfte sich zu regen, die eine neue Ordnung anbahnen und den gesellschaftlichen Organismus derart umzuwandeln streben, daß er langsam und allmählich wieder das innere Gleichgewicht erlangt.

* * *

Die Ursachen der Spätkapitalistischen Bewegung sind also in dem jähen Umschwung zu suchen, den der Hochkapitalismus mit sich gebracht hatte. Kein von außen wirkendes Ereignis von größerer Bedeutung tritt hinzu: die Kugel hatte einen so machtvollen Stoß erhalten, daß sie nun geraume Zeit weiterrollt. Wenn wir daher die Ursachen, die die Spätkapitalistische Zeit, unsern augenblicklichen Zustand herbeigeführt haben, verstehen wollen, so müssen wir zuerst unsere Aufmerksamkeit jenen unwillkommenen Folgen des kapitalistischen Systems zuwenden,

die aus dem Mißverhältnis der neuen (ökonomischen) und der alten, veralteten Einrichtungen entsprangen, die wie eine auf die Dauer unerträgliche Krankheit den Gesellschaftskörper befielen und entweder zum Siechtum oder zu Reformbewegungen und dadurch zur Gesundung oder wenigstens zunächst zur Besserung führen mußten. — Diese noch in die Zeit des Hochkapitalismus fallenden Mißstände sollen jetzt besprochen werden:

1. Das wirtschaftliche Hauptergebnis der hochkapitalistischen Phase war der endgültige Übergang der Eigenproduktion in die gesellschaftliche Produktion. Das Prinzip der Arbeitsvergesellschaftung, nach dem nicht derjenige einen Gegenstand herstellt, der ihn braucht, sondern diejenigen, die dafür am besten eingerichtet und am geschicktesten sind, machte einen so entscheidenden Fortschritt, daß die Eigenproduktion überall zurückgedrängt wurde: In unserer wunderbaren Welt arbeitet keiner mehr für sich selbst, sondern jeder für andere, verfügt dafür aber auch über die Leistungen aller anderen. Und dieses großartige System der Solidarität, in dem jeder für alle und alle für jeden eintreten, war nicht etwa zustande gekommen durch einen außerordentlichen Aufschwung der Gesittung, es war nicht das Werk des Altruismus, sondern eines raffiniert gewordenen Egoismus.

Während in den Zeiten der Eigenproduktion sich jeder mühsam selbst anfertigte, was er nötig hatte, „müßte der Kulturmensch", wie Bastiat sagt, „Jahrhunderte arbeiten, wenn er selbst das herstellen wollte, was er an einem einzigen Tag genießt". — Der ungeheure Kontrast zwischen den beiden Systemen wird uns so recht zu Bewußtsein kommen, wenn wir uns für einen Augenblick auf die Stufe der Eigenproduktion zurückversetzen und die Szenen beobachten, die sich zwischen europäischen Reisenden und Naturvölkern abzuspielen pflegen, Szenen, in denen die Vertreter zweier fremder Welten in Verkehr treten und sich gegenseitig nicht genug übereinander wundern können. So schreibt K. von den Steinen von seinen Bakairí: „Ob ich Hemd und Hose selbst gemacht hätte? Immer kehrte diese mir ärgerliche Frage wieder. Ob ich die Hängematte, den Moskiteiro selbst gemacht hätte? Es berührte sie wunderbar, daß in meinem ganzen Besitzzustand nichts zutage kam, wo ich die Frage bejaht hätte . . . Ich hatte

ihnen einige Stecknadeln gegeben und ein Nähnadel gezeigt, die einzige, die ich bei mir hatte, sie brachten mir eine Stecknadel wieder und baten, ihnen ein Loch hinein zu machen, wie es die Nähnadel hatte.“ (Zentral-Brasilien, S. 75.) — Und gerade wie unser Produktionssystem die Naturvölker in verständnisloses Staunen setzt, ebenso geraten andererseits unsere Reisenden in Bewunderung über die Kunst, mit der sich der Naturmensch selbst zu helfen weiß. „Nie habe ich auf meiner ganzen Reise“, schreibt z. B. Pickering, „ein für Fremde nützlicheres Volk kennen gelernt, wie die Bewohner von Tahiti, denn sie scheinen zu jeder Zeit über die wesentlichsten Bequemlichkeiten des Lebens zu gebieten. Eine halbe Stunde am Tage war für sie hinreichend, ein Haus aus den Stämmen und Blättern der Fehi-Banane zu bauen, und sie machten Feuer durch das Aneinanderreiben von Hölzern. An einer Stelle war das fließende Wasser tief unter einem Felsen verborgen, durch Benutzung von Bananenblättern förderten sie es an die Oberfläche. Die Jagd auf Aale, die in diesen feuchten, wasserreichen Bergen fast zu Amphibien werden, gab einen andern Beweis ihrer Geschicklichkeit. Mit den Zähnen rissen sie die faserige Rinde vom Purau (einer Eibischart) ab, und im Augenblick fingen sie damit kleine Fische in der Schlinge. Wurde einer nach Früchten ausgeschickt, so flocht er gewöhnlich unterwegs dazu einen Korb von Kokoslaub. Eine Matte wurde fast mit derselben Leichtigkeit angefertigt. Kleidung war also immer bei der Hand, und ein Bananenblatt diente als Regenschirm, während sie bei gutem Wetter Blumenkränze flochten. Becher und Flaschen brachten sie aus einem Bambusrohr hervor, dessen lange Stämme ihnen Eimer und Fässer lieferten, und man mochte nach einer Axt, einem Messer oder Löffel, einer Zahnbürste oder Waschschüssel fragen, nie waren unsere Führer darum in Verlegenheit.“ (The races of men, S. 71.)

Der in diesen Beispielen sich ausdrückende Gegensatz zwischen den beiden Systemen läßt uns die Vorteile und die Nachteile unserer gesellschaftlichen Produktion so recht klar und deutlich empfinden; einerseits verdanken wir ihr einen Reichtum und eine Mannigfaltigkeit an materiellen und geistigen Gütern, von denen der Naturmensch nicht die leiseste Ahnung hat. Andererseits aber hat unser auf der Arbeitsteilung ruhendes System Nachteile mit

sich gebracht, die kaum übersehen werden können. Denn während im Naturzustand der Mensch sich voll auszuleben vermag, indem er Tätigkeiten obliegt, die alle seine Fähigkeiten gleichmäßig beschäftigen, seine Glieder in Bewegung setzen, seine Sinne erregen, seinen Scharfsinn herausfordern, seine Tatkraft reizen, sind wir infolge der Arbeitsteilung alle einseitig ausgebildete und einseitig verkümmerte Arbeitsknechte geworden, von denen der eine sein ganzes Leben hindurch tagaus tagein von früh bis spät ausschließlich graben, der andere bohren oder feilen oder schreiben oder eine Maschine bedienen muß. Welche von beiden Tätigkeitsarten reizvoller ist, ersieht man daraus, daß Jagd und Fischfang, die alltägliche Beschäftigung des gemeinen Mannes im Naturleben, jetzt bevorzugte Liebhaberei geworden sind, die sich nur die besonders gut Situierten gestatten können. — Aber nicht nur freudloser ist die Arbeit des Kulturmenschen, sondern sie wirkt auch geradezu schädlich, ja entartend auf die Persönlichkeit; denn durch die einseitige, einförmige und langdauernde Beschäftigung entsteht ebenso beim Handarbeiter eine Verstumpfung der geistigen Fähigkeiten, wie beim Kopfarbeiter eine Verkümmerung der Bewegungs- und der übrigen Körperorgane, die zu Schwäche und Krankheit führt. Nicht ohne jegliche Berechtigung verachteten daher die Alten die Arbeit, die, wie sie sagten, das volle Ausleben verhindert und die harmonische Schönheit des Individuums vernichtet. („Die Handwerke", sagt Xenophon, „verderben den Körper, indem sie nötigen, fest zu sitzen und im Haus zu leben." [Oek. 4, 2.] Und nach Aristoteles ist für den freien Mann Muße der höchste Lebenszweck. [Pol. VII, 13.])

Schon dieser eine Nachteil unseres Systems ist von so schwerwiegender Bedeutung, daß die Arbeitsteilung nicht als ein Segen, sondern als ein Fluch betrachtet werden müßte, wenn die Entartung des Individuums und die Freudlosigkeit der Tätigkeit so untrennbar damit verbunden wäre, wie es jetzt meist der Fall ist. Aber offenbar ist es nicht die Arbeitsteilung an sich, sondern das Übermaß der Arbeit, das zu so üblen Folgen führt. Wer zwölf und mehr Stunden täglich sich einer einseitigen und abstumpfenden Tätigkeit hingibt, der muß, wie Xenophon sagen würde, „verdorben" werden, wer sich aber solcher Schädlichkeit nur einige Stunden des Tages aussetzt und die übrige Zeit andersgearteten.

kompensierenden Beschäftigungen, entweder nützlichen oder erfreulichen, wie dem Sport, der Lektüre usw. zuwendet, hat die schlimmen Folgen nicht zu befürchten und könnte obendrein alle Vorteile der Arbeitsteilung genießen. Nun haben Nationalökonomen berechnet, daß — wenn alle gesunden Erwachsenen an der nationalen Produktion teilnehmen, wenn die Organisation der Arbeit durchgeführt wird, wenn unsere Maschinenkräfte rationell ausgebeutet werden, wenn die Bevölkerung sich nicht in übermäßiger und unsinniger Weise vermehrt und es den obern Klassen unmöglich gemacht wird, Arbeitskräfte in großer Zahl zu sinnlosem Aufwand zu mißbrauchen — daß unter diesen Bedingungen wenige (nach Hertzka sogar bloß drei) Stunden täglicher Arbeit genügten, um allen ein unserer Kulturstufe würdiges Dasein zu bereiten. Da nun die erwähnten Bedingungen sich vollkommen mit einem System der Arbeitsteilung vertragen würden, so kommen wir zu dem Schluß, daß nicht die Arbeitsteilung an sich, sondern nur in der augenblicklichen Form allerdings als ein Fluch für das Individuum zu betrachten ist, und daß hier ein ungeheurer Mißstand auf der großen Mehrzahl des Volkes lastet, der laut nach Reform ruft.

2. Eine andere Folge der Vergesellschaftung der Arbeit bestand darin, daß, während der Naturmensch frei und fest auf seinen eigenen Füßen steht (vgl. S. 283), der Kulturmensch vollständig in die Abhängigkeit der Gesellschaft geraten ist. Denn da der differenzierte Arbeiter für andere, für die Gesellschaft arbeitet, so wird sein Wohlergehen ganz von der Entgeltung abhängen, die ihm die Gesellschaft zuteil werden läßt. Und damit berühren wir eines der größten und schwierigsten Probleme der kapitalistischen Zeit und einen ungeheuren Mißstand: die gegenwärtige Güterverteilung.

Daß unser Verteilungssystem ungerecht ist, springt auf den ersten Blick in die Augen. Während eine Minderheit von Reichen, von denen ein großer Teil niemals zur Arbeit einen Finger gerührt hat, in Fülle und Üppigkeit lebt, muß die große Masse alle Müh' und Arbeit auf sich nehmen, mit kargem Lohn zufrieden sein und ein Dasein führen, vor dem der Naturmensch zurückschaudern würde.

Woher rührt dieses Mißverhältnis? Die Ursache ist leicht zu erkennen: Nur die Produktion ist vergesellschaftet worden, die Verteilung nicht; das Verteilungssystem ist dasselbe geblieben, wie in den Zeiten der Eigenproduktion und ragt nun als ein Widersinn in die neue Zeit herein. In der Epoche des „geschlossenen Haushaltes" nämlich arbeitete jede Familie für ihren eigenen Bedarf; die Verteilung war einfach, denn was sie produzierte, das gehörte ihr auch selbstverständlich, und zwar in Gemeinschaft, und ebenso selbstverständlich war es, daß sich die Güter in der Familie vererbten. — Aber bei Arbeitsvergesellschaftung wirkt der Erbgang in der Familie immer mehr als ein Vorrecht, das einzelne in die Lage versetzt, ohne je selbst produziert zu haben, sich die von andern hergestellten Arbeitsprodukte anzueignen, also arbeitslos und als Parasiten und doch in Hülle und Fülle zu leben, bloß weil sie Reichtum ererbt haben. Dieses Vorrecht muß bei vergesellschafteter Produktion notwendig als ein Unrecht empfunden werden. Denn mit den Fortschritten der Arbeitsvergesellschaftung ist auch unsere moralische Auffassung eine andere geworden; die Familienmoral ist mehr und mehr in die Gesellschaftsmoral übergegangen. Während man zur Zeit des „geschlossenen Haushalts" es als ganz gerecht empfand, daß die Sünden der Väter an den Kindern bis ins neunte Glied gerächt werden, kennen wir nur noch eine individuelle Schuld, und konsequenterweise können wir auch ebenso nur ein individuelles Verdienst anerkennen und müssen es für unrecht halten, daß eine endlose Reihe von Nachkommen für die Verdienste eines Vorfahren belohnt werden, um so mehr als diese Belohnung auf Kosten der übrigen Arbeitsgesellschafter erfolgt; denn nur scheinbar lebt der durch Erbschaft Reichgewordene von dem Vermögen seiner Vorfahren, in Wahrheit aber von den Arbeitsprodukten seiner Zeitgenossen und muß daher, wie jeder, der mehr Güter konsumiert, als er produziert, als ein sozialer Schädling betrachtet werden.

Doch so leicht die Ursache unseres ungerechten Verteilungssystems zu erkennen ist, so schwer ist sie zu beseitigen. Denn eine Gesellschaft, in der das Vermögen der Verstorbenen, zum Zweck der Verwaltung und Verteilung, an die Gemeinschaft fiele, müßte unendlich viel höher organisiert sein, als unsere jetzige, und der Zersetzungsprozeß, in dem sich die Familie befindet,

(vgl. S. 194 ff.), müßte ungemein viel fortgeschrittener sein, als es bis jetzt der Fall ist.

Aber gesetzt auch die soeben besprochene Ursache der ungerechten Verteilung wäre beseitigt, der Familienerbgang wäre aufgehoben, so bleibt auch dann noch das Problem der Güterverteilung bei Arbeitsvergesellschaftung ein sehr schwieriges. Denn durch das Zusammenarbeiten entsteht ein Gesamteigentum an einer unteilbaren Sache, und der Anteil, der jedem der Mitwirkenden an dem Arbeitsprodukt, z. B. an einem Schuhnagel, einer Lokomotive, zukommt, ist bei den qualitativ verschiedenen Leistungen der einzelnen kaum abzumessen. — Radikale Denker sind daher auf den Ausweg verfallen, die allgemeine Gütergemeinschaft, den Kommunismus als die richtige Lösung des Problems hinzustellen. Wäre der Kommunismus bloß die „Ausbeutung der Starken durch die Schwachen“, so könnte man sich mit ihm befreunden; denn die Gesellschaft hat die sehr edle Pflicht, die Schwachen sowie die Kranken — vorausgesetzt, daß sie sie von der Fortpflanzung abzuhalten vermag — zu schützen und ihr Los nicht zu verschärfen, sondern zu mildern. Wenn man aber bedenkt, daß bei Gütergemeinschaft auch die Trägen auf Kosten der Fleißigen lebten, daß auf die Faulheit eine Prämie gesetzt wäre, daß der Eigennutz, die gewaltigste Triebfeder der Kultur und des Glücks, ausgeschaltet würde, und in dem so geschwächten Gesellschaftskörper schließlich alle individuelle Initiative und Tatkraft erlahmen müßte, so wird man diese Problemlösung, die den gordischen Knoten einfach durchhaut, kaum für eine glückliche halten können. Das richtige Prinzip kann nicht heißen: Gleicher Lohn für ungleiche Leistungen, sondern: Wie die Arbeit, so der Lohn. Konsumtion und Produktion des Individuums müssen in Proportion stehen. Leistungen, die durch Dauer, Intensität oder Qualität sich vor andern auszeichnen, müssen auch durch proportionale Gegenleistungen kompensiert werden. — In einer Gesellschaft, in der alle Individuen von Geburt an gleichberechtigt und nur auf ihre persönlichen Verdienste angewiesen wären, würde sich dieses richtige Prinzip wohl von selbst Bahn brechen: Denn die schwierigsten und peinlichsten Arbeiten würden dann wohl die wenigsten, die leichten und angenehmsten Arbeiten die meisten Bewerber finden; je schwieriger und peinlicher eine

Arbeit, um so mehr müßte sie belohnt werden, soll dafür die erforderliche Anzahl von Arbeitern beigebracht werden. Die Güterverteilung würde sich dann vielleicht einfach nach dem Gesetz von Nachfrage und Angebot lösen, so wie jetzt der Preis der Waren.

Doch wie immer eine zukünftige Gesellschaft die schwierigste und wichtigste aller sozialen Fragen beantworten mag, der Anfang der Lösung ist gemacht. Denn wenn auch die Vergesellschaftung dem Einzelmenschen seine Selbständigkeit geraubt hat, so hat sie ihn auch fast ganz unabhängig werden lassen von den Launen der Natur; von da ab ist der Mensch nicht mehr angewiesen auf unvernünftig waltende Kräfte, sondern auf menschlich vernünftige, oder vielmehr auf solche, die langsam und allmählich dem Einfluß der Vernunft zugänglich gemacht werden können. In diesem Umstand darf man die Gewähr dafür finden, daß auch das Problem der Güterverteilung einst eine vernunftgemäße Lösung finden wird. (Näheres über Güterverteilung in „Soziologie der Fortpflanzung".)

3. Die soeben besprochene Vererbung und Übertragung der Güter innerhalb der Familie — und nicht etwa die von der Natur gegebene Ungleichheit der Individuen — ist die Ursache unseres Klassensystems. Indem die einen reich, die andern arm geboren werden, zerfällt die Bevölkerung in zwei Klassen, von denen die obere zu den angenehmeren Arbeiten und zum Genuß bevorrechtet ist, während die Unterklasse, die große Menge, die peinlichern Arbeiten auf sich zu nehmen hat und von allen höhern Freuden, die unsere Kultur gewährt, fast ganz ausgeschlossen ist.

Dieses plutokratische System kam in der Hochkapitalistischen Phase zur Entwicklung und zu einer Ausbildung, die mit großen Härten verbunden war. Denn die kapitalistische Organisation brachte es mit sich, daß der Arbeiter von den Produktionsmitteln getrennt wurde. In der vorkapitalistischen Zeit besaß jeder Handwerker sein Werkzeug usw. zu eigen. Als aber an die Stelle der Handarbeit die Maschinenarbeit trat, gelangte die Kapitalistenklasse in den Besitz der Produktionsmittel, deren Anschaffungskosten für den gemeinen Mann unerschwinglich wurden. Dadurch wurde der Arbeiter dem Kapitalisten wehrlos in die Hand ge-

geben, und die Folge war, daß der Arbeitszwang die höchste Steigerung (vgl. S. 279) erreichte und die Ausbeutung der Unterklasse jene furchtbare Härte annahm, die für den Hochkapitalismus charakteristisch war. Gegen einen Lohn, der kaum das Existenzminimum gewährte, mußten die vielen, die nichts ihr eigen nennen konnten, wie die Kraft ihrer Muskeln, in 14 und 16stündiger Arbeitszeit bis zur Abstumpfung sich ausnutzen lassen, und nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen und sogar die Kinder der Unterklasse, die jetzt in Scharen in die Fabriken eingestellt wurden, verfielen der unmenschlich gewordenen Pleonexie der Unternehmer. War alle Kraft ausgepreßt, so winkte der Bettelstab und das Armenhaus. Dazu kam nun noch, daß die kapitalistische Organisation infolge ihrer beispiellosen Produktivität eine ungeheure Fülle von Gütern erzeugte, in deren Besitz sich aber nur die Reichen setzen konnten. Indem Reichtum das wirksamste Mittel zur Erlangung noch größern Reichtums wurde, nahmen die Vermögensunterschiede zwischen den Klassen immer mehr zu, neben wahnsinnigem Luxus wuchs der Pauperismus und das Proletariertum in erschreckendem Maße an: Ausbeutung und Geldherrschaft erreichten einen Grad, der für die untern Klassen auf die Dauer unerträglich war.

Und doch muß das Aufkommen des neuen Klassensystems als ein Fortschritt betrachtet werden, als ein notwendiger Durchgangspunkt auf dem Wege zur Vernichtung der Ausbeutung. Denn die neue Oberklasse verdrängte eine ältere und stärkere Herrscherklasse, die Geburtsaristokratie, und brach damit einer freiheitlichen Entwicklung die Bahn, — wie sich sogleich zeigen wird, wenn wir die beiden Klassensysteme, das mittelalterliche und das jetzige, vergleichen.

a) In dem älteren System hatte sich die Oberklasse, der Adel, zu einer festen, starren Kaste verbunden, deren Vorrechte durch staatliche Gesetze für die ganze Reihe ihrer Nachkommen geschützt waren, und die sich durch Klassenendogamie, d. h. durch die Verpönung der Ehe mit Angehörigen der niederen Klassen, von diesen streng, kastenartig getrennt hielt. Die Kapitalistenklasse dagegen hat sich durch keinerlei gesetzliche Schranken von den übrigen Klassen geschieden, und es ist einem jeden, auch

aus der untersten Klasse die Möglichkeit geboten, sich auf den Flügeln des Talentes und des Glücks zur höchsten Klasse emporzuschwingen. Das Prinzip der Ausbeutung, wonach nicht das persönliche Verdienst, sondern die Geburt über die sosiale Position eines Individuums entscheidet, hat also in dem neuen Klassensystem eine bedeutende Abschwächung erfahren.

b) der Geburtsadel saugt seine Macht aus dem Krieg, der Geldadel aus den Ergebnissen friedlicher Arbeit. Dem neuen Klassensystem wurde also ein neuer Geist eingehaucht. Der Krieg, früher als die vornehmste Beschäftigung des Mannes geachtet, wird jetzt, als Feind des Handels und als Rohheit, verhaßt, die verachtete Arbeit, durch die hochkapitalistische Organisation zu ungeahnter Leistungsfähigkeit erhoben, tritt in den Vordergrund des allgemeinen Interesses und wird immer mehr die wertvollste und einzige Betätigung, durch die sich ein Individuum Verdienste erwerben kann.

c) Der Geburtsadel stützte sich auf stabilen Grundbesitz, die Plutokratie auf das viel mobilere Kapital, das erfahrungsgemäß selten durch eine größere Anzahl von Generationen in derselben Familie verbleibt.

d) Das neue Klassensystem ersetzte den in seiner Isoliertheit wehrlosen Leibeigenen durch den freien Proletarier. (S. 278.) Die Proletarier sammeln sich zu ganzen Armeen in den großen Industriezentren, wo ihnen neben dem aufreizenden Anblick des üppigen Lebens der Reichen die Möglichkeit geboten wird, sich zusammenzuschließen. Zugleich gibt ihnen ein hochentwickeltes Zeitungswesen das Mittel an die Hand, sich über ihre Lage aufzuklären und sich in immer größer werdenden und einheitlich geleiteten Verbindungen zu organisieren.

e) Schließlich stand der alten Aristokratie ein gewaltiges Herrschaftsmittel in der mittelalterlichen Religion zu Gebote. Denn der Glaube verwies die Unterdrückten auf die Belohnungen im Jenseits, und die höhern Stellen der Priesterschaft waren zum allergrößten Teil mit Adligen besetzt. Die Religion des modernen Menschen dagegen, die, durch die Wissenschaft von allen theologischen Ideen befreit, nichts anderes ist als das Evangelium der

Menschlichkeit, wendet sich von solchem Amt ab und stellt sich gerade in den Dienst der Unterdrückten.

So war also das alte festgefügte Klassensystem durch ein neues ersetzt worden, das durch seine Schwäche und Labilität und gerade auch durch die Verschärfung des Druckes, den es auf die Masse ausübte, geeignet war, die Unterklasse aus ihrer herkömmlichen Lethargie aufzurütteln und zum Angriff und Kampf anzureizen.

4. Neben den Veränderungen auf wirtschaftlichem, sozialem, politischem Gebiet brachte der Kapitalismus ferner tiefgehende Veränderungen psychologischer Art in dem Menschen selbst zustande. Alles war Ware geworden, und so wurde jeder ein Kaufmann. Der kaufmännische Geist begann die ganze Gesellschaft zu durchdringen und mit unstillbarer Habgier, der sog. Pleonexie, zu erfüllen. Allerdings trat diese neue Leidenschaft nicht plötzlich auf, sie hatte ihre Vorgeschichte, die, wie hier kurz rekapituliert sei, in folgende Phasen zerlegt werden kann.

I. Phase: Dem primitiven Menschen ist der dämonische Geist der Pleonexie vollkommen unbekannt; vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil es auf den untersten Kulturstufen zu wenig Güter gibt, die ihn aus seiner Ruhe aufscheuchen und in ein rastloses Begehren hineinstürzen könnten.

II. Phase: Zuerst erwacht dann die Pleonexie bei den Hirtenvölkern und zwar gleich zu recht kräftigem Leben. Denn das Vieh, das sich aus eigner Kraft vermehrt, hat fast alle Eigenschaften des Kapitals und impft dem Hirten unverkennbare kapitalistische Neigungen ein. Est ist eine psychologisch interessante Tatsache, daß nur solche Völker selbständig zum Kapitalismus aufgestiegen sind, die vorher die Stufe des Hirtenlebens durchlaufen haben.

III. Phase: Mit der Erfindung des geprägten Geldes tritt die Erwerbsleidenschaft in ein neues Stadium. Das Geld, das alle Wünsche erfüllt und ohne obere Grenze angehäuft werden kann, erregt in hohem Maß die Habsucht und, da es zugleich ein allgemeiner Wertmesser aller Dinge wird, ruft es jenen rechnerischen Geist ins Leben, der sich im Streiten und Feilschen um das Mein und Dein nicht genugtun kann und den Menschen mehr und mehr seines natürlichen Adels beraubt. Durch das Christentum

wurde dieser kaufmännische Geist — es klingt paradox — verschärft. Denn jede aus natürlichem Wohlwollen hervorgehende gute Tat mußte nach der Lehre von der Vergeltung im Jenseits den Gedanken erregen, daß sie einst belohnt, „realisiert“ werde und dadurch zu einer eigennützigen entarten.

IV. Phase: Eine weitere Steigerung erleidet die Pleonexie durch die Entstehung des Kapitalismus überhaupt, der dem Geld eine neue Funktion hinzufügt, indem er das einfache Tauschmittel in ein Mittel arbeitslosen Erwerbs umwandelt.

V. Phase: In der hochkapitalistischen Phase wurde schließlich die Steigerung auf die Spitze getrieben. Denn der Kapitalismus gelangte jetzt in die Ära seiner höchsten Blüte, und zugleich traten eine Anzahl anderer Ursachen auf, die die Habgier immer mehr verstärken mußten: In der vorkapitalistischen Zeit hatte das Individuum einen festen Halt an seiner Familie und an seiner Sippe, die ihm in Not, Krankheit und Alter eine Stütze waren. In der Hochkapitalistischen Phase wurden die Sippe und Familie bis zu einem solchen Grad zersetzt und geschwächt, daß sie in den meisten Fällen keinen sichern Zufluchtsort mehr zu bieten vermochten. Die alten Bande waren zerrissen, und der neue Staat war noch zu wenig erstarkt, um dem Individuum einen Ersatz leisten zu können. Dadurch und infolge der allgemeinen Umwandlung und Unordnung der Dinge war eine vorher ungekannte Unsicherheit der Existenz eingetreten; fast jedem stand die Möglichkeit vor Augen, daß er eines Tages, von Unglück betroffen, als ein Pauper in das Proletariat hinabsinken könne. Gegen diese Unsicherheit der Zukunft gab es zunächst nur ein Mittel: die Anhäufung möglichst großen Reichtums. — Die Unsicherheit der Existenz wurde noch vermehrt durch die ungeheure Zunahme der Bevölkerung, die wieder durch den langen Frieden, durch die Fortschritte der Hygiene, durch den Aufschwung der Industrie verursacht war und wie jede Übervölkerung dem Kampf ums Dasein eine furchtbare Rohheit und Härte verlieh. — Zugleich erzeugte das neue Produktionssystem mühelos und in verschwenderischer Fülle die verlockendsten Güter; die glänzenden Schaustellungen der städtischen Ladengeschäfte, der Anblick des ostentativen Aufwandes, den die Reichen betrieben, reizten immer neue Wünsche auf, und durch die Verbilligung vieler Produkte wurden

die Bedürfnisse auch der wenig Besitzenden immer verwickelter und zahlreicher.

Durch solche Ursachen wurde die Pleonexie zur Glühhitze angefacht. Erwarb früher der Mensch, um zu leben, so lebte er jetzt, um zu erwerben. Hegte man noch im Mittelalter die Ansicht, daß die Arbeit dem Menschen einen „gerechten" Gewinn verschaffen sollte, der zu seiner und seiner Familie Unterhalt (ad sui et suae familiae sustentationem, sagt Thomas von Aquin) genügte, war das Zinsennehmen als schmachvoll verachtet und von der Kirche als Sünde verboten, so wurde jetzt — ein charakteristischer Umschwung — der Zustand des Rentiers, der arbeitslos von seinen Zinsen lebt, das Ideal und das erstrebenswerte Ziel aller Tätigkeit. — Da man aber, um Kapital anzuhäufen, nicht nur erwerben, sondern auch sparen muß, weil die Henne, die die goldenen Eier legt, nicht geschlachtet werden darf, so gesellte sich zur Habgier der Geiz, der dafür sorgte, daß der Mensch bei vollem Geldkasten darbte und seines Lebens nicht mehr froh ward. Der sog. Amerikanismus, jene Anschauung, die im Erwerb den Lebenszweck sieht, und für die die Zeit nur noch Geld ist, ergriff, wie eine ansteckende Krankheit breite Schichten der Bevölkerung, so daß sie ihr Leben der „Jagd nach dem Dollar" opferten, um reich zu sterben, während die untern Klassen, denen jede Aussicht auf Reichtum von vorneherein verschlossen war, voller Neid und bitterer Verdrossenheit auf diese Glücklichen hinblickten.

So hatte der Hochkapitalismus eine harte und häßliche Welt geschaffen, aus der die Pleonexie die Schönheit und die Lebensfreude mit kräftigen Besenhieben hinausfegte. Mißbehagen und Unzufriedenheit zogen immer weitere Kreise. Von den denkenden Köpfen verfielen die einen, in großer Zahl, dem Pessimismus, dieser Philosophie des kranken Gesellschaftskörpers, während andere auf die Suche nach neuen Idealen ausgingen, die das Leben wieder lebenswert machen sollten.

5. Doch die Pleonexie hatte neben den schlimmen auch gute Wirkungen, indem sie mächtig dazu beitrug, die Produktion zu heben und die Organisation der Arbeit in höhere Formen überzuführen. Das Geld, das früher flüchtigen Vergnügungen zugewendet ward, wurde nun zum großen Teil aufgespart und

angehäuft; und da jeder von seinem Kapital, wenn er auch noch so klein war, Zins zu beziehen wünschte, so flossen die Ersparnisse, die vorher im Kasten oder im Strumpf des kleinen Mannes verborgen gehalten worden waren, wie ein befruchtender Strom in das Land der Arbeit hinein. Dieser Reichtum suchte nun überall die Gebiete auf, wo er zinsbringend untergebracht werden konnte. Mit so gewaltigen Mitteln ausgerüstet, konnte sich die Unternehmung an die größten Aufgaben wagen: keine Kohle, kein Erz lag ihr mehr zu tief, kein Land zu weit entfernt, keine industrielle Anlage war ihr zu groß; wo das Kapital anklopfte, da ward ihm aufgetan. Daher die fast übermenschliche Energie, die dem Kapitalismus innewohnte, die er aber nur zu entfalten vermochte, wenn die künstlichen Schranken, die das Mittelalter der Produktion gesetzt, niedergerissen waren. So trat an die Stelle des Zunftwesens das System der freien Konkurrenz (Gewerbefreiheit), und die festen Taxen, durch die die Obrigkeit die Preise der Waren ein für allemal zu fixieren gesucht hatte, wurden ersetzt durch das freie Waltenlassen des Gesetzes von Angebot und Nachfrage.

Aber auch diese bewundernswerten Wirkungen des kapitalistischen Systems hatten wieder Folgen, die zum Unheil ausschlugen. Denn während zwar innerhalb jeder Unternehmung die Produktion planmäßig und einheitlich geleitet war, fehlte unter den einzelnen Unternehmungen der Zusammenhang, die Zentralisation, und das Ganze der Produktion vollzog sich in planloser Weise, etwa wie das Leben in einem Organismus, dessen einzelne Organe unabhängig voneinander, jedes für sich fungieren würden. Da der einzelne Produzent die Größe des Bedarfs an seinem Artikel, den er für den Weltmarkt herstellte, nicht kannte, so suchte er, sobald die Preise anzogen, blindlings so viel wie möglich zu produzieren und abzusetzen. Infolge dieser „Anarchie der Produktion“ kam es zu Überproduktion; die Produkte häuften sich so an, daß sie schließlich keinen Abnehmer mehr fanden, und es entstanden die sog. Handelskrisen, genauer Absatzkrisen, jene gewaltigen, periodisch auftretenden Störungen der Wirtschaft, wo die Produktion ins Stocken geriet, die weniger widerstandfähigen Unternehmungen dem Untergang verfielen und große Massen von Arbeitern mit ihren Familien brotlos wurden

und ins Elend sanken. — Im Grund genommen war es allerdings nicht die Überproduktion, sondern die Unterkonsumtion der großen Masse, die an diesen Störungen die Schuld trug. Denn während in den Krisen die Magazine mit Getreide, Kleidungsstücken, Schuhwaren usw. bis zum Bersten gefüllt waren, hatten zu gleicher Zeit Millionen kein gutes Hemd auf dem Leibe, keinen richtigen Stiefel am Fuß und mußten sich mit der elendesten Nahrung den Hunger stillen. Das fehlerhafte Verteilungssystem, von dem wir oben sprachen, brachte es eben mit sich, daß es den Unterklassen an der nötigen Kaufkraft, um sich die Fülle der produzierten Güter aneignen zu können, fehlte, und daß die Unternehmer die entferntesten Länder aufsuchen mußten, um für ihre zu Hause so notwendigen Waren einen Markt zu finden. — Jedenfalls hatte also auch auf diesem Gebiete die hochkapitalistische Phase ihrer Nachfolgerin ein schwieriges und dringendes Problem hinterlassen, dessen Lösung nicht weniger verlangte, als die Gesamtproduktion in der Art zu zentralisieren und zu regeln, daß sie mit der Konsumtion ins Gleichgewicht kommt.

* * *

So waren also durch das rapide Aufkommen der Hochkapitalistischen Organisation Zustände ins Leben gerufen worden, die zu einem nicht geringen Teil für die tatenfrohen Völker einer so gesunden Menschenrasse, wie es die romanisch-germanischen Nationen sind, auf die Dauer unerträglich sein mußten. Und diese Zustände oder besser Mißstände wurden nun die unmittelbaren Ursachen einer ganzen Reihe von wirtschaftlichen Bewegungen, die der Spätkapitalistischen Phase ihr charakteristisches Gepräge verliehen haben. Von diesen Bewegungen sind als die wichtigsten die folgenden zu nennen:

a) Die Arbeitervereinigungen.

Am schwersten unter der Umwälzung zu leiden hatten zunächst die untern Klassen, die „Arbeiter“, und so begannen sie, von kühnen Männern, die anfänglich der Oberklasse entstammten, geführt, sich gegen die erdrückende Übermacht, die ihnen entgegenstand, zur Wehr zu setzen und mit einem Opfermut, der der höchsten Bewunderung würdig ist, sich zusammenzuschließen und zu organisieren. Von ihren Organisationen hervorzuheben sind

1. die politischen Vereinigungen, die die Gesetzgebung zugunsten der Unterklasse beeinflussen wollen,

2. die Gewerkschaften, deren Hauptzweck der „kollektive Arbeitsvertrag“ ist, sowie die Unterstützung der Mitglieder bei Streik und Krankheit und

3. die Genossenschaften (Konsumvereine), jene Großeinkaufsvereinigungen, über die schon früher (S. 182) berichtet worden ist.

Anfänglich zwar gerieten namentlich die politischen Arbeitervereinigungen vielfach in eine falsche Taktik hinein. In machtloser Erbitterung und indem sie ihre Kräfte überschätzten, gaben sie sich der Täuschung hin, daß sie in absehbarer Zeit die politische Gewalt erringen und dann plötzlich der Welt eine neue Kulturepoche vorschreiben könnten; und sie hielten es deshalb vielfach für richtig, bis zu diesem großen Moment jeden sich augenblicklich darbietenden kleinern Vorteil trotzig von der Hand zu weisen, um dann an jenem ersehnten Tage auf einmal und mit beiden Füßen zugleich den Sprung in den „Zukunftsstaat“ zu vollführen. Diese schwärmerische Idee weicht aber immer allgemeiner der bessern Einsicht, daß es weiser und praktischer ist, durch unermüdliche Aufklärung Schritt für Schritt an Boden zu gewinnen, in zäher Arbeit und unverzagtem Kampf einen Vorteil nach dem andern zu erringen und so auf dem Wege einer langsamen aber sichern Evolution zu dem Ziele vorzudringen, das durch eine Revolution plötzlich und vorschnell nicht erreicht werden kann. — Doch trotz dieses Irrtums, vielleicht auch zum Teil durch diesen Irrtum, gelangten die obengenannten Organisationen bald zu großer Macht im wirtschaftlichen und staatlichen Leben. Vor ihrem drohenden Aufmarsch fiel das „eherne Lohngesetz“, jenes Gesetz vom Arbeitsmaximum und Existenzminimum, das, wie nicht geleugnet werden kann, lange genug geherrscht hatte; und die staatliche Gewalt, die früher fast ausschließlich die Oberklasse begünstigte, begann, erst widerwillig, dann immer freundlicher der dröhnenden Stimme der Unterklasse ihr Ohr zuzuneigen.

Damit bereitet sich nun in der Geschichte des „Arbeitszwangs“ (S. 278) eine neue (fünfte) Phase vor, in der neben dem Zwang auch das Interesse an der Frucht der Arbeit zu einem

Arbeitsmotiv wird, und die Entwicklung biegt mehr und mehr in eine neue Linie ein, die zu dem Ideal hinführt, nach welchem nicht nur Zwang und Not (die vis a tergo), sondern auch der Lohn der Arbeit und, was ebenso wichtig ist, die Lust an der Arbeit die Beweggründe zum Arbeiten abgeben sollen. — Aber mit der zunehmenden Organisation der Unterklasse gelangte auch die Geschichte der Ausbeutung an einen Wendepunkt und in eine neue Richtung, als deren letztes, weitentferntes Ziel die Vernichtung aller Ausbeutung, d. h. die Aufhebung aller künstlichen Vorrechte der Geburt, mögen sie nun sich auf Macht, Ämter, Titel und Ehren oder aber auf Reichtum beziehen, in den Bereich der Möglichkeit tritt. Denn da das plutokratische Klassensystem die Ausbeutung einer Mehrheit durch eine Minderheit bedeutet, so muß es in irgendeiner Weise gemildert werden oder zu Fall kommen, sobald die Mehrheit genügend aufgeklärt und organisiert ist.

b) Die Unternehmervereinigungen.

Aber auch die Unternehmer waren unter der herrschenden „Anarchie der Produktion" keineswegs auf Rosen gebettet. Im Kampf mit einer schrankenlosen Konkurrenz, im Hader mit den Arbeitern, deren Ansprüche sich stets erhöhten und unter dem Damoklesschwert des jähen Konjunkturenwechsels, war vielen ein unsicheres Dasein beschieden, das jeden Augenblick mit einem Sturz in den Abgrund des Bankerotts sein Ende finden konnte. Mit der Energie, die diesen an Organisationstalenten und genialen Köpfen so reichen Stand auszeichnet, schritten auch sie zur Abhilfe und gründeten ebenfalls Vereinigungen, die hauptsächlich den Zweck hatten, den Preis der Waren, den Umfang der Produktion, den Verkauf der Produkte zu regeln, um dadurch Stetigkeit und Ordnung in den Gang der Produktion zu bringen und den regelmäßig wiederkehrenden wirtschaftlichen Krisen vorzubeugen.

Diese Vereinigungen heißen im allgemeinen Kartelle, Syndikate oder Konventionen, im besondern Trusts, in denen fast alle Betriebe einer Sparte zu einer einzigen Riesenunternehmung verschmolzen sind und Corners oder Ringe, unter welch letzterer Bezeichnung jedoch Spekulantenvereinigungen zu Wucherzwecken verstanden werden.

Die Kartelle, Syndikate, Trusts stellen also höhere Formen der Arbeitsvergesellschaftung dar; wie ein Großbetrieb eine Anzahl von Kleinbetrieben unter einer einheitlichen Leitung vereinigt, so verbinden sich in den Kartellen usw. eine Anzahl von Großbetrieben zu noch höhern Organisationsformen, als deren letztes Ziel die allgemeine Beherrschung der Produktion im Sinne von K. Marx zu betrachten ist. Dieses Ziel wird nicht verschoben durch den Umstand, daß die Kartelle bei höherer Entwicklung die Gefahr in sich schließen, durch Monopolisierung ganzer Produktionszweige zur Auswucherung des Publikums mißbraucht zu werden. Denn sobald dieser Punkt erreicht ist, muß die Staatsgewalt sich genötigt sehen, die Interessen der Gesamtheit zu wahren und wird so die Sozialisierung der Produktion nur noch um einen Schritt weiter treiben.

Doch vorerst steht die Kartellbewegung noch in ihren Anfängen, und die Ansichten über ihre Zukunft sind geteilt. Die meisten Kartelle sind nämlich von nur kurzem Bestand, und außerdem sind die Klein- und Mittelbetriebe noch immer an Zahl und Bedeutung den Großbetrieben überlegen.

Auch der Übergang der Unternehmungen aus Privatbesitz in den Besitz von Aktiengesellschaften ist eine Bewegung, die dem Ziel höherer Vergesellschaftung oder Sozialisierung zustrebt. Denn die Produktionsmittel, die vorher Eigentum eines einzelnen waren, werden nun das Eigentum vieler, und die Unternehmerfunktion geht von dem Kapitalisten auf einen bezahlten Betriebsleiter über.

c) Das Versicherungswesen.

Den soeben besprochenen beiden großen Bewegungen darf als ebenbürtig an Bedeutung ein dritter Vergesellschaftungsvorgang an die Seite gestellt werden, nämlich die Entwicklung des Versicherungswesens. Um der Unsicherheit der Existenz (S. 292) entgegenzutreten, um der das Leben verdüsternden Sorge für die Zukunft den Stachel zu nehmen, fand man abermals in der Vergesellschaftung den richtigen Zufluchtsort. Denn ein unglücklicher Zufall, der das isolierte Individuum ruinieren und seine Familie dem Elend preisgeben kann, verliert die verderbliche Härte, sobald sich die schädlichen Wirkungen auf einen möglichst großen Kreis von Individuen verteilen lassen; gerade wie eine

Last, die den einzelnen zu Boden drückt, auf die Schultern vieler gebürdet ohne Mühsal getragen wird. — Diese Idee brach in der spätkapitalistischen Zeit machtvoll durch: der moderne Mensch versichert seine Person, seine Angehörigen, sein Hab und Gut, er versichert sich gegen Feuer, Diebstahl, Einbruch, gegen die Folgen von Unfällen, Krankheit, Invalidität, Alter (Rentenversicherung) und Tod, er versichert seine Familie, und überdem noch seine Töchter durch eine Aussteuerversicherung und seine Söhne für den Fall, daß sie als Einjährige dienen; wenn er ein Kaufmann ist, versichert er seine Schiffe (Seeversicherung), seine Waren und deren Transport, seine Glasfenster, als Beamter versichert er sich für den Fall frühzeitiger Pensionierung, als Arzt gegen die Folgen der Ansteckung und gegen die Entschädigungspflicht, wenn ihm ein Kunstfehler passiert ist, als Landmann versichert er sein Vieh gegen Seuche, seine Ernte gegen Hagel usw.

Aber trotz des großartigen Aufschwungs, den das Versicherungswesen in den letzten Jahrzehnten genommen hat, ist die ihm zugrunde liegende Idee, durch Vergesellschaftung den ewig drohenden, blind treffenden Zufall bis zu einem Minimum unschädlich zu machen und das Schicksal des Individuums bis zu einem Maximum dem planlosen Walten der Natur zu entreißen und unter die Obhut der menschlichen Vernunft zu stellen, — doch erst noch in verhältnismäßig geringem Maß zur Durchführung gekommen. Denn diese Idee kann nur durch ein allgemeines Garantiesystem verwirklicht werden, dessen Organisation aber die Kräfte einzelner Aktiengesellschaften bei weitem übersteigen würden, und das nur durch das größte Machtgebilde, das der Mensch bis jetzt geschaffen hat, durch den Staat aufgerichtet werden könnte. Doch einer solchen Aufgabe ist auch unsere jetzige staatliche Organisation noch lange nicht gewachsen; immerhin sind Anfänge gemacht zu einer Verstaatlichung des Versicherungswesens, indem der Staat die Teilnahme an einzelnen Versicherungen dem Zwang unterworfen, und indem er andere Versicherungen, wie die Alters- und Invaliditätsversicherung in eigene Verwaltung genommen hat.

d) Die staatlichen Organisationen.

Die organbildende Kraft des modernen Staates haben wir schon als ganz besonders charakteristisch für die Spätkapitalistische

Phase bei der Beschreibung der Organisationsformen (S. 179) kennen gelernt, und das „Gesetz“, nach dem die organisatorische Tätigkeit des Staates im Wachsen begriffen ist, hat uns ebenfalls schon zu wiederholten Malen beschäftigt.*)

Aber die Bedeutung des modernen Staates liegt nicht nur in den Organisationen, die ihm in zunehmender Fülle entsprießen, sondern auch in der gänzlich veränderten Stellung, die er dem Individuum gegenüber einnimmt. Seiner Entstehung nach nichts anderes, als eine Veranstaltung zur Ausbeutung Unterdrückter, die sich von einer Räuberbande nur durch Größe, Stabilität und hohe Organisation unterschied (vgl. den III. Teil) wird der Staat später seines anethischen Charakters langsam, sehr langsam entkleidet; er macht mit wachsender Vergesellschaftung einen Versittlichungsprozeß durch (näheres im V. Teil), der ihn immer mehr in eine großartige Wohlfahrtsanstalt, zum gigantischen Diener eines jeden aus dem Volk umwandelt und zu des Menschen höchstem Gut, von dessen Vervollkommnung aller Fortschritt, alle Kultur und alles Glück abhängt. — Nachdem die romanisch-germanischen Völker ihre Kindheit unter der Obhut der Mutter Kirche verbracht hatten, die ihnen ein hohes sittliches Ideal mit

*) Als ein schwerer Hemmschuh wirkt auf diese Entwicklung unser bureaukratischer Apparat, der mit seinen zum Teil noch mittelalterlichen Gepflogenheiten wie ein Anachronismus in die neue Zeit hereinragt. Sehr richtig sagt Berolzheimer (System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie III 248): „Die Kennzeichen der Bureaukratie sind Formalismus (übermäßiges Schreibwerk, rein aktenmäßige Behandlung), Schwerfälligkeit der Geschäftsführung, Mangel an Initiative, horror novi. Die Bureaukratie ermangelt der Schöpferkraft und stellt meist die Form über die Sache. Der konservative Geist in seiner Entartung, das ist die Bureaukratie. Die Bevorzugung gesinnungstüchtiger, streberhafter Mittelmäßigkeit gegenüber dem eigenwilligen, jedenfalls mehr individuell auftretenden Talent ist das Mittel zur Konservierung bureaukratischer Verwaltung . . .“ Als der schlimmste dieser Fehler (die natürlich nicht den Personen, sondern dem System zum Vorwurf gereichen) ist der formalistische Geist zu betrachten, der, sobald er der Form gerecht geworden, Sinn und Zweck des Geschäftes als nebensächlich behandelt. Dieser Geist drückt sich auch in der berüchtigten „bureaukratischen Sprache“ aus, die um feierlich zu wirken, darauf ausgeht, möglichst unverständlich zu sein. — Es wäre jedoch ungerecht, zu verkennen, daß der „Bureaukratismus“ in Abnahme begriffen ist und daß auch das Beamtentum in den letzten Jahrzenten sich immer mehr dem Geist der Neuzeit anzupassen bestrebt ist.

auf den Lebensweg gegeben hatte (ausgeschmückt durch Legenden und Märchen, die dem kindlichen Fassungsvermögen angepaßt waren), muß sie nun trotz allen Wiederstrebens ihre Kinder dem Vater Staat zur weiteren Ausbildung überlassen. Wenn auch der Staat sein Erziehungswerk vollendet haben wird, wenn auch die Epoche des Sozialismus überwunden ist, werden die selbständig gewordenen Gesellschaften einem allerdings noch unendlich weit entfernten Endziel zustreben, wo sie, keiner Bevormundung mehr bedürfend, frei und in innerm Gleichgewicht sich selbst erhalten können, und wo ihnen das Ideal absoluter Herrschaftslosigkeit aufgehen wird, d. h. jener Zustand einer vollkommenen Anarchie, von dem Schiller sagt:

„Jenes Gesetz, das mit ehernem Stachel den Sträubenden lenket,
Dir nichts gilt. Was du erstrebst, ist dir Gesetz."

Denn „die Gemeinschaft freiwollender Menschen ist das unbedingte Endziel des sozialen Lebens". (Stammler.)

e) Die moderne Frauenbewegung.

Indem der Hochkapitalismus der „geschlossenen Hauswirtschaft" den letzten tödlichen Stoß gab, auf die Familie zersetzend einwirkte und viele Frauen aus dem Haus in die Erwerbsarbeit hineindrängte, hatte er die moderne Frauenfrage geschaffen, und die Spätkapitalistische Phase antwortete darauf mit der modernen Frauenbewegung. Und von allen spätkapitalistischen Bewegungen halten wir die zunehmende Frauendifferentiation für die bedeutungsvollste, weil sie, in Analogie mit der Männerdifferentiation, die Gesellschaft zwar in aller Stille, aber aus dem innersten Grunde heraus umwandeln muß, wenn die eingeschlagene Richtung innegehalten wird. Die Gründe für diese Anschauung, die übrigens von vielen Soziologen nicht geteilt wird, haben wir schon in einem früheren Kapitel (über die Entwicklung der Differentiation) dargelegt.

Zusammenfassung. Wir haben nun die Entstehung der Spätkapitalistischen Phase einer etwas ausführlicheren Betrachtung unterzogen, als die der frühern Phasen, weil gerade das Verständnis der Gegenwart eine der wichtigsten Aufgaben der Soziologie ist, und auch weil ein Versuch, dieser Aufgabe gerecht zu werden, wohl ein allgemeineres Interesse erregen dürfte, als

die Arbeit in den prähistorischen Rumpelkammern, ohne die allerdings ein solches Verständnis nicht gewonnen werden kann. Fassen wir nun die Ergebnisse zusammen, so ist zu sagen:

Der Hochkapitalismus hatte den sozialen Organismus mit einem entscheidenden Ruck auf eine neue ökonomische Basis hinaufgetrieben. Damit war das ungeheure Problem gegeben, die gesamte Kultur auf diese neue Grundlage einzurenken. Die spätkapitalistische Gesellschaft hat die Lösung dieses Problems rüstig in Angriff genommen, ist aber in ihren wichtigsten Bewegungen: den Arbeiter- und Unternehmerverbänden, dem Versicherungswesen, den staatlichen Organisationen und der Frauendifferentiation über die ersten — verheissungsvollen — Anfänge nicht hinausgekommen. Denn die Endziele, auf die diese Bewegungen zusteuern, und die nichts anderes sind als — die wirtschaftlichen Ideale unserer Zeit, die nun mit den Idealen der Vergangenheit in einen immer heißer werdenden Wettstreit eintreten, diese Endziele können nur in langen Zeiträumen, Schritt für Schritt, in stetiger organischer Entwicklung und durch eine Unsumme von Arbeiten und Kämpfen — assymptotisch natürlich — erreicht werden. Danach haben wir die Spätkapitalistische Phase nicht nur als die Endphase einer entschwindenden Epoche, sondern zugleich auch als die Eingangsphase zu einer neuanbrechenden Epoche aufzufassen. Ob diese Auffassung richtig ist, wird allerdings erst einer zukünftigen Soziologie zu entscheiden möglich sein.

II. Kapitel.

Allgemeine Ursachen des Fortschritts.

(Theorie des Fortschritts).

Wir haben nun versucht, im einzelnen die Ursachen zu ermitteln, die auf ökonomischem Gebiet die Entwicklung von der Wirtschaft der geschlossenen Horde durch die gewerblichen Phasen hindurch bis zur gewaltigen kapitalistischen Organisation unserer Tage, heraufgeführt haben. Wir sind dabei auf eine bunte

Folge wirkender Kräfte gestoßen und stellen nun die Frage, ob sich nicht darin ein einheitliches Gesetz als der ruhende Pol in den Erscheinungen Flucht auffinden läßt, oder ob wir nicht wenigstens zu einem vereinfachten klaren Bild gelangen können, wenn wir, im engen Anschluß an unsere Ergebnisse, untersuchen, welches die Mächte waren, die dem wunderbarsten von allen uns bekannten Naturvorgängen, dem Kulturprozeß, als allgemeine Ursachen zugrunde liegen. Nach den vorhergehenden Darlegungen dürften nur wenige Schritte noch zu tun sein, um uns diesem Ziel nahe zu bringen.

* * *

Die allgemeinste und letzte Ursache des Fortschritts, die treibende Macht der Kultur wie alles sozialen Geschehens ist offenbar der Mensch selbst; der Mensch mit seinen sozialen Instinkten, die ihn befähigen sich mit seinesgleichen zu den höchsten und verwickeltsten Organisationen zusammenzuschließen; — mit seiner artikulierten Sprache, die die Möglichkeit gewährt, jeden von einem Zufall geschenkten oder durch Nachdenken und Anstrengung errungenen Vorteil für alle Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben; — mit seinem Intellekt, der an der Sprache emporklimmend sich zu unbegrenzbarer Höhe erheben kann; — mit seinem Bestreben, Fortschritte, die ihm offensichtlich Mühe abnehmen und Lust bringen, begierig aufzunehmen und in millionenfacher Nachahmung*) zäh festzuhalten. — Begünstigt wird der Fortschritt auch durch den Generationenwechsel, der die in Gewohnheit erstarrten Alten wegrafft und in neue Zustände neue Geschlechter sich einleben läßt.

In der Geschichte der Arbeit haben wir ferner gesehen, welch' hohe Bedeutung für den Fortschritt der Not und dem Zwang zukommt. Anhaltende Arbeit, so notwendig für höhere Kultur, ist dem Naturmenschen etwas ganz Wesensfremdes, etwas Unnatürliches; nur gezwungen überwindet er die angeborne Trägheit und bequemt sich zu intensiver andauernder Anstrengung.

Eine ebenso wichtige Rolle, wie Not und Zwang in der Geschichte der Arbeit, spielen Überfluß und Muße in der

*) Vgl. G. Tarde, Les Lois de l'Imitation.

Geschichte der Erfindungen. Man hat zwar ihre Bedeutung unterschätzt — denn der Mensch ehrt seine Beglücker geringer als seine Peiniger — und nach einem bekannten Sprichwort der Not erfinderische Wirkungen zugeschrieben. Aber Not und Zwang befähigen nicht zum Erfinden; erst im Überfluß und in der Muße erwacht der erfinderische Genius der Menschheit, der nichts anderes ist, als — der Spieltrieb.*) — Spielend griff wohl zum erstenmal eine Hand nach einem bunten Stein und empfand zum Spiel damit klopfend neben dem rhythmischen Schall die angenehme Wucht des ersten Steinhammers, der, weggeworfen, den Spielsinn abermals durch die Fernwirkung reizen mußte. — Zur Augenweide wurde wahrscheinlich das erste beim Holzbohren zufällig aufzüngelnde Flämmchen zum Feuer entfacht und unterhalten. — Das fremdartige Brummen und Tönen einer gespannten Saite führte vermutlich zur Erfindung des ersten primitiven Musikinstrumentes, aus dem dann der Schießbogen und der Drillbohrer hervorging. — Auch die Sprache ist großenteils vom Spieltrieb erschaffen worden. Die Lust am Plaudern und Plappern (die wir auch bei andern Herdentieren, z. B. den Affen, Papageien usw. finden), der unbändige Mitteilungstrieb allein kann den verhältnismäßig überreichen Wortvorrat erklären, der auch schon tiefstehenden Völkern zur Verfügung steht und der unmöglich bloß der Not und dem Kampf ums Leben entsprungen sein kann. — Das Vergnügen an den komischen Bewegungen eingefangener Tiere, besonders der Jungen, reizte zu ihrer Zähmung und ließ die Vorstufe zur Zucht nützlicher Tiere entstehen. Gerade wie unsere Kinder gern Eichhörnchen, Ringelnattern, Igel, junge Füchse, Vögel, Eidechsen, Käfer aus dem Wald nach Hause bringen, um sie aufzuziehen und mit ihnen zu spielen, so zähmen auch viele Völker, die zur Tierzucht noch nicht aufgestiegen sind (z. B. die Indianer), nicht nur Hunde, sondern auch zu ihrem Vergnügen, Affen, Papageien, Adler, Möven, Elstern, Kraniche, Raben, Rehe, Füchse, Bären, Wölfe (Waitz S. 87), so daß ihre Hütten manchmal Menagerien gleichen (Peschel S. 444.) Von diesem spielerischen Umgang mit Tieren bleibt zur Tierzucht nur noch ein kleiner Schritt übrig. — Auch die Erfindung des Acker-

*) Das Wort selbstverständlich im psychologischen Sinn genommen!

baus verdanken wir wohl in viel höherm Maße dem Überfluß, als der Not. Denn bei den meisten Nutzpflanzen besteht die tückische Natureinrichtung, daß gerade die genießbaren Teile, die Früchte und Wurzeln zugleich der Fortpflanzung dienen. Armut, die der Hunger treibt, alles bis zum letzten Stümpchen und Körnchen aufzuessen, wird also nicht leicht aus dem mühsamen Pflanzensammeln herauskommen, während der Überfluß unabsichtlich sät und zu der Beobachtung drängen muß, daß das Weggeschüttete an früher unfruchtbaren Stellen sich hundertfältig ersetzt. In manchen Fällen mag wohl auch der überlegende Verstand eingegriffen haben. So zeigen nach Sarasin manche Australier die Gewohnheit, die ausgegrabene Yamspflanze, nachdem sie die nährstoffhaltige Wurzel abgeschnitten, von neuem in die Erde zu stecken, damit sie eine frische Wurzel treibe und nicht zu Grund gehe. — Luxusartikel waren es ferner (Schmuck, fremdartiger Tand, Spielereien), die zuerst den primitiven Handel in Schwung brachten. „Es ist (wie Schrader bemerkt) eine der denkwürdigsten Erfahrungen, zu denen die Betrachtung der Ursprünge des Handels und Verkehrs führt, daß nicht sowohl die großen Fragen des menschlichen Daseins: ‚Was werden wir essen?‘ ‚Was werden wir trinken?‘ ‚Was wird uns bekleiden?‘ es waren, welche mehr oder weniger die Hauptwege des Handels bestimmten, sondern daß vielmehr die ästhetischen Bedürfnisse und einer erhöhten Behaglichkeit des Lebens dem ältesten Kaufmann ferne Länder und Meere eröffnet haben. Dem Weihrauchlande gilt die erste Handelsexpedition, deren die Geschichte gedenkt, welche der ägyptische König Sankchara im Jahre 2300 v. Chr. unternimmt. Gold, kostbares Edelgestein und duftendes Sandelholz holen die Schiffe Salomos und Hirams aus dem Wunderlande Ophir. Bernsteinverzierte Halsketten, Zeuge, Metallarbeiten jeglicher Art verhandeln die Phönizier schon zu Homers Zeiten an Griechenlands Gestaden.“ — Überfluß und Muße waren schließlich die guten Genien, die alle Künste und Wissenschaften ins Leben gerufen haben. Erst als der Ackerbau den Menschen von der Not, von der lastenden Sorge des Morgen befreit, als Handel und Verkehr ihn wohlhabend gemacht hatten, erwachten die Künste und Wissenschaften und blühten auf in demselben Maße, in dem der

Reichtum anwuchs und die materiellen Mittel darbot, die für jede höhere Tätigkeit des Geistes eine notwendige Bedingung sind. Sobald dann die Wissenschaft auf dem durch Reichtum gedüngten Boden festen Fuß gefaßt hatte, trat die erfinderische Tätigkeit, die vorher dem Zufall preisgegeben war, in ein neues Stadium; es begannen mit der Zivilisation jene Zeiten der Erfindungen und Entdeckungen, die wir in einer frühern Abhandlung kennen gelernt haben.

Wohin wir also blicken, überall zeigt es sich in der Geschichte der Erfindungen, daß diese nicht der Not zu verdanken, daß sie vielmehr die freien Töchter der Muße und des Überflusses sind. Die Not kann wohl als ein kategorischer Imperativ zur Arbeit und zu Anstrengungen anstacheln, aber Erfindungen lassen sich nicht auf Befehl machen, sie hängen von dem ungestörten Spiel der Gedanken und Einfälle ab, die sich in dem von allen großen Sorgen befreiten Bewußtsein ungerufen einstellen. Die Not macht fleißig, aber die Muße macht erfinderisch. Die Muße setzt den Spielsinn, den Erfinder unter den menschlichen Trieben, den die Not in Ketten schlägt, in Freiheit. Es ist gewiß kein Zufall, daß das erfinderischste aller Geschöpfe zugleich auch am leidenschaftlichsten von allen spielt; denn bei den meisten Tierarten spielen nur die Jungen, während in der Spezies Homo auch die Erwachsenen sich allen möglichen Spielen und Sporten, von den albernsten bis zu den edelsten, mit wahrer Herzensfreude hingeben. — Es ist schließlich auch leichter zu begreifen, daß das Neue aus dem Überfluß hervorquillt, als daß es aus dem verschrumpfenden Mangel entspringen sollte. Denn die Notdurft läßt das geistige Leben verkümmern, und die erfinderische Tätigkeit ist deshalb bei primitiven Völkern, denen es an Not wahrlich nicht gebricht, auf ein Minimum reduziert, während sie bei den reichsten Nationen ihre höchsten Triumphe feiert.

* * *

Machen wir nun einen Augenblick halt, um zurückzublicken, so dürfte es wohl scheinen, daß die bisher genannten Ursachen zu einer Erklärung des Kulturfortschritts vollkommen genügten, ja diesen notwendig zur Folge haben müßten. Und da die erwähnten Ursachen teils in Charaktereigenschaften des Menschen,

teils in Umständen liegen, die wie Not und Zwang, Überfluß und Muße, sich in höherem oder geringerem Grade überall vorfinden, so müßte der Fortschritt etwas dem Menschen Angebornes, Immanentes oder wenigstens aus seinem Wesen Hervorgehendes sein und stets und überall in Erscheinung treten, wo menschliche Gesellschaften längere Zeit hindurch ihr Dasein zu fristen vermögen.

Aber die Tatsachen stimmen mit diesem Schluß nicht überein. Wir wissen, daß Naturvölker Hunderte und Tausende von Jahren (wie z. B. die Jäger der Steinzeit) auf ein und derselben Stufe stehen bleiben, wenn sie unter unveränderten Bedingungen sich selbst überlassen sind; wir wissen, daß primitive Völker eingefleischte Misoneisten sind, die aller Neuerung sich feindlich verschließen und sich gegen jeden Fortschritt mit Händen und Füßen zur Wehr setzen, daß für sie das Herkommen die einzige und höchste Weisheit ist, nach der alles geregelt wird, und daß bei ihnen die Formel: „Wie unsere Väter es gehalten, so wollen auch wir es halten", gerade so weit verbreitet ist und so gebieterische Macht über die Gemüter übt, wie dies noch vor wenigen Jahrzehnten bei unserer Landbevölkerung der Fall war.

Diese Tatsachen sind so auffallend, daß selbst ein so großer Kenner der Naturvölker wie Livingstone zu dem auch von andern Theologen gezogenen Schluß sich gedrängt sah, daß der Mensch auf niederer Kulturstufe überhaupt nicht fortschrittsfähig sei, daß er aus sich selbst niemals den Kulturprozeß erzeugt haben könne, und somit angenommen werden müsse, der Fortschritt sei nur durch einen übernatürlichen Einfluß, durch den Eingriff Gottes möglich geworden.

Richtig an diesem Gedanken ist, daß der Fortschritt nicht als etwas dem Menschen Immanentes betrachtet werden darf. Immanent ist vielmehr dem Menschen eine ungeheure geistige Trägheit, die sich allen Neuerungen feindlich entgegenstellt. Um diese angeborne Trägheit zu überwinden, muß also ein Etwas von außen an ihn herantreten, das ihn aus seinem Gewohnheitsdasein mit Gewalt hinauswirft, und dieses Etwas ist nichts Übernatürliches, sondern etwas recht Handgreifliches, es ist nichts

anderes, als eine — erzwungene oder freiwillige — Änderung des Milieus, der Umwelt.

Durch Vertreibung werden die Schwachen von den Starken in andere Gegenden verjagt, durch Vermehrung werden auch diese zur Auswanderung gedrängt; und daß Milieuänderungen in der Tat zu allen Zeiten stattgefunden haben, müßten wir schon daraus schließen, daß sich das Menschengeschlecht über die ganze Erde verbreitet hat, wenn wir nicht die Völkerkunde besäßen, die auf jeder Seite von Wanderungen und Milieuänderungen Erzählungen enthält.

Welche Wirkungen hat nun eine solche Milieuänderung?

Schon in einer früheren Abhandlung (S. 27) haben wir zu zeigen versucht, wie die Vorfahren des Menschen durch eine gewaltige Milieuänderung, durch den Abstieg vom Baum zum Boden, aus dem Tierischen in das Menschliche emporgehoben worden sind. Was dort in einem besonderen Fall geschah, wollen wir jetzt im allgemeinen uns klar machen. — Wenn man eine Katze in einen fremden Raum versetzt, etwa in ein Zimmer, das sie vorher nie betreten, so wird man beobachten, daß sie sich erst furchtsam zurückzieht und von einem sichern Schlupfwinkel zunächst das neue Terrain sorgfältig rekognosziert. Dann kommt sie hervor und beginnt nun mit der Wissensgier eines Naturforschers den ganzen Raum einer genauen Durchforschung zu unterziehen. Alle Gegenstände werden mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet, beschnuppert, mit der Tatze angestoßen. So geht es über Stühle und Tische weg geraume Zeit, bis die Untersuchung beendigt ist, d. h. bis sich Miezi überzeugt hat, daß weder etwas zu fürchten, noch etwas zu essen da ist. Dann setzt sie sich beruhigt in eine Ecke — und von da ab ist ihr Interesse erloschen; für ihr ganzes Leben steht sie nun den einmal untersuchten Dingen vollkommen apathisch gegenüber. — Ganz ähnlich dürfte es einer Menschenhorde ergehen, die in ein fremdes Land geraten ist. Zuerst werden tausend neue Gegenstände, nie gesehene Pflanzen, glitzernde Steine, fremdartige Tiere die Neugier reizen und den Menschen aus der dumpfen Öde der Gewohnheit gewaltsam herausreißen. Denn das Neue erweckt Furcht und Hoffnung und stellt an die Fremdlinge unzählige Male die Frage, ob es Gefahr birgt oder zum Nutzen verwendet werden kann.

Neue Interessen erwachen, alles wird untersucht, neue Jagdmethoden werden ersonnen, neue Werkzeuge hergestellt, es tritt eine Zeit der Erfindungen und des Fortschritts ein, die die Gemüter in Aufregung hält und den Spieltrieb in Tätigkeit versetzt. Sobald aber nach einigen Generationen die Horde sich in das neue Milieu eingepaßt hat und darin heimisch fühlt, hört nun alles fortschrittliche Leben auf, der Mensch versinkt wieder in die alte Gleichgültigkeit, das Herkommen wird allmächtig, die geistige Trägheit vollkommen, und die Gewohnheit stellt sich wieder jeder Verbesserung feindselig entgegen. Mit der Anpassung an die neue Umwelt geht die Lust zum Fortschreiten verloren; es folgt Stillstand, Stagnation.

Wenn also die Kultur sich immer weiter entwickeln soll, so stehen zwei Wege offen:

1. *Milieuveränderung durch fortgesetzte Wanderung* — d. h. ein und derselbe Stamm müßte in immer neue Milieus hineingelangen, um so Erfahrungen auf Erfahrungen häufend zu immer neuen Stufen aufzusteigen. Ganz abgesehen davon, daß bei diesem Verfahren Errungenschaften aus älteren Milieus leicht verloren gehen würden, ist es auch sehr umständlich. Die Kultur ist einen andern bessern und kürzern Weg gegangen, den man bezeichnen kann durch die Worte:

2. *Milieuveränderung durch Gruppenverbindung und Gruppenbeeinflussung* — und damit sind wir jetzt bei dem springenden Punkt unserer Fortschrittstheorie angelangt. Durch Verbindung entstanden aus einzelnen Horden Stämme, aus einzelnen Stämmen Staaten, aus einzelnen Staaten Großstaaten. Bei jeder Verbindung wurden alle die Erfahrungen, die die einzelnen aus verschiedenen Milieus herstammenden Gruppen im Verlauf der Zeiten gesammelt hatten, zu einem Ganzen vereinigt und durch gegenseitige Durchdringung und Befruchtung zu höheren Formen hinaufgeführt. Aber nicht nur die Vereinigungen der Gruppen zu höheren staatlichen Gebilden, die meist auf dem Wege kriegerischer Vergewaltigung erfolgten, sind in Betracht zu ziehen; sondern auch die ebenso wichtigen friedlichen, rein geistigen Verbindungen, Wechselwirkungen und Beeinflussungen, in die die Gruppen besonders durch den Handel, ja durch das bloße Bekanntwerden miteinander hineingezogen wurden.

In der Tat lehrt die Erfahrung, daß einerseits „jede soziale Gruppe solange in einem gegebenen Zustand beharrt, bis sie durch die Einwirkung einer anderen aus demselben in einen anderen gedrängt wird“ (Gumplowicz, Grundriß der Soziologie, S. 73) und andrerseits, daß jeder neuen Epoche ein Bekanntwerden mit fremden Gruppen vorausging, und daß die bedeutendsten Fortschritte immer dann gemacht wurden, wenn eine neue Gruppenverbindung oder Gruppenbeeinflussung stattgefunden hatte, wenn Völker, die sich vorher unbekannt waren, in Berührung miteinander traten, mögen diese Berührungen nun kriegerischer oder friedlicher Art gewesen sein. — Je mehr wir uns in die Geschichte des Fortschritts vertiefen, um so deutlicher zeigt es sich, daß diese Idee, die die Soziologie L. Gumplowicz verdankt, der eigentliche Schlüssel für das Verständnis des Kulturfortschrittes ist. Davon werden wir uns sogleich überzeugen, wenn wir nun die anscheinend verwickelte Geschichte der Wirtschaft nochmals in aller Kürze vor unsern Augen vorüberziehen lassen und unsere Aufmerksamkeit den Gruppenbeziehungen zuwenden, durch die eine Phase der Wirtschaft nach der andern ins Leben gerufen worden ist.

(Phaseologie der Gruppenberührungen.)

Die älteste und ursprünglich wohl einzige Form der Gruppenberührung war der Krieg. Die einzelnen Urhorden standen sich feindlich gegenüber, und das Objekt ihrer Kämpfe waren die Futterplätze. Das sehr wichtige Resultat dieser noch ganz tierähnlichen Kämpfe der Urzeit war, daß die Starken, d. h. die besser Organisierten, die Schwachen verdrängten oder aufrieben, und daß infolgedessen immer besser organisierte Horden als Sieger übrig blieben.

Als die Organisation eine gewisse Höhe erreicht hatte, kam es zu einer zweiten Art der Gruppenberührung, die man jetzt schon als Gruppenverbindung bezeichnen kann, nämlich zum Frauenraub (S. 263); die gefangenen Frauen bildeten in der Tat eine Art Verbindung zwischen den vorher sich fremden Horden, indem sie die Erfahrungen ihrer Ursprungshorde ihren neuen Herren mitzuteilen in der Lage waren. Zugleich aber führte der Frauenraub, wie wir schon gesehen haben, zur primitiven

Ehe, zum Familienhaushalt und zur geschlechtlichen Arbeitsteilung — und somit entstand durch diese Form der Gruppenberührung aus den urzeitlichen Zuständen die erste oder Frühsippschaftliche Phase der Arbeitsorganisation: die geschlossene Hordenwirtschaft mit geschlechtlicher Arbeitsteilung.

In der folgenden Phase erscheint neben den kriegerischen Gruppenberührungen bereits eine friedliche: der erste Handel. An die Stelle des Raubes — von Gütern und Weibern — tritt der vorteilhaftere Tausch (S. 264), der nun mehrere benachbarte Horden zu einer größeren arbeitsteiligen Verbindung vereinigt, — und es entsteht aus dieser neuen Gruppenverbindung unsere zweite oder Hochsippschaftliche Phase der Arbeitsorganisation: die Horden- und Sippenorganisation mit intertribalem Tauschhandel.

War in dieser Phase die Gruppenverbindung noch ein lockeres Nebeneinander, so wird sie nun — nach der Erfindung des Ackerbaus — zu einem festen Ineinander, und zwar wiederum auf dem Wege kriegerischer Vergewaltigung. Denn die besiegten Nachbarn werden jetzt versklavt, sie werden dem siegreichen Stamm einverleibt; und wie durch die Verknechtung der Frau die erste Differentiation, die geschlechtliche, entstanden war, so geht nun aus der Versklavung des Mannes die zweite Differentiation, die gewerbliche hervor. (S. 267.) Damit tritt die Entwicklung in unsere dritte oder „Frühgewerbliche Phase" und zugleich in die ersten Anfänge der Zivilisation ein, und auch dieser große Fortschritt ist somit unmittelbar auf eine neue Form der Gruppenverbindung zurückzuführen. Allerdings ist dabei nicht zu übersehen, daß die Erfindung des Ackerbaus für die Entstehung der Männerdifferentiation die Möglichkeit abgegeben hat — aber auch nur die Möglichkeit. Denn alle die ackerbauenden Völker, die wie z. B. die Ackerbauindianer den Übergang zur Versklavung der Besiegten nicht mitgemacht haben, sind auch nicht zur frühgewerblichen Stufe aufgestiegen, sondern bei der bloß geschlechtlichen Arbeitsteilung stehen geblieben.

In der folgenden Phase führen die Kämpfe zwischen den Nachbarn (an denen die frühe Geschichte der Zivilisation ganz besonders reich ist) dazu, daß eine noch viel größere Anzahl

von Gruppen unter einheitlicher Leitung vereinigt werden. Dadurch kommt der „Staat“ zustande, und jetzt treten alle jene Wechselwirkungen zwischen Staat und Männerdifferentiation in Erscheinung, die, wie schon früher (S. 211) ausführlicher erläutert wurde, zur systematischen Ausbildung der Gliederung in Berufe und damit zur Stufe der Zivilisation führten. So wurde die neue Gruppenverbindung, die eine größere Anzahl von Stämmen zu einem Staate zusammenschweißte, die unmittelbare Ursache zur Entstehung der vierten oder Hochgewerblichen Phase, der Phase der entwickelten gewerblichen Arbeitsorganisation.

Solange die Staaten, diese nun schon sehr großen Gruppenverbindungen, isoliert und auf sich selbst angewiesen waren (wie das alte Ägypten, Indien, Peru, Mexiko, Japan; China bis fast auf den heutigen Tag), zeigten sie eine deutliche Neigung zu einer gewissen, wenn auch natürlich nur relativen Stabilität; sie blieben alle, mochte ihnen ein auch noch so langes Dasein beschieden sein, auf der gewerblichen Stufe haften und sind nirgends zur kapitalistischen Organisation aufgestiegen. Sobald dagegen eine Anzahl von Staaten wieder in Berührung miteinander traten und so eine Gruppenverbindung noch höherer Ordnung bildeten (wie im Altertum die Völker, die an den Gestaden des Mittelmeers saßen, oder die germanisch-romanischen Völker seit der Erschließung des Orientes), erschien auch alsbald wieder eine neue Phase der Arbeitsorganisation, nämlich die „Frühkapitalistische Phase“, die ihre Entstehung ganz offensichtlich dem internationalen Handel und Verkehr zu verdanken hatte (S. 270 ff.).

Der sechsten oder Hochkapitalistischen Phase ging dann eine Gruppenberührung von solcher Universalität voraus, wie sie die Welt vorher nie gesehen hatte. Zunächst fielen alle die Kulturerrungenschaften, die die Völker des Altertums, die Sumerer, die Assyro-Babylonier, die Perser, Inder, Ägypter, Phönizier, Kelten, Griechen, Römer in Jahrhunderte langer Arbeit angehäuft hatten, dem glücklichen Europa wie eine ungeheure Erbschaft in den Schoß. Aber nicht nur die klassischen Völker des Altertums wurden beerbt, sondern auch die Juden, die dem aufstrebenden Europa eine Religion schenkten, und die Araber,

die, besonders durch die Erfindung der experimentellen Methode, dem im XI. Jahrhundert bereits in Orthodoxie erstarrten Geist der Abendländer neue Bahnen wiesen, nämlich die Bahnen der Naturwissenschaft. Die Naturwissenschaften führten aber wiederum zu der epochemachenden Erfindung der Arbeitsmaschinen, die zur Entstehung der Hochkapitalistischen Organisation den entscheidenden Anstoß gaben. — Außerdem wurde seit dem Zeitalter der Entdeckungen der geographische Horizont nach und nach immer mehr erweitert und schließlich die ganze Oberfläche der Erde erschlossen. Immer erdumspannender, immer universeller wurde der Kreis der Gruppenberührungen, der endlich fast alle Völker der Erde miteinander in Verbindung setzte. Alle Weltteile traten jetzt miteinander in Wechselwirkung, und die Kultur, die nun einer ungeheuren Symphonie zu gleichen begann, in der alles, was Menschenantlitz trägt, mit einstimmt, wurde auf eine vorher nie erreichte Höhe emporgehoben. — Daß aber zu dieser hohen Kulturstufe die europäischen Völker nicht aus eigner Kraft (wenn auch mit großer eigner Kraft), sondern durch eine Unsumme von Gruppenberührungen und durch eine Kulturerbschaft, wie sie vorher nie universaler stattgefunden hat, aufgestiegen sind, zeigt sich schon ganz klar, wenn wir nur einen Blick auf unsern gesamten Kulturschatz und dessen Herkunft werfen. Denn den größten Teil unserer Kulturerrungenschaften, von unsern Haustieren, Kulturpflanzen, Werkzeugen bis zu unsern Künsten und Wissenschaften, haben wir unmittelbar oder mittelbar der Verbindung und dem Bekanntwerden mit fremden Völkerschaften zu verdanken. So stammen, um nur an einiges zu erinnern, die Rebe vom Kaukasus; die Aprikose aus Armenien; die Platane, der Pfirsichbaum und Maulbeerbaum, die Rose und Lilie aus Persien; Melonen, Gurken, Kürbisse aus Turkestan; die Dattelpalme aus Phönizien und Arabien; Zypresse, Paradiesapfel, Kümmel, Senf aus Kleinasien; die Weichsel von Kerasus in Pontus; die Chalotte von Askalon; der Mais, die Kartoffel, der Tabak, die Chokolade aus der neuen Welt; die Erbse von den Griechen; die Linse von den Römern; der Kaffee von den Arabern; Tee und Seide von den Chinesen; die Hauskatze aus Ägypten; der Haushahn aus Indien; der Pfau von Ophir; der Fasan vom Phasis. Das Vaterland der Haustierzähmung ist,

wie Hahns eingehende Untersuchungen wahrscheinlich gemacht haben, im westlichen Asien, im Zweistromland zu suchen. Die Seife erhielten wir durch die Römer von den Kelten, die Glasfabrikation von den Ägyptern, die Geige und Guitarre von den Arabern. Die Metalle verdanken wir ursprünglich dem Morgenlande; Maß, Zahl und Gewicht den Babyloniern; die Astronomie den alten Chaldäern; die Buchstabenschrift den Ägyptern; unser Zahlensystem den Indern; unsere modernen Naturwissenschaften den Arabern; Geschichtswissenschaft, Kunst und Philosophie den Griechen; unser Recht den Römern; unsere Religion den Juden usw. usw. Eine vollständige Aufzählung aller Entlehnungen und Akkulturationen würde Bände füllen, und Peschel konnte mit Recht sagen: „Was wir unter Zivilisation, Kultur, Gesittung verstehen, ist nichts anderes als eine Summe heller Gedanken, größtenteils von uns ererbt und asiatischen oder ägyptischen Ursprungs. (Völkerkunde, 6. Aufl. S. 550.)

* * *

Die Tatsachen entsprechen also, wie dieser aufs äußerste verkürzte Überblick über die Phaseologie der Gruppenberührungen zeigen dürfte, vollständig der Theorie. Jede neue wirtschaftliche Phase wurde hervorgerufen durch eine neue Beeinflussung von außen. Der Kulturfortschritt kommt zustande durch Gruppenberührung, mögen die Wechselwirkungen zwischen den Gruppen nun in Raub, Verdrängung, Unterjochung, Einverleibung und Ausbeutung bestehen, oder in friedlichem Zusammenschluß, in Handelsverbindungen, oder mögen sie rein geistiger Art sein und zustande kommen durch das bloße Bekanntwerden mit fremden Völkern, ja sogar mit Völkern, die schon ausgestorben oder untergegangen sind.

Und damit kommen wir nun wieder auf eine Idee zurück, deren schon früher erwähnt worden ist. Nicht in der Stärke und Herrlichkeit des Einzelmenschen, so sagten wir dort, liegt die Stärke der menschlichen Rasse, sondern in der Verbindungsfähigkeit der einzelnen zu Gruppen, in der Vergesellschaftung zu höheren Organisationen. Und ebenso ist die Ursache des Fortschritts und mithin der gesamten Kultur nicht in den Eigenschaften des Einzelmenschen zu suchen, sondern in der Vergesellschaftung

der Menschengruppen. Wie der Mensch erst durch die Verbindung vieler existenz- und machtfähig wird, so kann die schöpferische Kraft, die nötig ist, um Fortschritt an Fortschritt zu reihen, erst erlangt werden durch die Verbindung der einzelnen Menschengruppen zu Organisationen noch höherer Art.

* * *

Der Fortschritt kommt also zustande durch Gruppenverbindung und Völkervergesellschaftung, und verbreitet wird er abermals durch Gruppenberührung, nämlich durch die Auslese im Kampf ums Dasein. Denn Kultur ist Kraft, und jede neue Kulturerrungenschaft ist ein neuer Machtzuwachs. Eine fortgeschrittenere Organisation schlägt die rückständigen aus dem Feld, oder reibt sie auf oder verleibt sie ihrem Gesellschaftskörper ein. Derselbe Kampf, durch den die Kulturvölker in den letzten paar Jahrhunderten die Naturvölker zurückgedrängt oder vernichtet oder unterworfen haben, hat überall und zu allen Zeiten unter den Menschengruppen gewütet; als Sieger blieben immer die fortgeschritteneren Organisationen übrig, und so wurde der Fortschritt allgemein und immer allgemeiner.

* * *

Danach können wir die dargelegte Fortschrittstheorie kurz so formulieren: Die Grundbedingungen des Kulturfortschrittes liegen allerdings in den physischen und psychischen Eigenschaften des Menschen, in seinen sozialen Instinkten, in seiner Sprache, seinem Intellekt, Spieltrieb usw.; aber die treibende Kraft des Fortschritts ist weder im Individuum, noch in den einzelnen Gruppen zu finden, sondern in der Gruppenberührung und Gruppenverbindung. Die Auslese durch den Gruppenkampf sorgt dann dafür, daß der Fortschritt sich verbreitet und allgemein wird.

V.

Überblick über die Kulturstufen.

I. Kapitel.

Die Kulturstufen.

„Soll die Soziologie etwas andres sein als ein unklares Durcheinander von Untersuchungen, die bereits hinlänglich in andern Wissenschaften geführt werden, so muß sie sich zu der konkreten historischen Gesellschaft in derselben abstrakten Weise verhalten, wie — unter Vorbehalt aller sonstigen Verschiedenheiten — die Geometrie sich zu den sinnlich gegebenen Raumgestaltungen verhält."
Georg Simmel.

1. Wenn man sich im Wald einem Ameisenhaufen langsam nähert, bemerkt man mit Erstaunen, daß das Auftauchen eines so riesigen Geschöpfes die arbeitsamen Tierchen in keinerlei Erregung versetzt, daß sie in ihrer insektenhaft emsigen Tätigkeit ruhig fortfahren und das Ereignis gar nicht zu bemerken scheinen. — Und doch verhält sich der Mensch ganz ähnlich. Von der rasenden Fahrt des Erdballs um die Sonne haben wir keinerlei Empfindung, und es hat einer langen Entwicklung des „Sozialintellekts" (oder der Menschheitsvernunft) bedurft, um die Erdbewegung zu entdecken, deren Existenz dem winzigen „Individualintellekt" (vgl. S. 30) für immer verschlossen geblieben wäre. Denn das Kleine hat für das Große, Übergroße keinen Blick, keinen Sinn. Wie viele noch größere Bewegungen mag es im Weltall geben, von denen der Mensch ebensowenig eine Ahnung hat, wie die Ameise von dem flutenden Leben und Treiben, das sich um sie herum auf dem Erdball abspielt. — Aber auch solche Bewegungen, an denen der Mensch nicht nur unmittelbar teilnimmt, sondern die er sogar selbst ins Leben ruft, die er *macht*, kommen ihm nicht zum Bewußtsein, wenn sie von übergroßer Natur sind. Ungezählte Jahrtausende mußten vergehen, bevor er erkannte, daß eine Kulturentwicklung, eine stets fortschreitende Veränderung der Menschheit nach bestimmter Richtung existiert, und daß diese Entwicklung nichts anderes ist, wie die „überorganische" Fortsetzung einer noch älteren und noch größeren Bewegung, der organischen Entwicklung, die das Leben von den

einfachsten zu immer höhern Formen in unendlichen Zeiträumen hinaufgeführt hat und noch immer weiterführt. Und auch heute noch hat die übergroße Menge der Menschen, deren Leben aufgeht in den Sorgen für die Selbsterhaltung und die Fortpflanzung, von der Kulturbewegung keine Ahnung; und auch bei denjenigen Gebildeten, die mit der soziologischen Wissenschaft nicht in Berührung gekommen sind, ist diese Erkenntnis keineswegs allgemein durchgedrungen. Viele von ihnen berufen sich auf die Geschichte, sie weisen auf alle jene Völker hin, die, wie die Ägypter, die Assyrer, Babylonier, Griechen, Römer usw. nach kürzerer oder längerer Blütezeit in Verfall gerieten und von der Weltbühne verschwunden sind, und sagen: Die Geschichte zeigt, daß alle Völker, wie die einzelnen Menschen auch, eine Zeit der Kindheit, der Reife und des Greisenalters durchmachen, dann verfallen und in einem ewigen Kreislauf wieder in das Nichts zurückkehren, von wo sie gekommen sind. So viel Fortschritt, so viel Rückschritt; so viel Zunahme, so viel Abnahme; so viel Wachstum, so viel Verfall. — Dieser Einwand beruht auf einer Verwechslung der Begriffe. Nicht um die Entwicklung der einzelnen Völker handelt es sich, sondern um die Entwicklung der Kultur. Während die Völker zu Tausenden auf der Erde hervorsprießen und hinwelken, wandelt die Kultur ruhig ihre Bahn weiter. Denn der Ausspruch des Hippokrates „vita brevis, ars longa“ gilt nicht nur von den Individuen, sondern auch von den Völkern. Ja sogar, bei Licht betrachtet, ist der Völkertod geradezu ein Mittel des Kulturfortschrittes. Wenn die Kultur vorwärts kommen soll, muß sie über die Leichen all der Völker den Fuß setzen, die ihrem Weiterschreiten im Wege stehen. In der Tat sind jene viel zitierten Völker des Altertums, die untergegangen sind, nicht etwa von selbst ausgestorben — dafür gibt es wohl kein einziges Beispiel — sondern sie sind gewaltsam vernichtet oder umgewandelt worden von andern Völkern, die entweder kultivierter oder aber kulturfähiger waren, als die der Stagnation verfallenen Besiegten. Die Sieger waren nichts anderes als die Auserlesenen, die geeignet und berufen waren, die Kultur weiterfortzuführen, und sie konnten diese Mission um so leichter erfüllen, als die Kulturerrungenschaften der Besiegten keineswegs verloren gingen, sondern auf die neuen Fortschrittsträger über-

mittelt wurden. — Der auf den Völkertod sich berufende Einwand ist also falsch, und er muß es sein. Denn die Existenz einer fortschreitenden Veränderung des menschlichen Lebens durch die Kultur ist eine augenfällige und jetzt eigentlich schon alte Wahrheit, deren Entdeckung man als die erste und bedeutungsvollste Errungenschaft der Soziologie betrachten muß.

2. Wenn es nun aber keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß eine fortschreitende Kulturentwicklung tatsächlich existiert, so ist damit aber noch nicht gesagt, daß sich auch ein allgemein gültiges System der Kulturstufen aufstellen läßt; vielmehr müssen wir zuvor über folgende Fragen ins klare kommen:

Ist der Entwicklungsgang auf der ganzen Erde ein so einheitlicher gewesen, daß er in dem feststehenden Schema eines Stufensystems zum Ausdruck gebracht werden kann? Haben die einzelnen Völker der Erde, die doch unter den mannigfaltigsten Naturbedingungen leben und den verschiedensten Rassen angehören, nicht verschiedene Entwicklungsbahnen durchlaufen? — In der Tat kann man behaupten, daß jedes Volk seine eigene Entwicklungsgeschichte hat, die sich mit der keines andern Volkes wohl genau decken wird. Wie weit die Wege auseinandergehen können, hat uns besonders die Epoche der Barbarei gezeigt, in der sich die wirtschaftliche Kultur in zwei Ströme spaltete; die alte und die neue Welt teilten sich in Viehzucht und Ackerbau (S. 69), wie einst Kain und Abel, nur daß später nicht der Ackermann den Hirten, sondern der Hirt den Ackermann ums Leben bringen sollte. — Auch andere Beispiele von Abweichungen von einem allgemeinen Entwicklungsverlauf haben wir schon genug kennen gelernt; erinnert sei nur an die Differentiation der Männer bei den Fischerstämmen im nordwestlichen Nordamerika (S. 51), an die Entstehung der freien Gewerbe bei den Afrikanern (S. 152), an den kommunistischen Großhaushalt des Inkareichs (S. 206) usw. Schon aus diesen Beispielen, die beliebig vermehrt werden könnten, erhellt, daß die Kulturentwicklung nicht bloß in einer einzigen Linie in die Höhe strebt, wie etwa der kerzengerade Stamm einer Tanne, sondern daß sie weit eher dem Wachstum eines Laubbaumes zu vergleichen ist, der sich schon weit unten in Äste und Zweige zu teilen beginnt.

Aber neben den Verschiedenheiten weist der Kulturprozeß

bei allen Völkern so viele gemeinsame Merkmale auf, daß sich sehr wohl ein allgemeines Stufensystem aufstellen läßt, sobald man nämlich von den lokalen Einzelheiten absieht und den Vorgang in seinen großen wesentlichen Zügen erfaßt. Wohl leben die Völker unter den mannigfaltigsten Naturbedingungen, wohl gehören sie den verschiedenartigsten Rassen an. Aber das Milieu übt auf den Kulturprozeß — im großen ganzen — hauptsächlich eine beschleunigende oder verlangsamende Wirkung aus, es beeinflußt das Tempo der Entwicklung viel mehr als ihre Art, der es nur eine lokale Färbung verleiht. So z. B. kamen die Germanen infolge ihres abgeschiedenen und nördlichen Wohnsitzes später zur Entwicklung, als die Griechen und Römer, aber die wirtschaftlichen Phasen, die sie dann durchliefen, waren im wesentlichen und wenn man von Einzelheiten absieht, dieselben, die vorher die Griechen und Römer zurückgelegt hatten. — Und die Verschiedenartigkeit der Rasse bringt bei weitem keine so großen Verschiedenheiten hervor, wie die Verschiedenheit der Kulturstufen. So z. B. weist die Kultur der Jäger überall dieselben Züge auf, obgleich die einzelnen Jägervölker — wie die Australier, Eskimo, Buschmänner, die Menschen der Eiszeit usw. — den allerverschiedensten Rassen angehören; und unsere heutige Kultur unterscheidet sich von der der alten Germanen in viel höherm Grade, als diese von der Kultur der Polynesier, und sie hat weit mehr Ähnlichkeit mit der Kultur der modernen Japaner, als mit der unserer Urvorfahren. — Ferner, auch dann, wenn die Entwicklung sich in Äste und Zweige teilt, kann sie noch unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten aufgefaßt werden. Die auf der Viehzucht beruhende Wirtschaft der Alten Welt war gewiß von der Ackerbauwirtschaft der Neuen Welt sehr verschieden, und doch kann man Hirten und Ackerbauer auf einer Kulturstufe nebeneinander vereinigen, wenn man sie als künstliche Nahrungsproduzenten gegenüber den Jägern, die nur über natürliche Nahrungsquellen verfügen, zusammenfaßt.

Wenn wir also stets das den Erscheinungen Gemeinsame durch Abstraktion zu erfassen suchen, wenn wir bei einer Spaltung der Entwicklung die Höhe der verschiedenen Äste zum Maß nehmen und überall das Universalhistorische vom bloß Lokalen scheiden, so können wir, ohne einen Fehler zu begehen,

die Kulturentwicklung aller Völker in einem einzigen Stufensystem zum Ausdruck bringen, gerade wie man, um auf das Schillersche Gleichnis zurück zu kommen, die Menschen trotz aller individuellen Verschiedenheiten in Kinder, Erwachsene und Greise, also in Altersstufen einteilen kann. Denn überall auf der Erde ist die Kultur im allgemeinen vom Kleinen zum Großen, vom Natürlichen zum Künstlichen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Gleichartigen zum Differenzierten, vom Konkreten zum Abstrakten — von niedern zu höhern Formen fortgeschritten.

Ein allgemeines System der Kulturstufen ist aber nicht nur möglich, sondern es ist geradezu eine wissenschaftliche Notwendigkeit. Denn solange wir uns nicht ein Bild machen können von den großen Linien, die die Entwicklung durchlaufen hat, steht die Soziologie ihrem Stoff ratlos gegenüber und kann ebensowenig zur Theorie aufsteigen, wie dies z. B. der Biologie möglich gewesen wäre, wenn sie, statt mit einem wohlgeordneten System der Pflanzen und Tiere arbeiten zu können, einem unentwirrbaren Durcheinander der verschiedenartigsten nach Myriaden zählenden Lebewesen gegenübergestanden hätte. Erst wenn wir uns über die großen universalhistorischen Züge der Kulturentwicklung klar geworden sind, erst dann wird neben der Phasenlehre eine andere soziologische Disziplin gerade die lokalen Verschiedenheiten zum Gegenstand ihres Studiums machen und durch die komparative Methode zu Ergebnissen gelangen, denen ebenfalls ein hervorragender wissenschaftlicher Wert zukommen wird.

3. Wenn die Entwicklung genügend einheitliche Züge aufweist, um in einem allgemeinen Stufensystem ihren Ausdruck finden zu können, so wird nun eine weitere Frage sein: womit soll sie gemessen werden?

Als Maßstab der Höhe der Kultur kann eigentlich jede soziologische Funktion, jede Kulturerscheinung genommen werden: z. B. die Kunst, die Wissenschaft, die Sitte, die Wirtschaft, die staatliche Organisation, die Freiheit des Individuums, die Philosophie, die soziale Stellung der Frauen usw. bis hinab zum Verbrauch an Seife u. dgl. Und es wäre sogar einerlei, welchen Maßstab man wählen würde, wenn alle Kulturerscheinungen ge-

nau parallel und in vollkommener Proportionalität miteinander sich entwickeln würden. Das ist aber nicht der Fall: die Kunst z. B. stand bei den Alten in höherer Blüte, als in unserer spätkapitalistischen Phase, die Frau nahm bei den Hellenen eine niedrigere Stellung ein, als bei den indianischen Huronen, die Sittlichkeit war im römischen Kaiserreich mangelhafter, als in den Horden der Jägervölker usw. Je nach Milieu und geschichtlichem Schicksal macht eben das eine Volk nach dieser, ein anderes nach jener Richtung schnellere Fortschritte, und oft kann es vorkommen, daß der Fortschritt auf einem Gebiet vorübergehende Verkümmerungen und Rückschritte auf andern Gebieten mit sich bringt. — Wir müssen also als Maßstab der Kulturhöhe eine soziologische Funktion herauswählen, die für den Fortschritt von ganz hervorragender Bedeutung und für den Kulturzustand eines Volkes ganz besonders charakteristisch ist. Als solche Funktionen kommen vor allen andern in Betracht: die Wirtschaft, die staatliche Organisation und das geistige Leben, das in Wissenschaft, Kunst und Sitten zum Ausdruck kommt, und alle drei sind in der Tat zum Einteilungsprinzip von Kulturstufensystemen gemacht worden.*)

Einen vollkommenen Maßstab der gesamten Kultur kann für sich allein natürlich keine dieser soziologischen Funktionen abgeben, aber am meisten dafür geeignet ist die Wirtschaft. Denn von allen soziologischen Funktionen ist die Wirtschaft die fundamentalste und notwendigste. Wenn auch die Behauptung, daß aller Fortschritt von der Wirtschaft ausgehe, gewiß über das Ziel hinausschießt — der Fortschritt kriecht ja auf tausend Füßen, und jede neue Errungenschaft auf einem Kulturgebiet zieht Fortschritte auf andern nach sich — so hängt aber doch die gesamte Kultur vor allem von den wirtschaftlichen Gütern ab, die produziert werden, und jedes Volk kann sich, wie man ganz richtig gesagt hat, nur die Kunst, die Wissenschaft, die Gesittung, die soziale Organisation „leisten, die ihm seine materiellen Mittel erlauben". Von welch einschneidender Bedeutung die Wirtschaft

*) Vgl. Vierkant, Naturvölker und Kulturvölker. 1896. Die Kulturformen und ihre natürliche Verbreitung. 1897. Breysig, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. 1905. Diese Stufensysteme werden im III. und IV. Teil „Phaseologie der sozialen Organisation" und „Phaseologie des Sozial-Intellekts" noch genauer zu betrachten sein.

für den Gesamtcharakter der Kultur ist, wie innig sie mit dem allgemeinen Kulturfortschritt in Verbindung steht, geht auch schon daraus hervor, daß erfahrungsgemäß die großen Epochen der Kultur stets unmittelbar verursacht waren durch bahnbrechende Neuerungen auf wirtschaftlichem Gebiet, mochten diese nun in einer Erweiterung der Nahrungsquellen, in technischen Erfindungen oder in neuen Formen der Arbeitsorganisation bestanden haben. — Außerdem hat aber die ökonomische Funktion als Kulturmaßstab noch einen andern Vorzug: sie läßt sich überall ohne Schwierigkeit und mit zweifelloser Klarheit feststellen, so daß sie schon aus diesem allerdings mehr äußerlichen Grund zu einer Einteilung und Klassifikation der Völker nach Kulturstufen ganz besonders geeignet ist.

In der Tat hat auch die Kulturwissenschaft, lange bevor es eine Soziologie im modernen Sinne gab, die Bedeutung der Wirtschaft für die Klassifikation zu allen Zeiten erkannt. Schon die Alten teilten die Völker der Erde ein in Jäger, Fischer, Hirten und Ackerbauer, wobei sie also die Nahrungsproduktion zum Maßstab nahmen. Dann kamen die Prähistoriker, die hauptsächlich das Werkzeug, die Technik zur Klassifikation benützten und die Kulturstufen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit aufstellten. Und schließlich folgten die Nationalökonomen, die der Sache eine neue Seite abgewannen, die „Organisation der Arbeit" als Einteilungsprinzip verwerteten und die Höhe der Entwicklung durch den Grad der Arbeitsvergesellschaftung zu messen lehrten. Und damit kommen wir zu einer

5. und letzten Frage: Da die ökonomische Funktion wieder aus verschiedenen Unterfunktionen zusammengesetzt ist, welche von diesen Unterfunktionen soll als Maßstab der Kultur genommen werden?

Diese Frage wird sich am besten beantworten lassen, wenn wir zunächst die Entwicklungsstadien der *Nahrungsproduktion*, der *Technik* und der *Arbeitsorganisation*, also die Entwicklung der wichtigsten Erscheinungen des gesamten wirtschaftlichen Lebens — dem wir in vorhergehenden Abhandlungen*) eine eingehende Untersuchung gewidmet haben — in einer einheitlichen Übersicht zusammenstellen

*) Vgl. Entwicklungsgeschichte der Nahrung, des Werkzeugs, der Kleidung und der Wohnung. — Entwicklungsgeschichte der Arbeit.

Überblick über die Entwicklung der gesamten Wirtschaft.

	Kulturstufen	Unterstufen	Repräsentanten	Nahrungsproduktion	Technik	Organisation der Arbeit: Form (u. Größe) der A. O.	Organisation der Arbeit: Differentiation	Organisation der Arbeit: Integration
A. Naturvölker.	I. **Wildheit**	a) Unterstufe: **Urzeit**	Ausgestorben und noch unbekannt.	**Natürl. Nahrungsquellen:** Sammeln wildwachsender Pflanzen, Jagd- und Fischfang	Urwerkzeug aus Holz u. Stein bis zur Entdeckung des Feuers	*1. Frühsippschaftliche Phase* (Geschlossene Sippenwirtschaft).	(Fehlt)	
		b) Mittelstufe: **Niedere Jäger**	Australier, Buschmänner, Feuerländer, Eskimo usw. Diluvialmenschen	„ „	**Ältere Steinzeit**	*2. Hochsippschaftliche Phase* (Erweiterte Sippenwirtschaft)	**Geschlechtliche Differentiation**	**Natural-wirtschaft**
		c) Oberstufe: **Höhere Jäger**	Nordamerikanische Jägerstämme	„ „	„ „	„ „	„ „	
	II. **Barbarei**	a) Unterstufe: **Hirten und Niedere Ackerbauer**	Hirtennomaden Asiens und Afrikas. Indianische Ackerbauer, Papuas, Malaien usw.	**Künstl. Nahrungsquellen** durch Ackerbau u. Viehzucht (Hackbau)	**Jüngere Steinzeit** (Töpferei, Weberei)	„ „	„ „	
		b) Oberstufe: **Höhere Ackerbauer** (Übergang zur Zivilisation. Halbstaatliche Völker)	Ozeanische u. afrikanische Ackerbauer. Homerische Griechen, Römer unter den Königen, Germanen bis ins frühe Mittelalter	„ „	Übergang zur	*3. Frühgewerbliche Phase* (Fronhofwirtschaft, Dorfwirtschaft)	Beginnende Differentiation der Männer	(Naturalgeld-wirtschaft)
B. Kulturvölker.	III. **Zivilisation**	a) Unterstufe: **Niedere Zivilisierte**	Altamerikan. Kulturvölker. Assyro-Babylonier, Ägypter, Chinesen usw. Griechen bis Solon, Römer bis zu den punischen Kriegen. Romanisch-germanische Völker im Mittelalter	{ Gartenbau } { Pflugbau }	**Metallzeit** Kupfer, Bronze, Eisen.	*4. Hochgewerbliche Phase* (Stadtwirtschaft)	**Differentiation der Männer**	**Geld-wirtschaft**
		b) Mittelstufe: **Mittlere Zivilisierte**	Griechen von Solon ab, Römer nach den punischen Kriegen, rom.-germ. Völker bis zum 18. Jahrhundert	„ „	„ „	*5. Frühkapitalistische Phase* (Beginnende Volkswirtschaft)	„ „	
		c) Oberstufe: **Höhere Zivilisierte**	Romanisch-german. Völker seit dem 18. und 19. Jahrhundert	(Handelsbau)	Beginnende **Maschinenzeit**	*6. Hochkapitalistische Phase* (Volkswirtschaft)	Beginnende **Differentiation der Frauen**	**Kredit-wirtschaft**
	IV. Anbrechende Epoche (Sozialisation?)	a) Unterstufe: **Niedere Sozialisierte**	Dieselben seit den letzten Jahrzehnten			*7. Spätkapitalistische Phase* (Beginnende Weltwirtschaft)		
		b) Mittelstufe:						
		c) Oberstufe:						

Wie aus dieser Übersicht hervorgeht, zeigen die drei Funktionen eine hinreichend parallele Entwicklung, um zu einer Charakterisierung der Kulturstufen sich vereinigen zu lassen. Dabei wird auf den untern Stufen, wo das Leben beinahe ganz in der Herbeischaffung der Subsistenzmittel aufgeht, die Nahrungsproduktion selbstverständlich eine größere Rolle spielen, als die beiden andern Funktionen; während auf den obern Stufen, wo höhere Kulturgüter erzeugt werden, die Organisation der Arbeit für die Charakterisierung der Stufen mehr in den Vordergrund treten muß. Dieses Verhältnis findet man schon ganz richtig zum Ausdruck gebracht in einigen Kulturstufensystemen, die anzuführen nicht unterlassen werden soll. So in der Einteilung von Schöneberg, der folgende Stufen aufstellte: (Handb. d. polit. Ökon. III. Aufl. Bd. I. S. 29).

1. das Jägervolk, 2. das Fischervolk,	(Wildheit)
3. das Hirten- oder Nomadenvolk, 4. das seßhafte, reine Ackerbauvolk,	(Barbarei)
5. das Gewerbe- oder Handelsvolk, 6. das Industrievolk	(Zivilisation)

Dann ganz ähnlich bei List (Das nationale System, Ges. Schr. Bd. III, 14), der fünf Perioden annimmt, nämlich

1. Periode des Jägerlebens,	(Wildheit)
2. Periode des Hirtenlebens, 3. Periode des Ackerbaus,	(Barbarei)
4. Agrikultur-Manufaktur-Periode, 5. Agrikultur-Manufaktur-Handels-Periode,	(Zivilisation).

Und ebenso in dem System von Bos (a. a. O.), der für die verschiedenen wirtschaftlichen Tätigkeiten, die auf den einzelnen Kulturstufen von besonderer Bedeutung sind, folgende neue Bezeichnungen erdacht hat:

1. Kollektionsindustrie, (Wildheit)

(Das Sammeln von Pflanzen, Tieren und Mineralien, Jagd und Fischfang)

2. Produktionsindustrie, (Barberei)
(Ackerbau und Viehzucht)

3. Transformationsindustrie, (Handwerk, Fabrikbetrieb usw.)
4. Lokomotionsindustrie, (Handel). } (Zivilisation).

Die Bezeichnungen in diesen letzteren Systemen sind zwar gewiß treffend, aber gemacht und schwerfällig, auch sind sie bis jetzt nicht in Gebrauch gekommen und eigentlich überflüssig. Wir ziehen daher die älteren Ausdrücke: Wildheit, Barbarei und Zivilisation vor, erstens weil sie von einer großen Anzahl von Soziologen angenommen worden und eingebürgert sind, und zweitens weil ihre größere Allgemeinheit erlaubt, darunter eine beliebige Anzahl von Funktionen zu vereinigen. Das Verächtliche, das in den Worten Wildheit und Barbarei liegt, braucht uns nicht zu stören. Es ist in der Kulturentwicklung begründet, daß immer die höhere Stufe auf die niedere mit einer gewissen Geringschätzung herabsieht; in einigen Jahrhunderten wird das Wort Zivilisation (Proletariertum — Pauperismus — Ausbeutung — Frauenunmündigkeit usw. usw.) vermutlich einen ähnlichen Beigeschmack erhalten haben. — Wenn wir also die drei Funktionen der Nahrungsproduktion, der Technik und der Arbeitsorganisation vereint zum Maßstab der Kultur nehmen, so können wir die Kulturstufen nun folgendermaßen charakterisieren:

I. Die Wildheit

umfaßt die ungeheuren Zeiträume von den ersten Anfängen der Kultur bis zur Erfindung des Ackerbaus und der Viehzucht. Der Mensch ernährt sich auf dieser Stufe durch das Sammeln wildwachsender Pflanzen, durch Jagd und Fischfang. Werkzeug und Waffen stellt er her aus Stoffen — hauptsächlich aus Holz und Stein —, die er ebenfalls unmittelbar der Natur entnimmt und in primitiver Weise zurichtet. — Die wichtigste Form der Arbeitsorganisation ist die kooperative Sippen- oder Hordengenossenschaft, die einzige Form der Arbeitsteilung die geschlechtliche.

a) Die Unterstufe der Wildheit, die Urzeit, ist die Kindheit des Menschengeschlechts. Sie begann wahrscheinlich mit dem Abstieg des Vormenschen vom Baum zum Boden, bildete die artikulierte Sprache aus, erfand das Urwerkzeug aus Holz und Stein, kannte wohl weder Arbeit noch Arbeitsteilung, sondern nur die Hordenorganisation und endete mit der Entdeckung der Feuerentflammung. Dieses „Urstadium der Kultur" hat aller Wahrscheinlichkeit nach an Dauer und jedenfalls an Wichtigkeit und Bedeutung alle andern zusammengenommen übertroffen. Schon aus diesem Grunde und auch weil ihre Repräsentanten ausgestorben und bis jetzt unbekannt sind, sollte die Urzeit, wie es leider oft geschieht, nicht mit den beiden höhern Stufen der Wildheit verwechselt und zusammengeworfen, sondern eher als eine Vorstufe allen spätern Kulturstufen vorausgestellt werden.

b) Die Mittelstufe umfaßt die soziologisch hochinteressante Gruppe der „Niedern Jäger" (Australier, Feuerländer, Eskimo, Buschmänner usw.), die, in die abgelegensten äußersten Winkel der bewohnbaren Erdoberfläche gedrängt, auf der untersten uns bekannten Kulturstufe stehen geblieben, jetzt übrigens in raschem Aussterben begriffen sind. Diese, in kleinen schweifenden Horden lebenden „Randmenschen" sind Omnivoren, d. h. sie verzehren alles, was Pflanzen- und Tierreich an Eßbarem darbietet; ihre Werkzeuge und Waffen entsprechen vollkommen denen des Diluvialmenschen, des Menschen der ältern Steinzeit, und bei allen Gliedern der Gruppe existiert bereits die geschlechtliche Arbeitsteilung.

c) Die Oberstufe, die Stufe der Höhern Jäger, die hauptsächlich durch die indianischen Jägervölker repräsentiert wird, ist von der Mittelstufe durch eine scharfe Grenzlinie nicht zu trennen. Die Kultur der Höhern Jäger ist derjenigen der Niedern Jäger nur dem Grade nach überlegen, und diese Überlegenheit verdanken jene den günstigern Wohnsitzen, die sie inne haben. Man hat allerdings die Erfindung von Bogen und Pfeil als scheidendes Merkmal zwischen beiden Stufen aufstellen wollen. Nun ist der Schießbogen zwar gewiß später erfunden worden, als der Speer, da aber auch von den Niedern Jägervölkern schon die meisten im Besitz dieser Waffe sind, und diese Gruppe so viele gemeinsame Züge aufweist, daß man sie wohl nicht gern

spalten wird, dürfte es richtiger sein, dieses Merkmal fallen zu lassen.*)

II. Die Barbarei

beginnt mit der Erschließung künstlicher Nahrungsquellen, mit der Erfindung von Ackerbau und Viehzucht. — In technischer Beziehung entspricht diese Stufe der „jüngern Steinzeit": Werkzeuge und Waffen werden nun mit größerer Sorgfalt hergestellt, der Stein geschliffen und z. T. durchbohrt. Außerdem wird die Weberei und die Töpferei erfunden. — Nach der Arbeitsorganisation läßt sich die Barbarei in zwei Unterklassen einteilen:

a) eine Unterstufe, die die Hirten und Niedern Ackerbauer in sich begreift, und auf der, wie in der vorhergehenden Epoche, nur die geschlechtliche Arbeitsteilung vorhanden ist, und

b) eine Oberstufe, wo die Differentiation der Männer, in Form der Dorfwirtschaft und der Fronhofwirtschaft ihre ersten schwachen Anfänge nimmt und so den Übergang zur Zivilisation vorbereitet (Höhere Ackerbauer oder halbstaatliche Völker).**)

III. Die Zivilisation

ist, wirtschaftlich, vor allem: Differentiation der Männer. Erst die gewerbliche Arbeitsteilung, deren wichtigste Vorbedingung der Ackerbau ist, ermöglicht die Herstellung jener höhern Güter,

*) Die S. 51 erwähnten Fischer nehmen auf der Oberstufe der Wildheit eine Ausnahmestellung ein; sie bilden eine Gruppe für sich, der keine allgemeine sondern eine nur lokale Bedeutung zukommt. Sie sollten deshalb von den „Höhern Jägern" scharf getrennt werden; denn sie sind ansässig und weisen viel mehr gemeinsame Züge mit den Ackerbauern auf, als mit den Jägervölkern.

**) Einige Soziologen verstehen unter Niedern Ackerbauern alle ackerbautreibenden Naturvölker, unter Höhern Ackerbauern die Zivilisierten. Dann müßte man entweder alle ackerbauenden Naturvölker, die doch auf so verschiedenen Entwicklungsstufen stehen, zusammenwerfen, und ebenso die Zivilisierten; oder man müßte von Niedern Niedern, Höhern Niedern, von Niedern Höhern, Mittlern Höhern usw. Ackerbauern reden. Es ist daher zweckmäßiger, die ackerbauenden Naturvölker in Niedere (ohne Differentiation) und in Höhere (mit Differentiation) einzuteilen, und die zivilisierten nicht Höhere Ackerbauer, sondern, wie es ja auch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch fast allgemein geschieht, einfach Zivilisierte zu nennen.

deren Besitz für die „Kulturvölker“ im Gegensatz zu den „Naturvölkern“ charakteristisch ist. Im engsten Zusammenhang mit der Differentiation der Männer steht die Entstehung des Staates, der Stadt, die Erfindung der Schrift, das Erblühen der Wissenschaft und Kunst usw. — Technisch ist Zivilisation: „Metallzeit“. Allerdings gibt es auch auf der Oberstufe der Barbarei eine Reihe von Völkern, die Metalle zu verwerten wissen; aber diese Kunst ist wohl von Zivilisierten auf sie übertragen worden, und ihre Kultur ist durch diese Akkulturation keine metallzeitliche geworden. — Auf dem Gebiet der Nahrungsmittelproduktion hat die Zivilisation keine neuen epochemachenden Erfindungen gemacht, wohl aber die alten Methoden zu höhern Formen: Gartenbau, Pflugbau usw. ausgebildet. — Nach dem Grad der Arbeitsvergesellschaftung lassen sich die zivilisierten Völker in folgende Unterklassen einteilen:

a) Niedere Zivilisierte, die, wie heute noch z. B. die Chinesen, über die bloß gewerbliche Organisation nicht hinausgekommen sind,

b) Mittlere Zivilisierte, die zu den ersten Anfängen der kapitalistischen Organisation aufgestiegen sind, und

c) Höhere Zivilisierte, die eine entwickelte kapitalistische Organisation besitzen. Auf der Oberstufe der Zivilisation beginnt die „Maschinenzeit“ und die Differentiation der Frauen.

IV. Jetzt anbrechende Epoche: Sozialisation(?).

Die Zivilisation ist selbstverständlich nicht der Endpunkt des Kulturprozesses, an dem nun, wie ein naiver, aber viel verbreiteter Irrtum meint, plötzlich ein Stillstand oder Rückgang eintreten wird; im Gegenteil, das Zeitmaß der Entwicklung wird immer beschleunigter. Da uns aber von der neu anbrechenden Epoche erst die erste Phase, die Spätkapitalistische vorliegt, so können wir auch diese noch nicht bestimmt deuten. Wahrscheinlich wird die neue Stufe ihren wahren Charakter erst dann entfalten, wenn die Differentiation der Frauen einen gewissen Grad erreicht haben wird, gerade wie die entschwindende Epoche ihre wesentlichen Eigenschaften erst zeigte, nachdem die Differentiation der Männer schon weit fortgeschritten war. Jedenfalls aber wird die Ver-

gesellschaftung oder Sozialisation der Arbeit zu noch höheren Formen aufsteigen, von deren Ausgestaltung wir uns vielleicht ebensowenig eine Vorstellung machen können, wie der Mensch auf der Oberstufe der Barbarei von dem, was die Zivilisation bringen sollte.

* * *

Wollte man jede der vier Kulturstufen, in noch gedrängterer Kürze, durch ein einziges Schlagwort charakterisieren, so könnte man folgende Formulierung aufstellen:

I. Wildheit: Natürliche Nahrungsquellen,
II. Barbarei: Künstliche Nahrungsquellen,
III. Zivilisation: Differentiation der Männer,
IV. Sozialisation: Differentiation der Frauen(?).

II. Kapitel.

Über die Dauer der Kulturperioden.

Je weniger der menschliche Verstand ausgebildet ist, auf je tieferer Entwicklungsstufe er steht, um so enger sind die Begriffe über die Größe der „Welt", über den Raum, den sie einnimmt, über die Dauer ihres Bestehens. Noch vor gar nicht so langer Zeit, noch vor wenigen Jahrhunderten war die Ansicht allgemein verbreitet, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt sei, um den sich das Kristallgewölbe des Himmels mit den glänzenden Sternen, um den sich also das ganze Weltall herumdrehe; und auf noch tieferer Kulturstufe glauben Naturvölker, daß die Gestirne keineswegs in unermeßlich weiter Entfernung schweben, sondern von Menschen unter Umständen ganz gut erreicht werden können. Fragten doch z. B. die Tahitier, als sie sich von den weiten Seereisen der Europäer eine Vorstellung zu machen begannen, einst den Engländer Bligh allen Ernstes, ob er bei seiner Fahrt nicht auch an Sonne und Mond gekommen wäre, und ähnliche Gedanken des primitiven Verstandes werden wir später noch viele kennen lernen (vgl. Die Geschichte des menschlichen Verstandes).

Bessere Einsicht hat unterdessen bekanntlich gelehrt, daß sogar schon der kleine Teil der Welt, der uns sichtbar ist, eine ungeheure, alle Fassungskraft übersteigende Ausdehnung besitzt; daß z. B. das Licht (das doch 48 000 Meilen in der Sekunde zurücklegt) 6000 Jahre braucht, um von der Milchstraße zu uns zu gelangen, so daß also, wenn diese plötzlich erlöschte, wir sie trotzdem noch sechs Jahrtausende am Himmel weiterleuchten sehen würden. In diesem gewaltigen Gebäude verschwindet die Erde zu einem kleinen Stäubchen. Und auch dieser unsern Sinnen zugängliche mit Myriaden von Gestirnen, mit entstehenden und vergehenden Sonnensystemen erfüllte Raum ist nur wieder ein winziges mikroskopisches Fleckchen, ein Nichts im Vergleich zu der unendlichen Größe des Weltalls.

(Alter der Erde.)

Den unendlichen Räumen entsprechen unendliche Zeiten.

Aber während über die Größe der Welt richtige Ansichten ziemlich allgemein jetzt verbreitet sind, ist man noch vielfach bezüglich der *zeitlichen* Verhältnisse, besonders über die Fragen: wie alt ist die Erde? wie alt das Menschengeschlecht, die Kultur? in rückständigen Meinungen befangen geblieben. Die Ursache dieses Mißverhältnisses läßt sich begreifen. Denn der unvergängliche Raum ist der mathematischen Berechnung viel leichter zu unterwerfen, als die flüchtige Zeit, die wir nur durch verwickelte Schlußverfahren und indirekte Anhaltspunkte annähernd abschätzen können.

Die Ansichten über das Alter der Erde gehen daher auch unter den Sachverständigen weit auseinander. Nur darin herrscht Übereinstimmung unter den Astronomen, Physikern und Geologen, daß das Alter der Erde nicht nach Jahrtausenden, wie man früher*) glaubte, sondern nach *Jahrmillionen* zu berechnen ist. So schätzt der Physiker Thomson das Alter der Erde auf 100 Millionen Jahre, der Astronom Hermann Klein berechnet, daß seit der Bildung der festen Erdrinde 2000—4000 Millionen Jahre verflossen sind, Blandet und Vinot geben 6000 Millionen Jahre an usw. — Überall stößt man auf riesige Zahlen, auch bezüglich der einzelnen Schichten: Die Guanolager z. B., die zum Teil 30 Meter hoch sind, werden von Alexander von Humboldt auf ein Alter von 900000 Jahren geschätzt; manche Steinkohlenflötze brauchten, wenn man mit Liebig annimmt, daß 1 □' Waldboden jährlich ca. $^1/_{40}$ Pfund Kohle erzeugt, zu ihrer Entstehung 10—20 Millionen Jahre. Für die Dauer der einzelnen geologischen Epochen nehmen manche Geologen folgende Zeiten an:

Primordialzeit	52	Millionen	Jahre,
Primärzeit	34	„	„
Sekundärzeit	11	„	„
Tertiärzeit	3	„	„
Quartärzeit	0,1	„	„

(Alter des Menschengeschlechts und der Kultur.)

Selbstverständlich können solche Zahlen auf Genauigkeit keinen Anspruch machen. Doch wie dem auch sein mag, so viel

*) Auch die aus der Bibel berechnete Zeit seit „Erschaffung der Welt“ wurde von verschiedenen Autoren verschieden angegeben. So

ist sicher, daß das Dasein der Erde sich über einen Zeitraum erstreckt, dessen Größe alle Vorstellungen des mit seinem flüchtigen Eintagsleben die Zeit messenden Menschen weit übersteigt.

Wie alt ist nun die Kultur? oder was gleichbedeutend ist: seit wann gibt es Menschen auf der Erde?

Wir wissen mit Bestimmtheit, daß der Mensch bereits zur Eiszeit, im Diluvium existiert hat. Lyell hält nun die im Sommetal gefundenen Steinwaffen und -Werkzeuge — mäßig geschätzt — für 100000 Jahre alt. Lubbock rechnet für die ältesten paläolithischen Werkzeuge ein Alter von 100000—240000 Jahren aus, G. de Mortillet von 250000 Jahren. Nach Croll begann die Eiszeit etwa vor 200000 Jahren und dauerte etwa 160000 Jahre, Nach Prestwich betrug die Dauer der Eiszeit dagegen nur 25 bis 35000 Jahre, nach Warren Upham 20—30000 Jahre, während Georg Taylor dafür 150—300000 und Penck, der jetzt als der beste Kenner dieses Gebietes gilt, 500000 Jahre angibt. Doch sind diese Zahlen nicht so widerspruchsvoll, wie es auf den ersten Blick scheint. Denn es hat nicht bloß eine Eiszeit gegeben, sondern mehrere; und man kann wohl als am wahrscheinlichsten mit Penck annehmen, daß zwar vom Beginn der ersten Eiszeit vielleicht eine halbe Million Jahre verstrichen sein können, daß aber die letzte kleine Eisperiode erst vor 10—20 Jahrtausenden abgelaufen ist.

Aber der Mensch ist viel älter als die Eiszeit; denn der Diluvialmensch besaß schon eine verhältnismäßig weit fortgeschrittene Kultur und hatte, wie die Prähistorie beweist, mit den Waffen in der Hand, mit dem Feuer und andern Errungenschaften versehen, schon ungeheure Wanderungen hinter sich die ihn in verschiedenen Erdteilen festen Fuß hatten fassen lassen.

Das Urstadium der Kultur muß also viel weiter zurückliegen; und obgleich Überreste des Tertiärmenschen bis jetzt nicht mit

---

beträgt der Zeitraum zwischen der Erschaffung Adams und der Geburt Christi nach

Lactantius: 5801,
Clemens von Alexandria: 5624,
Augustinus: 5351,
Cassiodorus: 4697,
Bossuet: 4004,
Melanchthon: 3963 Jahre.

Sicherheit nachgewiesen wurden, sind wir doch zu der Annahme gezwungen, daß sich jener lange und langsame Entwicklungsvorgang, den wir als die „Urzeit“ bezeichnen, noch im Tertiär abgespielt haben muß. — Jedenfalls ist also das Alter des Menschengeschlechtes nicht nach Jahrtausenden, sondern nach Jahrhunderttausenden zu berechnen.

(Alter der jüngern Steinzeit.)

In Skandinavien und Dänemark sind bis jetzt Spuren des Diluvialmenschen nicht gefunden worden; die ältesten Überreste menschlicher Kultur stammen dort aus der jüngern Steinzeit und sind in den Kjökkenmöddinger und in den Torfmooren enthalten. Diese Torfmoore sind von Bedeutung, weil sie uns eine Art von prähistorischem Kalender liefern. Sie sind nämlich aus vier Schichten in folgender Weise zusammengesetzt:

Die unterste Schicht besteht aus den Überresten großer Fichtenwaldungen, aus einem Filz von Nadeln, Haufen von Fichtenzapfen und trefflich erhaltenen Stämmen, von denen manche ein Alter 300—400 Jahren erreicht haben. Diese Fichtenwälder bedeckten einstmals ganz Dänemark. — Dann wurde die Fichte verdrängt von der Erle, deren Bestände die zweite Schicht bilden, diese dann, wie die dritte Schicht zeigt, von der Eiche, und diese schließlich von der Buche, deren prächtige Waldbestände heute Dänemark überziehen, während die Fichte dort ausgestorben ist. Die einzelnen Schichten haben eine Mächtigkeit von 5—7 Metern; nach Steenstrup mag deren Bildung eine Dauer von 10—12 Jahrtausenden beansprucht haben, wovon der größte Teil auf die Herrschaft der Fichte entfällt.

Das Zeitalter der Fichte ist nun zugleich, wie die archäologischen Funde zeigen, das neolithische Zeitalter gewesen; man nimmt an, daß es etwa bis 1500 v. Chr. gedauert hat.

Um diese Zeit begann die Eiche die Fichte zu verdrängen, und ungefähr gleichzeitig beginnt die Bronzezeit.

Um den Beginn unsrer Zeitrechnung wurde dann die Eiche von der Buche aus dem Feld geschlagen, zugleich mit dem Anfang der Eisenzeit. Die Herrschaft der Buche währt jetzt 1900 Jahre.

Auch das übrige Europa war zur Zeit der neolithischen Periode von Urwäldern überzogen, wodurch die Neigung, sich in

Pfahlbauten an den Seen anzusiedeln, wohl verstärkt worden ist. Diesen Pfahlbauten schreibt man ein Alter von etwa 5000 Jahren zu. In geschichtlicher Zeit waren sie verschwunden; kein antiker Schriftsteller erwähnt diese Neolithiker, die bereits Ackerbau und Viehzucht zugleich betrieben. Für das hohe Alter des Ackerbaus spricht auch der Umstand, daß die ursprünglichen Arten vom Weizen, Roggen und Mais nirgends mehr wild wachsen, sondern überall ausgestorben sind.

(Die verhältnismäßige Dauer der einzelnen Kulturepochen.)

Was nun die verhältnismäßige Dauer der einzelnen Kulturepochen betrifft, so können wir uns auch davon nur einen ungefähren Begriff bilden.

Eine allgemeine, schon von Kant angestellte Betrachtung lehrt, daß die Kulturepochen immer kürzer werden — oder daß die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte gemacht werden, sich immer schneller folgen. Indem der Fortschritt fortschrittsfähig macht, häufen sich die Errungenschaften der Kultur nicht proportional der Zeit an, sondern in einem immer rascher werdenden Zeitmaß. Dieser schon an sich plausible Satz wird durch die Geschichte bestätigt. So waren die Fortschritte der letzten 30 Jahre größer, als die der vorhergehenden 100 Jahre und diese wieder größer, als die der vorhergehenden 500 Jahre usw. Auch haben die Historiker die Richtigkeit dieses Satzes in überraschender und jedenfalls ganz unbeabsichtigter Weise sehr schön zum Ausdruck gebracht durch die Einteilung, die sie für die Epochen der Weltgeschichte aufgestellt haben. Danach beträgt nämlich die Dauer

1. des Altertums — ca. 5 Jahrtausende,
2. des Mittelalters — etwas über ein Jahrtausend,
3. der Neuern Zeit — 3 ½ Jahrhunderte und
4. der Neuesten Zeit — nur ein Dutzend Jahrzehnte.

Daraus geht also hervor, daß die Kulturepochen um so länger dauerten, je weiter sie zurückliegen.

Die Urzeit, in der der Mensch aus tierischen Anfängen die primitive Kultur schuf, muß zunächst sehr dem fortschrittslosen Leben der Tiere geglichen haben, und die Dauer dieser ersten

Zeiten muß enorm gewesen sein; erstens weil die darin gemachten Fortschritte ungeheure waren und dann wegen der zähen Konservativität des primitiven Menschen, dem das Herkommen als oberstes Gesetz gilt. Aller Anfang ist schwer: es ist wohl anzunehmen, daß die „Urzeit", die dem Menschen seine charakteristischen (und noch jetzt angebornen) Eigenschaften verlieh, sich über Jahrhunderttausende erstreckt hat und jedenfalls eine bedeutend längere Dauer hatte, als alle andern Kulturepochen zusammengenommen. Die folgenden Epochen wurden immer kürzer, so daß schließlich den wenigen Jahrtausenden der Zivilisation, die bis jetzt als „Weltgeschichte" galten, der Zeit nach nur ein verschwindend kleiner Teil des ganzen Entwicklungsverlaufs zugesprochen werden kann. — Was früher bei den alten Historikern als „Altertum" der Anfang aller menschlichen Dinge zu sein schien, das ist jetzt für die Soziologie ein verhältnismäßig „neuer" Zeitabschnitt geworden, der uns so nahe gerückt ist, daß wir sie der letzten und kürzesten Epoche der Kulturentwicklung einzugliedern gezwungen sind.

Wir kommen also zu dem Ergebnis:

1. Das Alter des Menschengeschlechtes und der Kultur ist nicht auf Jahrtausende, sondern auf Jahrhunderttausende zu bewerten.
2. Von allen Kulturepochen hatte die „Urzeit" die längste Dauer, und wahrscheinlich eine viel längere Dauer als alle andern Kulturepochen zusammen genommen.
3. Jede spätere Kulturepoche war von immer kürzerer Dauer als die vorhergehende.
4. Die wenigen Jahrtausende der Zivilisation, die man als die „Weltgeschichte" bezeichnet, stellen der Zeit nach einen nur verschwindend kleinen Teil des gesamten Kulturverlaufs dar.

* * *

(Gesamtübersicht.)

Überblicken wir die Geschichte der Erde und die sich darin — wie eine einzelne Szene in einem großen Drama — abspielende Geschichte der Menschheit, so lassen sich folgende Phasen unterscheiden:

I. Astronomische Phasen:

1. Die Erde ist ein gasförmiger Körper; es herrscht nur ein einziger Aggregatzustand, der gasförmige.
2. Durch Wärmeabgabe schlagen sich Flüssigkeiten nieder: es sind also zwei Aggregatzustände vorhanden, Gase und Flüssigkeiten.
3. Die Oberfläche erstarrt: es existieren jetzt auch feste Körper, also alle drei Aggregatzustände nebeneinander.

Damit beginnen

II. die geologischen Phasen

1. Die erste davon ist die azoische, die noch kein organisches Leben kennt,
2. die zweite die organische, in der Pflanzen und Tiere leben, und die dritte
3. die überorganische, in der der Mensch auftritt und mit ihm die Kultur. Dieser Abschnitt zerfällt wieder in
   a) vorgeschichtliche Phasen:
      Urzeit,
      Wildheit,
      Barbarei und
   b) geschichtliche Phasen:
      Zivilisation.

Daran werden sich im ewigen Wechsel der Dinge weitere Phasen anschließen: der Abkühlungsprozeß der Erde wird fortschreiten, die gasförmigen Körper werden verloren gehen oder sich zu flüssigen, die flüssigen Körper zu festen umwandeln. Die Sonne — die Lebenspenderin, denn alles Leben auf der Erde ist umgewandelte Sonnenwärme — wird mehr und mehr erkalten. Das Leben wird erlöschen, und die erstarrte Erde wird noch Äonen lang die Sonne umkreisen, wie jetzt der Mond die Erde. Das Leben wird also in der Geschichte der Erde nur eine kurze Episode sein; wie ein flüchtiges Erröten färbt es die Wangen der noch jugendlichen Mutter Erde, worauf steinerne Ruhe und starre Unbeweglichkeit folgt, wenn nicht unterdessen ein astronomischer Zusammenstoß das Ende herbeigeführt hat.

In solch eisige Öde schaut der Blick von der Höhe des astronomischen Standpunktes (vgl. Wilh. Meyer, Weltuntergang). Steigen wir aber herab in das lachende Tal, das uns der soziologische Standpunkt zeigt, so nimmt die Zukunft ein anderes, ein freundlicheres Gesicht an; dann erscheint die Periode des Lebens auf der Erde beinahe unendlich lang. Denn in der ungeheuren Weltenuhr schreitet der Zeiger nur unmerkbar langsam vorwärts, und der Pendel braucht eine Ewigkeit, um eine einzige Schwingung zu vollführen. Nach einer Berechnung von Helmholtz wird z. B. die Sonnenwärme erst nach über 20 Millionen Jahren um einen einzigen Grad Celsius abnehmen; und so stößt man überall bezüglich der Veränderungen in unserem Sonnensystem, die zu dessen Muspili, zum Weltuntergang führen werden, auf ungeheure Zahlen. Der Soziologe darf also die Zukunft beinahe als endlos betrachten. Noch Jahrmillionen wird uns der Wahrscheinlichkeit nach die Sonne Homers leuchten, und die gewaltigen Fortschritte, die wir bis jetzt gemacht haben, sind voraussichtlich nur ein Vorspiel, nur Anfänge zu einer langen Periode der Vollkultur. Das bisher Erreichte berechtigt die Menschheit zu diesen Hoffnungen.

VI.

Kultur und Glück.

Über den „Sinn" der Kultur und über die Bedeutung des Begriffes Fortschritt.

(Kultur und Glück.)

Es ist gebräuchlich, die Kultur zu definieren als eine Summe von „Errungenschaften", von „Fortschritten"*) — woraus der Schluß zu ziehen wäre, daß das menschliche Leben durch den Kulturvorgang einer stets zunehmenden Verbesserung und Vervollkommnung entgegengeführt werde. Mit dieser Folgerung scheint aber die Erfahrung nicht im Einklang zu stehen: Gewiß hat die Kultur die menschliche Gesellschaft mit Macht und Reichtum überschüttet; zugleich aber hat sie dem Einzelnen eine so drückende Last von Pflichten und Zwängen aufgebürdet, daß ihm das sorgenlose Leben des Naturmenschen beinahe als ein beneidenswertes Glück erscheinen möchte.

Offenbar entsprechen dem Fortschritt nach der e i n e n Richtung Rückschritte und Verluste nach der a n d e r n Richtung; und wenn auch die Kultur ohne Zweifel als eine „fortschreitende Bewegung" zu betrachten ist, so bleibt doch zu untersuchen, worin denn der „Fortschritt" bis jetzt bestanden hat, und was eigentlich durch die Kultur „errungen", was durch sie — verloren worden ist.

* * *

Da das Ziel alles menschlichen Strebens das Glück ist, so sollte man zunächst denken, daß das Wort Kulturfortschritt, wenn überhaupt ein vernünftiger Sinn darin gefunden werden soll, keine andere Bedeutung haben kann, als daß der Mensch durch die Kultur glücklicher geworden sei.

Die Frage, ob dies zutrifft, läßt sich natürlich nur beantworten, wenn es gelingt, den verschwommenen Begriff „Glück" bestimmt

*) Vgl. Einführung in die Gesellschaftslehre S. 3.

und klar zu fassen; denn die Ansichten darüber, was Glück sei, gehen bekanntlich weit auseinander. Die seichteste, aber wohl sehr verbreitete Meinung versteht unter Glück eine Art Schlaraffenleben, wo die Bäche von Milch und Honig fließen, wo die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, kurz wo jeder Wunsch erfüllt würde, ohne daß es auch nur die geringste Anstrengung kostete. Die Entstehung dieses Traumes von einem paradiesischen Zustande ist psychologisch gewiß leicht zu erklären, denn das allen Menschen vorschwebende Ziel ist es ja, durch möglichst geringe Arbeit sich möglichst viel Genuß zu verschaffen. Und doch wäre die Erfüllung dieses Midaswunsches kein Segen, sondern ein Fluch für den Menschen. Denn ein solches Paradies würde dem Menschen alle seine Hoffnungen und Wünsche, alle seine Beschäftigungen und Willensbetätigungen hinwegnehmen und ihm das Leben zur Qual und zum Ekel machen und die Welt zur Öde, in der er, durch unerträgliche Langweile gefoltert, unglücklich wäre, und aus der er sich, wie der Ritter Tannhäuser aus dem Hörselberg, von ganzem Herzen hinaussehnen würde. Denn nicht in der trägen Ruhe, nicht im tatenlosen Genuß liegt das Glücksempfinden, sondern in der erfolgreichen Tätigkeit, nicht im Ziel, wie uns eine das ganze Leben begleitende Täuschung vorgaukelt, sondern in der Erreichung des Zieles, nicht im Besitz, sondern in dessen Eroberung und Verwertung. Es ist ein Grundirrtum zu glauben, das Glück könne ein Zustand sein, der einmal erreicht immer anhalten werde; tatsächlich ist das Glücksempfinden, wie das Leben überhaupt, ein Vorgang, der nur dadurch Bestand erhalten kann, daß er sich immer erneuert, immer weiter schreitet. Der Weg ist alles, das Ziel ist stets Null. Das Glück darf deshalb auch nicht, wie es oft geschieht, mit jenem Zustand stumpfer, animalischer Zufriedenheit verwechselt werden, die der Gewohnheitsmensch empfindet, wenn er in dem ewig gleich bleibenden Einerlei seiner Tage durch nichts gestört wird. Glücklich ist vielmehr der Mensch, der alle in ihm schlummernden und ihn von innen anreizenden Spannkräfte in Taten umsetzen, immer neue Wünsche und neue Begierden durch neue Anstrengungen befriedigen kann, der Hindernisse überwindend von Erfolg zu Erfolg schreitet und so alle seine Kräfte, Fähigkeiten und Anlagen (die natürlich individuell sehr verschieden sind) zu

maximaler und harmonischer Entfaltung zu bringen und seine Persönlichkeit immer höhern Formen der Vervollkommnung entgegenzuführen vermag. Das Glück ist also zu suchen, wie eine bekannte und sehr richtige Formulierung sagt, in dem vollen und harmonischen Ausleben der Individualität, in der freien Entfaltung und steten Vervollkommnung der Persönlichkeit. Und die Erfahrung bestätigt den Satz; denn im allgemeinen fühlen sich die Menschen am glücklichsten, die in einem ihrer angeborenen Individualität möglichst günstigem Milieu ihr Leben verbringen und ihre Anlagen frei und voll entfalten können.

* * *

Nehmen wir nun unsere Frage in diesem Sinn wieder auf, so ist zunächst zu bemerken, daß die Ansichten der Gelehrten darüber, ob die Menschen durch die Kultur glücklicher geworden seien, weit auseinander gehen. Bejaht worden ist die Frage nur von wenigen, unter ihnen allerdings auch von einem so großen Forscher wie John Lubbock, einem der Begründer der Soziologie. Die meisten Soziologen haben die Frage teils umgangen, teils für unbeantwortbar erklärt, teils behauptet, daß die Kultur ohne nennenswerten Einfluß auf das menschliche Glück war; nicht wenige haben auch zu erweisen versucht, daß der Mensch durch die Kultur sein Los nicht verbessert, sondern verschlimmert habe. — Während also nach den einen die Kultur als ein Segen, ist sie nach den andern als ein Fluch zu betrachten. Schon aus dem Widerspruch dieser Ansichten dürfte hervorgehen, daß die Kultur das Los des Individuums nicht wesentlich, nicht augenfällig verbessert haben kann. Die Verschiedenheit der Ansichten selbst ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß die einzelnen Forscher verschiedene Klassen der zivilisierten Völker zum Vergleich mit den Naturvölkern herangezogen haben. Nun mögen allerdings gewisse Bevölkerungsklassen durch die Gunst der Kultur auf eine Höhe des Daseins erhoben worden sein, die von Naturvölkern niemals erreicht werden konnte. Betrachtet man aber — worauf es doch ankommt — die Lebenslage der großen Massen auf den höhern Kulturstufen, so muß man, wie ich glaube, notwendig zu der Überzeugung kommen, daß die Kultur das Los des Individuums im allgemeinen eher verschlimmert als verbessert hat.

Der Naturmensch kann sich offenbar in viel höherm Maß seinen natürlichen Fähigkeiten gemäß harmonisch ausleben, er ist frei von Zukunftssorgen und zufrieden mit seinem Los, während die großen Massen auf der Stufe der Zivilisation in ein nie ruhendes Räderwerk einseitiger Arbeit hineingepreßt, durch ein raffiniertes System von Pflichten und Zwängen von allen Seiten eingeengt, von Sorgen oder von der Pleonexie geplagt, von so vielen unerfüllbaren Wünschen bestürmt, ein verkümmertes und verquältes Dasein führen müssen, vor dem der Naturmensch einen unüberwindlichen Abscheu empfindet.

* * *

Dieses Ergebnis von Betrachtungen, die wir in den Einzelheiten allerdings erst im Schlußband dieses Werkes auseinandersetzen können, muß auf den ersten Blick erstaunlich erscheinen, ja fast unglaublich: Ungezählte Jahrtausende hindurch hat der Mensch Errungenschaft auf Errungenschaft gehäuft, Erfindung auf Erfindung getürmt, Fortschritt an Fortschritt gereiht; durch ungeheure Anstrengungen, durch die bewundernswerten Arbeiten seiner genialsten Köpfe ist er zu einer zauberhaften Macht gelangt, die ihn hoch über alle andern Mitgeschöpfe emporgehoben, ihm die Herrschaft auf Erden verliehen hat — und mit all diesen schönen Dingen soll er nichts erreicht haben, ja weniger als nichts? Nur künstliche Ketten hätte er sich daraus geschmiedet, die ihn zum Sklaven seines eigenen Werkes niederdrücken? — Doch dürfte das Rätsel nicht schwer zu lösen sein:

Wie wir früher gesehen haben, kämpft der Mensch den Daseinskampf nicht individuell, sondern sozial; nicht Individuum gegen Individuum, sondern Gesellschaft gegen Gesellschaft. Die stärkste Waffe einer Gesellschaft für den Daseinskampf ist ihre Organisation. Da nun eine Gesellschaft mit strafferer, höherer Organisation jede andere aus dem Feld schlägt, so mußten als Sieger immer straffer, höher organisierte Gesellschaften übrig bleiben, die Organisation der Gesellschaft mußte durch die Auslese im Kampf ums Dasein immer höher hinaufgeschraubt werden. Wie sich das einzelne Individuum in dieser Organisation befand, das war für den Fortschritt dieses Prozesses ziemlich gleichgültig. — Machen wir uns diesen wichtigen Vorgang zunächst an einigen

Beispielen klar! Eine Horde, die eine andere unterjocht und deren Mitglieder als Sklavenklasse für sich arbeiten läßt, während die Siegerklasse sich ausschließlich dem Waffenhandwerk widmet, ist besser organisiert und mächtiger, als eine andere, die nicht über Sklaven verfügt; und so wurde auf einer gewissen Kulturstufe die Einrichtung der Sklaverei herrschend und allgemein verbreitet, obgleich durch sie das Glück der Mehrzahl der Individuen offenbar eine wesentliche Einbuße erlitt. — Eine Gesellschaft, die die Mehrzahl ihrer Mitglieder in die widernatürlichste und härteste Arbeitsteilung hineinpreßt, ist mächtiger als eine andere ohne Arbeitsteilung, und so mußten die Gesellschaften mit Arbeitsteilung Herr werden über die Gesellschaften, die diese Einrichtung nicht besaßen, obgleich dadurch das Glück der meisten ihrer Mitglieder nicht gefördert, sondern vermindert wurde. — Eine Gesellschaft, die die Kulturerrungenschaften nicht für die qualitative Verbesserung des Loses der einzelnen, sondern bloß oder hauptsächlich für die Vermehrung und Verdichtung der Volksmenge verwendet, also nur für die quantitative Hebung des Lebens, ist stärker, als eine andere Gesellschaft, die es umgekehrt macht; und sie ist deshalb geeignet und befähigt, eine solche auf der Leiter der Menschlichkeit höher stehende Gesellschaft zu verdrängen, zu vernichten oder zu unterjochen usw. In dieser Weise mußte also die Auslese im Daseinskampf immer vollkommenere Organisationen ergeben, immer größere, immer stärkere, immer differenziertere, immer straffer disziplinierte Gesellschaftskörper; das Wohlbefinden des Individuums in diesen Zwangssystemen war dabei für den Prozeß der Auslese von verhältnismäßig ganz untergeordneter Bedeutung.

Diese Betrachtung läßt es begreiflich erscheinen, warum das Glück des Individuums, trotz aller Errungenschaften und Fortschritte, durch die Kultur nicht gehoben wurde. Aber nicht nur ein negatives, sondern auch ein positives Ergebnis können wir ihr entnehmen; wir erkennen nun klar, worin bis jetzt der „Sinn“ und die Bedeutung der Kultur bestanden hat: Der Fortschritt betraf überhaupt nicht das Wohlbefinden des Individuums, sondern einzig und allein die Vervollkommnung der Gesellschaft, auch auf Kosten des Individuums. — Je vollkommner die Gesell-

schaft wurde, um so mehr mußte sich das Individuum in den künstlichen Mechanismus hineindrängen lassen, sich hineinpassen, mochte es sich nun dabei wohl oder übel befinden. Dafür sorgte die natürliche Auslese im Kampf ums Dasein. Die Sieger waren einfach die besser organisierten, disziplinierten, beherrschten Knechte der Gesellschaft. Die Errungenschaften der Kultur kamen nicht dem Individuum zugute, weil sie aufgebraucht wurden für die Macht und Größe der Organisation, für die Vervollkommnung des Gesellschaftskörpers. Die Wahrheit dieses Satzes läßt sich mit e i n e m Blick erfassen, wenn wir den Ausgangs- und Endpunkt des bis jetzt abgelaufenen Kulturprozesses vergleichen: Wie hoch und vollkommen steht ein moderner Großstaat über einer Horde Wilder, und wie leer ist bei diesem Vervollkommnungsprozeß das Individuum mit seinen Ansprüchen und Wünschen ausgegangen!

* * *

Also diese Einsicht hätten wir jetzt gewonnen: der „Sinn“ und die Bedeutung der Kultur war bis jetzt nicht die Erhöhung des individuellen Glücks, sondern die Vervollkommnung der Gesellschaftsorganisation, auch auf Kosten des Individuums.

Da wir aber, von unserm menschlichen Standpunkte aus, nicht zugeben können, daß der Staat der Zweck des Individuums ist,*) vielmehr den Staat als Mittel betrachten müssen, um das Individuum seiner Bestimmung entgegenzuführen, so kommen wir zu dem weitern Schluß, daß der Kulturprozeß bis jetzt nichts anderes war, als ein vollkommen sinn-, plan-, ziel- und zweckloser Vorgang, daß er, wie jeder andere Vorgang in der Natur (soweit menschliches Erfassen reicht) das kalte fühllose Spiel blindwirkender Kräfte war, nicht eines zwecksetzenden Willens.

Und wie hätte es auch anders sein können? Stand doch der Mensch bis jetzt so tief auf geistiger Entwicklungsstufe, daß ihm der Kulturprozeß gar nicht zum Bewußtsein kam! Wie hätte er nun zwecksetzend in diesen Prozeß eingreifen können? Allerdings

*) Diese Anschauung, die man auch als sozialen Masochismus bezeichnen könnte, ist schon von Schiller in verschiedenen seiner prosaischen Schriften glänzend widerlegt worden; vgl. z. B. die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.

handelt der einzelne Mensch planvoll, zweck- und zielbewußt, aber die menschliche Gesellschaft, die aus einer Unsumme sich durchkreuzender Einzelwillen besteht, wächst und entwickelt sich, wie eine Pflanze oder ein Tier, ohne daß ihr ein Ziel vorschwebt, ohne daß sie den Weg kennt, den sie gehen will, nach Gesetzen, die ihr unbekannt sind. — Dazu kommt, daß, seit der Oberstufe der Barbarei, die Gesellschaft in zwei Klassen geteilt ist, in eine herrschende Minderheit und eine beherrschte Mehrheit. Nun ist nicht zu leugnen, daß in vielen Stücken die Interessen beider sich decken. Aber in noch mehr und gerade in den wichtigsten Dingen findet das Gegenteil statt. Die Interessen der Ausbeuter sind denen der Ausgebeuteten entgegengesetzt, und da der Wille der Minderheit allein die Macht hat, sich durchzusetzen, so mußte durch dieses System die große Masse in eine immer ungünstigere Lage hinuntergedrückt werden.

Es waren also zum Teil blinde und rohe Kräfte, die mitgewirkt haben, den Wunderbau der Kultur zu errichten. Und es ist deshalb nicht verwunderlich, daß der Fortschrittsprozeß, der durch diese Kräfte in die Wege geleitet wurde, sich in seinen wesentlichen Merkmalen nicht von den Vorgängen unterscheidet, die sich in der außermenschlichen Welt nach den ehernen Gesetzen der über alle Zweckmäßigkeit erhabenen, geheimnisvoll waltenden Natur vollziehen. Es läßt sich vielmehr deutlich erkennen, daß die wesentlichen Merkmale des Kulturvorgangs dieselben sind, wie die der organischen Entwicklung, deren Fortsetzung er ja ist. Und damit sind wir nun an einem Punkte angelangt, wo es nun endlich möglich wird, zu sagen, was das so viel gebrauchte Wort Kulturfortschritt zu bedeuten hat. Gerade wie in der organischen Natur (von der Monere zum Säugetier) eine „fortschreitende Bewegung" stattfindet, so in der Kultur. Und in beiden Entwicklungen geht die Bewegung vom Kleinen zum Großen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Gleichartigen zum Ungleichartigen, und in diesen Vorgängen der Vergrößerung, der Zusammensetzung und der Differentiation (nebst Integration) liegt der Fortschritt — in nichts weiterem. Das ist die objektive Formulierung des Begriffs Kulturfortschritt. Das Glück der Individuen hat darin keinen Platz. Denn die Natur — die Selinur, wie Vischer in einem

der tiefsten und geistvollsten Bücher unserer Literatur das für unser Verständnis sinnlose Unendliche im Gegensatz zum Taliesin, dem strahlenstirnigen zwecksetzenden Menschengeist, genannt hat — opfert in grausamer Gleichgültigkeit überall das Individuum auf dem Altar der — Art.

* * *

Das sind bittere Wahrheiten, die beim ersten Blick auf den Kulturfreund geradezu niederschmetternd wirken müssen. Wenn durch den Kulturprozeß das menschliche Glück nicht vermehrt wird, so wäre es eine Schrulle, sich für den „Fortschritt“ noch länger begeistern zu wollen. Und wenn die Kultur sich als eine Macht erweist, die der Bestimmung des Menschen feindlich entgegentritt, so ist sie als ein verwerflicher Unsinn zu betrachten, gegen den man sich mit aller Kraft auflehnen muß. Die Sehnsucht aller müßte dann sein: heraus aus der Kultur, zurück in den Naturzustand! Diesen Schluß hat denn auch bekantlich schon Rousseau, der alles menschliche Unglück der Kultur zuschrieb und im Kulturmenschen ein entartetes Tier erblickte, tatsächlich gezogen.

Aber diese Folgerung des genialen Schriftstellers ist, wie wir jetzt einsehen, vollkommen unrichtig. Daraus, daß bis jetzt das Individuum das Opfer der Kultur war, folgt noch lange nicht der pessimistische Schluß, daß es immer so sein wird. „Es war immer so und wird immer so bleiben“, so redet doch eigentlich nur die Ignorantenweisheit des alten Ben-Akiba. Die Logik der Tatsachen läßt gerade das Gegenteil erwarten: auf die bisherige Entwicklung, in der der Mensch durch den Fortschritt der Kultur zu unerhörter Macht gelangt ist, muß eine zweite folgen, in der diese Macht der Wohlfahrt des Individuums dienstbar gemacht werden wird. Und daß in der Tat die erste (bisherige) Epoche: „der Vervollkommnung der Gesellschaft“ nur als das Vorspiel einer zweiten Epoche: „der Vervollkommnung des Individuums“ zu betrachten ist, ja, daß dieser wundervolle Umschwung schon jetzt in unsrer spätkapitalistischen Phase vor unsern Augen begonnen hat — das ist kein optimistischer Traum, sondern für den soziologisch geschärften Blick eine Wahrheit, die,

wie die folgenden Betrachtungen zeigen werden, aus den Tatsachen der gesamten und besonders der neusten Entwicklung klar hervorgeht:

Zunächst ist ja gewiß nicht daran zu denken, daß die Kultur von der Höhe ihrer Entwicklung wieder nach ihrem Ausgangspunkt zurücklaufen werde. Der Kulturmensch kann ebensowenig in den Naturzustand zurückkehren, wie der Mann zum Kind sich zurückzuverwandeln vermag. Und da auch die Möglichkeit, daß die Entwicklung in der augenblicklichen Phase steckenbleiben und plötzlich zum Stillstand kommen werde, ausgeschlossen ist, so bleibt nur die Bewegung nach vorwärts übrig. — Nun ist es aber auch ganz unwahrscheinlich, daß diese Bewegung für alle Zukunft ihren bisherigen Charakter beibehalten wird, daß die Vervollkommnung der Gesellschaft auf Kosten des Individuums das letzte Wort der Kultur sein kann. Allerdings in tierischen Gesellschaften hat die Natur dieses Prinzip mit grausamer Konsequenz durchgeführt, so z. B. in den Staaten der Ameisen, Termiten, Bienen, diesen Menschen unter den Insekten. Hier ist der Prozeß so weit fortgeschritten, daß es Männchen und Weibchen gibt, die nichts anderes mehr sind als selbständig lebende Geschlechtsorgane, daß bei andern Individuen die Fortpflanzungsorgane entartet sind, damit sie ausschließlich als Arbeiter oder als Soldaten der Gesellschaft dienen. Ferner gibt es Sklavenhalter, deren Freßwerkzeuge so verkümmert sind, daß sie verhungern, wenn sie nicht von ihren Sklaven gefüttert werden. Ja, bei den Ameisen werden einzelne Individuen mit süßem Saft gefüllt und in den Zellen aufgehängt, so daß sie nun ihr Dasein als Flaschen oder als lebende Honigtöpfe der Gesellschaft zum Opfer bringen. Wir sehen daraus, wohin der Weg führt: *zur Verkümmerung und Entartung der Individuen!* Nun sind zwar Anfänge zu solch künstlicher Degeneration auch in Menschenstaaten vorhanden; aber zu anatomischen Veränderungen, die *vererblich* wären, ist es bis jetzt nirgends gekommen und wird es nie kommen. Der Mensch müßte auf die Stufe von Insekten hinabsinken, wenn er sich willenlos dem Naturprozeß überlassen würde. Doch dafür ist er zu hoch gestiegen; in jedem Individuum treibt der innerste Drang zum Vollmenschentum hin, und überall und immer bäumt sich das menschliche Gefühl mit aller Kraft dagegen

auf, daß der Nutzen der Gesellschaft durch die Entartung und Verkümmerung der Individuen erkauft wird.

Und mit wachsender Kultur immer mehr, immer heftiger! Denn durch die Kultur wird der Mensch genußfähiger, aber auch schmerzempfindlicher. In einem guten Milieu wird der Kulturmensch deshalb glücklicher sein können, als das Tier oder der Naturmensch, in einem ungünstigen Milieu wird er sich notwendig um so unglücklicher fühlen. Mit zunehmender Kultur muß daher der Gedanke, was das Leben sein könnte und was es ist, ihn immer stärker aufreizen, und der Wunsch nach einer Welt, in der er sich frei und voll entfalten kann, die Sehnsucht nach Glück muß immer heisser, immer unbezähmbarer werden. Es ist also nicht anzunehmen, daß der Mensch, nachdem er durch die Kultur die Macht erlangt hat, Freuden zu schaffen und Schmerzen zu verhüten, sich dazu verstehen wird, für immer das Opfer der Gesellschaft, das „Kanonenfutter“ der Kultur zu bleiben. — Und in der Tat, unsre Zeit, in der die untern Klassen, die am meisten der Entartung ausgesetzt sind, ihre Stimme erheben, in der sogar die Frau, der älteste Sklave der Menschheit, selbständig werden will, bezeugt die Richtigkeit dieser Anschauung. Und die beiden großen Worte vom Individualismus und Sozialismus, von denen unser Jahrhundert widerhallt, beweisen nicht minder die Steigerung der Sehnsucht nach Glück. Denn diese zwei Schlagworte stehen nicht, wie man gewöhnlich glaubt, in einem feindlichen Gegensatz zueinander, sondern sie sind nur verschiedene Ausdrücke für ein und dasselbe Streben. Freilich, wenn man unter Individualismus jenes Zerrbild versteht, wonach jeder Mensch der geborene Feind des andern wäre und womöglich ein Alleinflieger, eine blonde Bestie u. dgl. sein sollte, und wenn man sich unter Sozialismus nichts anderes vorzustellen weiß, als eine gewalttätige Gleichmacherei, die alle Welt zu einem öden Kasernenleben verurteilen möchte, dann sind die beiden Prinzipien scharfe und unversöhnliche Gegensätze. Wenn man aber solch widerliche Verzerrungen auf sich beruhen läßt und einsieht, daß Individualismus nichts anderes bedeuten kann, als Organisation der Freiheit und Sozialismus nichts anderes als Organisation der Arbeit — oder um es genauer auszudrücken: rationelle Vergesellschaftung (= Sozialisation) der

Produktion und gerechte d. h. proportionale Verteilung der Arbeitsprodukte — dann ist der Sozialismus (in diesem Sinne verstanden!) die unerläßliche Bedingung des Individualismus, dann ist er, wenigstens in unsrer Entwicklungsphase, nicht nur die beste, sondern auch die einzige Form, die dem Individuum diejenige Sphäre der Macht und Freiheit schafft, in der es sich voll ausleben kann. — Denn als ein soziales Wesen vermag der Mensch nur auf sozialem Wege seine Bestimmung zu erfüllen. Wenn die besitzenden Klassen mehr den Individualismus, die ausgebeuteten Massen mehr den Sozialismus betonen, so ist das begreiflich; vom soziologischen Standpunkt aus aber ist beides einseitig und falsch. Der richtige Ausdruck für das Glückstreben der Menschheit müßte, wenn wir doch ein Wort dafür haben wollen, Sozial-Individualismus heißen.

Bis jetzt hat der Mensch dieses Glücksehnen großenteils dadurch unfruchtbar gemacht, daß er es in eine andere Welt hinausprojizierte. Dieser Glaube war dem leidenden Individuum der ersten Epoche eine Wohltat, dem tätigen Individuum der zweiten Epoche, das seine ganze Kraft der diesseitigen Welt zuwenden muß, wird er zum Hemmschuh. Je mehr nun jener Gedanke zum Schwinden kommt, je mehr sich statt dessen die Einsicht verbreitet, daß fast jedes individuelle Übel, dem der einzelne wehrlos gegenübersteht, der Ausfluß einer sozialen Krankheit ist und nur durch soziale Einrichtungen verhütet werden kann, — um so mehr wird er in jedem Unglück, das ihn trifft, einen neuen Sporn zu sozialem Streben empfinden. Während die alte Religion nur zu trösten und zu beruhigen vermochte, wird diese neue Religion dazu aneifern, Schmerzen nicht in leere Hoffnungen, sondern in Taten umzusetzen, die geeignet sind, wahre Fortschritte ins Leben zu rufen.

Auch eine ganze Reihe andrer Hindernisse, die dem Glückstreben des Individuums bis jetzt im Wege standen, sehen wir in unsrer Zeit ins Wanken kommen durch Angriffe, denen sie wohl kaum auf die Dauer werden widerstehen können. Wie früher bemerkt, war einer der Hauptgründe, warum die Kultur das Glück der Individuen so wenig zu begünstigen vermochte, der, daß die großen Massen der Nationen von kleinen herrschenden Minderheiten niedergedrückt und ausgebeutet wurden. Es

ist nun eines der wichtigsten Ereignisse unsrer Zeit, daß diese Massen immer mehr aus ihrem dumpfen Schlummer erwachen, sich zu organisieren beginnen und dadurch allmählich zu der Macht gelangen, die notwendig ist, um ihren Ansprüchen Gewicht zu verleihen.

Und mit ganz richtigem Instinkt empfinden die Unterdrückten, daß die Unterdrückung erst dann ein Ende finden kann, wenn der Daseinskampf zwischen den „Gruppen“ vermenschlicht wird; und daß ein solches Resultat nur durch internationale Verständigungen zu erzielen ist. — In dieser Auflehnung gegen die Roheit des Daseinskampfes, dessen tiefststehende Form der Krieg ist, kommt der Unterklasse der Umstand zu Hilfe, daß unterdessen der Kriegsstaat in den Arbeitsstaat übergegangen ist (vgl. den III. Teil). An die Stelle der kriegerischen Berührungen treten immer mehr Handelsbeziehungen, die die Völker der ganzen Erde zu einer großen Arbeitsorganisation vereinigen. Im Arbeitsstaat brauchen aber die Interessen des einzelnen bei weitem nicht mehr in dem Maße der Gesellschaft geopfert zu werden, wie im Kriegsstaat, sondern der Staat wird immer mehr das Mittel zur Wohlfahrt der Individuen.

Indem die friedliche Arbeitsorganisation immer mehr alle Völker der Erde umfaßt, tritt nach der andernorts dargestellten Fortschrittstheorie ein Wendepunkt ein, der für die Erhöhung des individuellen Glücks durch die Kultur ebenfalls von großer Bedeutung ist: Wie wir in den „Ursachen des Kulturfortschritts“ gezeigt haben (S. 310 ff.), ist die wichtigste Ursache des Kulturfortschrittes in der „Gruppenbeeinflussung“ zu suchen. Der Fortschritt erhält die stärksten Impulse, sobald Völker, die sich vorher fremd waren, miteinander in Wechselwirkung treten. Die rapiden Fortschritte der letzten Jahrhunderte sind daraus zu erklären, daß die höchstgestiegenen Nationen mit immer neuen Völkern rasch hintereinander in Berührung kamen, bis sich ihnen das ganze Erdenrund erschlossen hatte. — So lange nun die Kultur jäh und stoßweise fortschreitet, kann in dem jagenden Wechsel der Zustände an keinen Zustand eine richtige A n p a s s u n g stattfinden. So lange keine Anpassung, keine Ordnung, erfolgt ist, werden die Individuen durcheinander geworfen, sie können keinen festen Halt fassen, und deshalb sind jähe Übergangszeiten

dem individuellen Glück, das nur bei langer sozialer Anpassung sich ungestört entfalten kann, ganz besonders ungünstig. — Wenn nun unsere Fortschrittstheorie richtig ist, so muß die Ära des rapiden und stoßweisen Fortschrittes sich ihrem Ende nähern, denn es gibt keine „neuen" Völker auf der Erde mehr, die der Entwicklung solche jäh wirkende neue Stöße zu erteilen vermöchten. Es wird nun allerdings noch geraume Zeit vergehen, bis die auf diesem Wege bereits empfangenen Impulse ausgeglichen worden sind. Daraufhin aber wird wahrscheinlich der Fortschritt in ruhigere Bahnen gelangen; es wird, wie schon J. St. Mill voraussagte, ein Zustand einer allerdings sehr relativen Stabilität eintreten, d. h. eine Zeit des geordneten Fortschreitens, das die soziale Anpassung nicht mehr ausschließen und der individuellen Wohlfahrt in weit höherem Maße förderlich sein wird, als es bis jetzt der Fall war.

Ferner darf nicht unerwähnt bleiben, daß nach der Ansicht hervorragender Soziologen (seit Malthus) der größte Teil der Leiden bei zivilisierten Völkern durch übermäßige Volksvermehrung verursacht ist. In der Tat ist es klar, daß die Errungenschaften der Kultur in einem um so geringern Grad der Hebung des individuellen Lebens zugute kommen können, je mehr ihr Nutzen einseitig für die Vermehrung der Volkszahl aufgebraucht wird; daß eine so sinnlose Volksvermehrung, wie sie im XIX. Jahrhundert stattgefunden hat (in Europa und den Ver. Staaten von Nordamerika von 153 auf 398 Millionen!), Elend und Leiden aller Art, Krankheiten und Verbrechen und eine bedauerliche Verrohung des Daseinskampfes zur notwendigen Folge haben muß; und daß die Zunahme der Bevölkerung jedenfalls nicht in diesen Proportionen weiter fortschreiten kann. — Nun beginnt aber in den höchstgestiegenen Kulturländern immer mehr die Überzeugung sich zu verbreiten, daß Eltern, die in tierischem Drange Kinder erzeugen, denen sie weder eine angemessene Erziehung angedeihen, noch ein menschenwürdiges Los sichern können, unmoralisch handeln und am meisten auch sich selber schaden; und diese Einsicht hat in jenen Ländern eine deutliche Abnahme des Bevölkerungszuwachses zur Folge gehabt. — Damit tritt ein bedeutungsvoller Wendepunkt in dem Verhältnis zwischen Kultur und Glück ein. Denn was wir hier erstehen sehen, ist nichts anderes,

als der erste Anfang einer Vermenschlichung der Fortpflanzung, durch die (wie im II. Teil: „Soziologie der Fortpflanzung“ auseinanderzusetzen sein wird) Leiden in ungeahnter Zahl verhütet werden können.

So sehen wir also überall Mächte an der Arbeit, die dem Glückstreben des Individuums die Wege bahnen und die entgegenstehenden Hindernisse siegreich in Angriff nehmen.

Zugleich aber ist, auf wissenschaftlichem Gebiete, ein Ereignis von ganz großer Art eingetreten: die Entdeckung der Kulturbewegung. Wie überall in der Natur das Unbewußte als ein erstes Stadium dem Bewußtsein voraufgeht (z. B. in der organischen Entwicklung, in der Entwicklung des einzelnen Menschen), so war auch die Kulturbewegung bis jetzt eine unbewußte und daher sozusagen unwillkürliche. Indem aber die Entwicklung immer weiter fortschritt, mußte früher oder später ein Punkt erreicht werden, wo die Menschheit sich ihres Lebens bewußt wurde. Mit der Entstehung der Soziologie ist dieses Ereignis eingetreten. Und nun hat in der großen Weltenuhr eine neue Stunde geschlagen. Sie verkündet die Auferstehung der Menschheit aus dem Dämmer des Trieblebens in die Helle des Bewußtseins, das Erwachen des schlafenden Riesen zu zielsetzendem Kampf, zu zweckbewußter Arbeit: die Menschheit, die bisher als eine blinde Naturkraft gewirkt hat, ist sehend geworden. Noch liegt auf den Tälern tiefer Schatten; doch schon beginnen die Berggipfel zu erglühen: der Sozial-Intellekt ist in das Zeichen des Selbstbewußtseins getreten. — Damit muß sich nun notwendig auch der Charakter der Kulturbewegung ändern. Denn so lange der Mensch von der Existenz und dem Wesen dieser Entwicklung keine Ahnung hatte, war es selbstverständlich, daß er sie wie ein Verhängnis über sich ergehen lassen mußte. Jetzt aber wird ihm die Wissenschaft die Mittel an die Hand geben, in diese Bewegung immer mehr zu seinem Vorteil einzugreifen. Gerade wie die Menschheit durch die Naturwissenschaft sich dazu aufgeschwungen hat, die Natur zu meistern, so wird sie durch die Kulturwissenschaft lernen, das eigene Geschöpf, das sie in Blindheit erschaffen hat, die Kultur ebenfalls zu menschlichen Zwecken zu beherrschen. „Die Wissenschaft von den sozialen Mächten wird selbst eine soziale Macht

werden“ und den Menschen instand setzen, von dem durch blinde Kräfte Geführten zum zielbewußten Leiter seiner Geschicke aufzusteigen.

* * *

Fassen wir unsre Betrachtungen zusammen: In langem Ringen und Kämpfen hat die Menschheit sich zu immer höhern Formen organisiert — ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen. In dieser Epoche, die sich über Hunderttausende von Jahren erstreckte, wurde die Gesellschaft einem Vervollkommnungsprozeß unterworfen, dessen Kosten das Individuum mit seinem Glück zu zahlen hatte. Infolge dieser Vervollkommnung ist die menschliche Gesellschaft zu hoher Einsicht und ungeheurer Macht emporgestiegen, und so wurde ein Punkt erreicht, wo die Menschheit zum Bewußtsein ihres Lebens erwachte; und nun beginnt, wie wir aus allen Anzeichen erkennen, eine zweite Epoche, eine neue Ära, in der die so mühsam erworbenen Kulturerrungenschaften durch den zielsetzenden Menschengeist dem einzigen vernünftigen Zweck, den es gibt und geben kann: der Erhöhung der Wohlfahrt der Individuen dienstbar gemacht werden, wo der Mensch, der bis dahin der Sklave der Kultur, der Narr seines eigenen Geschöpfes war, anfängt, sich zu ihrem Herrn und Meister zu erheben.

Astronomische und geologische Gründe sprechen dafür, daß diese zweite Epoche, deren erste Anfänge wir jetzt erleben, sich über Hunderttausende, ja vielleicht Millionen von Jahren ausdehnen wird (vgl. S. 340). Nach den ungeheuren Fortschritten der letzten paar Jahrtausende sind wir zu der Vermutung berechtigt, daß diese zukünftige Entwicklung zu ungeahnten Höhen aufsteigen und zu einer Ära der Vollkultur hinaufführen wird, von der aus betrachtet die Phasen unsrer bisherigen Halbkultur zusammengenommen als eine Art Kindheit des Menschengeschlechtes erscheinen dürften. Erst in dieser kommenden Epoche, wenn die Kultur voll erblüht ist, wird man ihren Wert richtig abzuschätzen vermögen.

* * *

Wenn wir nun so im Lichte der Soziologie die Kulturentwicklung betrachten, so dürfte sich ergeben, daß auch eine vorurteilslose und kühle Kritik der Kultur keineswegs zu einer pessimistischen Auffassung führen muß. Im Gegenteil, fast erhalten wir den Eindruck, als ob aus dem großartigen Verlauf, den das Menschheits-Drama genommen, ein geheimnisvoller Plan des Heils und der Beglückung herausleuchte, als ob diese Entwicklung sich auch dann nicht viel anders gestaltet hätte, wenn sie durch eine zwecksetzende Macht geleitet worden wäre. Denn stets muß das Mittel, das Werkzeug erst geschaffen werden, bevor es seinen Zweck erfüllen kann. Wenn ich mir eine Axt verfertige, bin ich während der Arbeit nur das Mittel des Zwecks, und erst wenn ich sie geschaffen habe, wenn ich sie frei in der Hand schwinge, bin ich ihr Herr. „Beim ersten sind wir Knechte, beim zweiten sind wir frei“, so möchte man den Goethischen Spruch hier umkehren.

Nicht also das ist unser Unglück, daß wir schon zu viel, sondern daß wir noch zu wenig Kultur haben. Nicht „zurück in den Naturzustand“, sondern „vorwärts in die Vollkultur“ muß es heißen. Es wäre ein sinnloses Unterfangen, wenn der Mensch die ungeheure Macht, die er sich durch die Kultur erschaffen, aus der Hand legen wollte, statt sie zu verwerten und sich nutzbar zu machen. Er gliche einem Toren, der sein halbes Leben der Anhäufung von Reichtum geopfert hat und nun aus Ärger darüber, daß ihn dieses Geschäft so viel Mühe und Sorge gekostet, den wertvollen Besitz, statt seiner froh zu genießen, von sich werfen würde.

Die Ideale des Menschen können nur durch die Kultur verwirklicht werden, und alle unsre Kräfte müssen ihr gewidmet sein. Aber auch wer solche Hoffnungen nicht teilt, wird die höchste Befriedigung, die das menschliche Leben gewähren kann, in der Kulturarbeit finden. Denn, wie früher gesagt wurde: nicht im Ziel, sondern im Weg, nicht im Zustand, sondern im Vorgang, nicht im ruhigen Besitz, sondern im Fortschreiten, im Erstreben und Erringen des Bessern liegt das Glück.

Inhalt

(Nachschlag-Register)

Die Zahlen bezeichnen die Seiten.

I.

Einführung in die Gesellschaftslehre.

(Soziologie.)

I. Kapitel.

Über Kultur und Kulturwissenschaft.

II. Kapitel.

Über den Ursprung der Kultur.

(Die Urzeit.)

III. Kapitel.

Einteilung des Gesamtgebietes der Kultur.

II.

Entwicklungsgeschichte der Nahrung, des Werkzeugs, der Kleidung und der Wohnung.

I. Kapitel.

Nahrung.

II. Kapitel.

Werkzeug.

(Entwicklungsgeschichte der Technik.)

III. Kapitel.

Kleidung.

II. Kapitel.

Betrachtungen über den Aufbau der Arbeitsorganisation.

III. Kapitel.

Entwicklung der Arbeitsteilung oder Differentiation.

IV. Kapitel.

Entwicklung der Integration (Güterverteilung).

V. Kapitel.

Weitere Stufensysteme.

VI. Kapitel.

Wirtschaftliche Entwicklungsgesetze.

IV.

Ursachen des Kulturfortschritts.

I. Kapitel.

Die Ursachen der wirtschaftlichen Entwicklung.

II. Kapitel.

Allgemeine Ursachen des Fortschritts.

(Theorie des Fortschritts).

V.

Überblick über die Kulturstufen . . . 317

I. Kapitel.

Die Kulturstufen 319

II. Kapitel.

Über die Dauer der Kulturperioden 333

VI.

Kultur und Glück 341

Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft.

Ein populärwissenschaftlicher Vortrag
unter Berücksichtigung des Syllabus Pius X. und der Enzyklika „Pascendi Dominici Gregis".

Von

Dr. Ludwig Wahrmund,
Professor des Kirchenrechts zu Innsbruck.

47. Auflage. — Preis geheftet Mk. 1.—.

In dieser Broschüre ist der Vortrag zum Abdruck gebracht, der die vielen Angriffe gegen Professor Wahrmund zur Folge hatte und der den Ausgangspunkt des „Falles Wahrmund" bildet. Seit Erscheinen (Ende Februar 1908) sind bereits 47 Auflagen gedruckt und verkauft worden.

Ultramontan.

Eine Abwehr in vier Artikeln

von

Dr. Ludwig Wahrmund,
Professor des Kirchenrechts zu Innsbruck.

13. Auflage. — Preis geheftet Mk. 1.—.

Inhalt: 1. Herr P. Fonck als wissenschaftlicher Kritiker. 2. Die ultramontane Moral. 3. Die Teufelsaustreibung im Wemdinger Kloster. 4. Die „Religion" des Papstes Clemens VI. — Anhang: Einige berühmte Reliquienschätze.

Der „Kirchliche Anzeiger für Württemberg" (V. Jahrg. Nr. 7, Juli 1908) schreibt:

Diese Schrift ist ein echter Wahrmund. Wer ihn nicht bloß aus Zeitungsartikeln über ihn kennen lernen will, der greife zu ihr . . .

. . . Im Anhang breitet er einige berühmte Reliquienschätze vor unseren halb lachenden, halb weinenden Augen aus. Wer die Schrift durchblättert, begreift, warum Wahrmund von den Ultramontanen so ehrlich gehaßt wird.

Frank Waldfrieds Traum.

Eine verwunderlich wahrhaftige Mär
von **Ernst Ritter von Dombrowski.**

8 Bogen 8°. Preis geheftet Mk. 2.—.

Das Büchlein wird Aufsehen erregen, bei manchen Aergernis, bei vielen herzliche Freude und wahre Erbauung. Gedanke und Ausführung verraten einen Satiriker von Gottes Gnaden. Der Traum des halbverhungerten Idealisten führt in den ultramontanen Himmel, wo Petrus und Paulus nach bewährter Moral Gericht halten und manches Böcklein zur Rechten, manch Lämmlein zur Linken schicken.

Die auftretenden Persönlichkeiten sind so lebenswahr geschildert, die einzelnen Szenen sind mit so köstlichem Humor gewürzt, daß dem Buche eine günstige Aufnahme von vornherein sicher ist. Ein hervorragender Münchner Künstler hat durch bildliche Wiedergabe der einzelnen Szenen das Buch auch vom künstlerischen Standpunkt wertvoll gemacht.

In der Schlußpartie nimmt die Dichtung einen erhebenden Aufschwung. Das „Nachwort an den österreichischen Staatsanwalt" klärt über die Absichten des Dichters auf und läßt die Grundtendenz als tiefernst und ethisch erkennen.